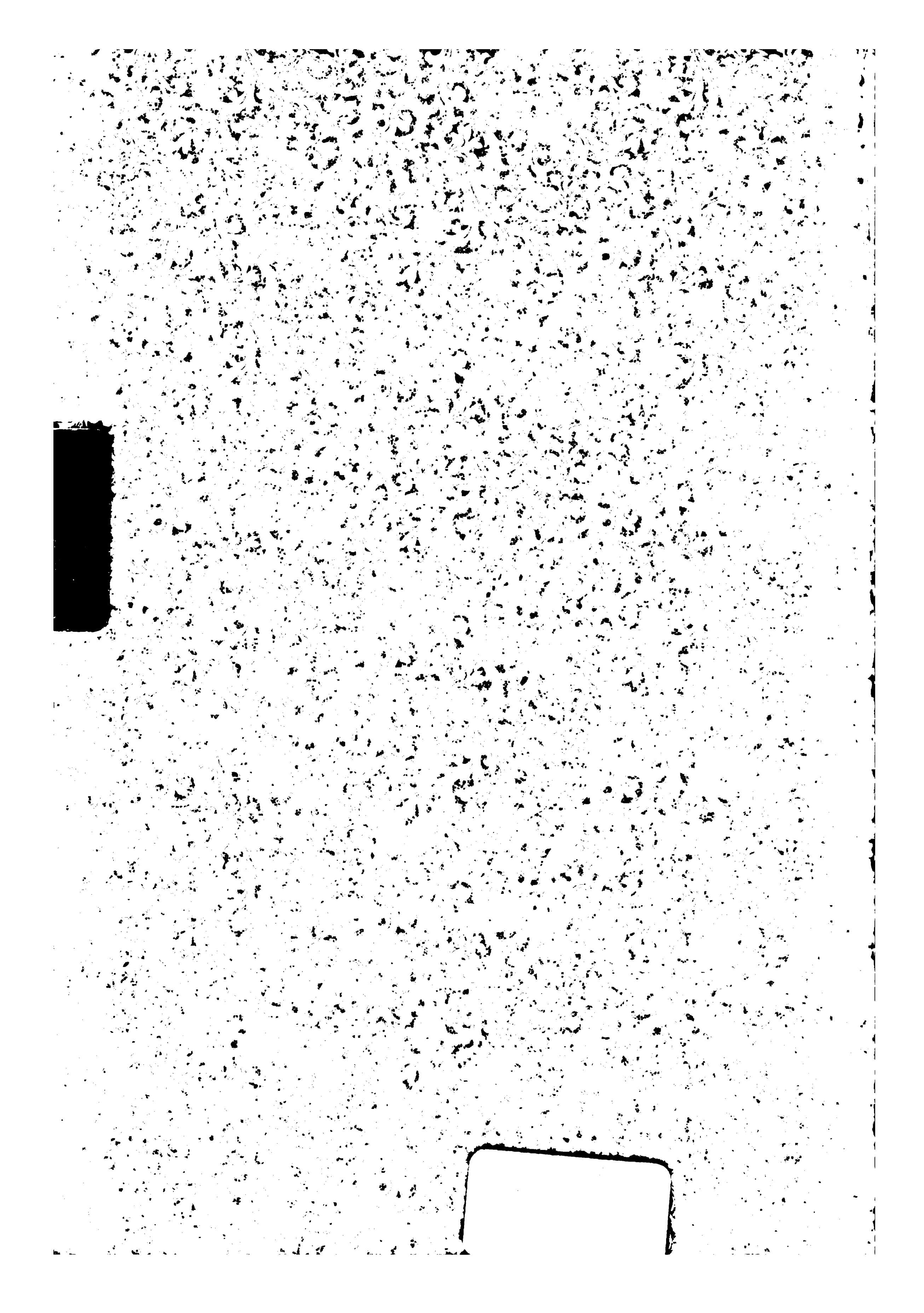
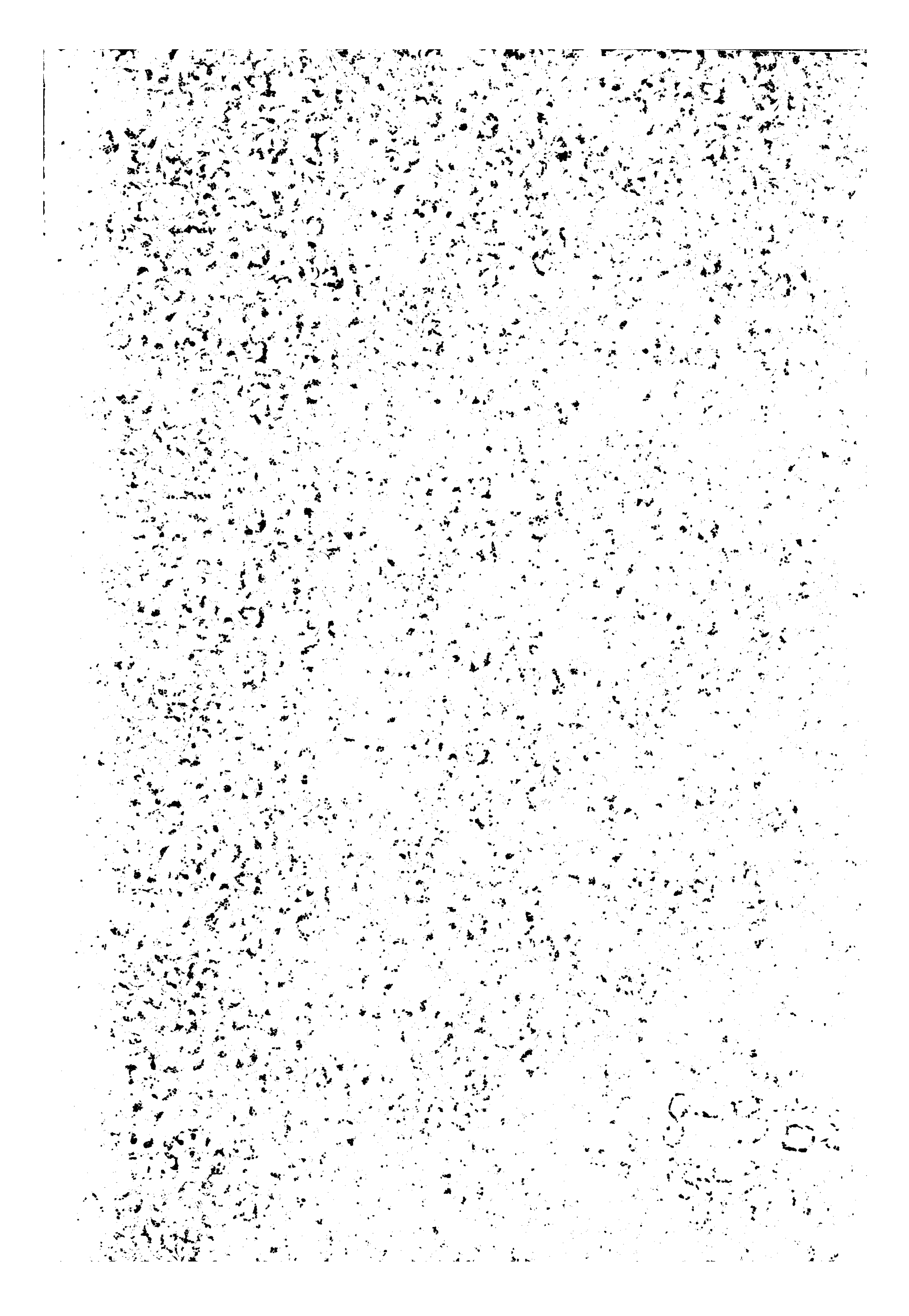


Bernhard Stern

Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben in der Türkei





Medizin, Aberglaube
und
Geschlechtsleben in der Türkei.

Mit Berücksichtigung der moslemischen Nachbarländer und der ehemaligen Vasallenstaaten.

Eigene Ermittelungen und gesammelte Berichte.

Von

Bernhard Stern.



Berlin 1903.
Verlag von H. Barsdorf.

Inhalt des ersten bis dritten Teiles.

Erster Teil.

1. Einleitung und Literatur. — 2. Hofärzte und Wissenschaft von 1400—1800. — 3. Der Einzug der europäischen Wissenschaft. — 4. Pharmacie und Kosmetik. — 5. Heilquellen und Bäder. — 6. Spitäler, Irrenhäuser und Aussätzigen-Asyle.

1. Einleitung und Literatur.

Dieses Werk besteht aus 57 Kapiteln in sechs grösseren Teilen; von diesen sechs widme ich drei der Geschichte der Heilkunde und der Aerzte in der Türkei, der Pharmacie und der Kosmetik, den Heilbädern und Spitälern, der Kurpfuscherei und Volksmedizin in allen Krankheiten, den Fieber- und Wasserkuren, den Epidemieen, endlich dem Aberglauben in der Medizin; die anderen drei Teile behandeln Liebe, Ehe im Islam, sultanische Heiraten und Hochzeiten, die Macht der Frauen im Osmanenreiche, die Hochzeitsbräuche der Völker in der Türkei, das intime Geschlechtsleben und die sexuellen Entartungen, endlich Mutter und Kind.

Ich begann meine Arbeit im Mai 1894 in Konstantinopel und beende sie, indem ich am heutigen Tage — 28. Oktober 1902 — diese Einleitung niederschreibe. Fünf Jahre des Zeitraumes, der zwischen dem Beginne und der Beendigung meiner Arbeit liegt, verlebte ich in der Türkei als Korrespondent des „Berliner Tageblatt“, des „Berliner Lokal-Anzeiger“ und der „Neuen Freien Presse“.

Von meiner Ankunft in Konstantinopel bis zu meiner Abreise sammelte ich bei Aerzten, Priestern und Volkskennern in der türkischen Hauptstadt, dann auf mehrfachen weiten Reisen im Innern der europäischen und asiatischen Türkei, alle auf den Inhalt dieses Buches bezüglichen, nur irgendwie erlangbaren Mitteilungen. Nach Europa zurückgekehrt, sichtete ich das ungeheure Material und zog die gesamte, für meinen Gegenstand in Betracht kommende, nachstehende Litteratur zu Rate.

1. Ueber die Aerzte am Hofe des gegenwärtigen Sultans Abdul Hamid II habe ich in einem, 1901 in Budapest erschienenen Buche über den Hofstaat des Padischahs Alles gesagt, was darüber zu erfahren ist. In demselben Buche habe ich auch bereits eingehend über das Eunuchenwesen im Osmanenreiche geschrieben. Ich habe in den betreffenden Kapiteln darauf verwiesen; als Hauptgewährsmann nenne ich hier Dr. J. Zanni Bey.

2. Zahlreiche **mündliche und schriftliche Mitteilungen** verdanke ich hervorragenden osmanischen Persönlichkeiten. Ein ehemaliger **Unterrichtsminister** des Sultans, der mir für die Geschichte der Konstantinopeler Universität äusserst wertvolle Abhandlungen übermitteln wollte, erhielt plötzlich vom Yildis Kiosk die unbegreifliche Ordre, seine rein wissenschaftliche und historische Arbeit, die ein Ruhmesblatt für die kulturellen Fortschritte des Osmanenreiches geworden wäre, schleunigst abzubrechen; ich rettete bloss einige, mir brieflich gemachte Andeutungen, die an verschiedenen Stellen verwendet erscheinen. Die Erfahrung, dass Jeder, welcher schreibt, der Kamarilla des Sserai als Jungtürke verdächtig ist, veranlasst mich, den Namen dieses illustren Mitarbeiters, und den manches anderen türkischen Gewährsmannes zu verschweigen. So thut es mir leid, auch einen spaniolischen Arzt nicht nennen zu dürfen, welcher dem Sammeln und Niederschreiben von Mitteilungen für meine Arbeit lange Monate opferte.

3. Dem armenisch-gregorianischen Bischof **Mesrob Dschermak** und dem einstigen armenisch-katholischen Patriarchen **Azarian**, sowie zwei anderen Armeniern — einem **Arzt** und einem **Priester**, die ungenannt bleiben wollen — verdanke ich Mitteilungen über armenische Gebräuche.

4. Ein treuer Gewährsmann, der mich fast von der ersten bis zur letzten Seite meines Buches begleitet, ist **Dr. Bernhard Beck**. Dr. Beck, ein gebürtiger Ungar, wurde zur Zeit des Sultans Abdul Asis als Armeearzt nach der Türkei berufen und lebte viele Jahre in Kleinasien, Syrien, Mesopotamien und Arabien. Gegenwärtig praktiziert er in Wien, wo ich von ihm ein unschätzbares Material durch mündliche und schriftliche Mitteilungen erhielt. Dr. Beck selbst hat nur rein medizinische Dinge aus seiner Praxis publiziert, meist in Fachzeitschriften. Hier möchte ich nur auf einen Artikel Dr. Becks aufmerksam machen, worin er auf Grund von Erfahrungen, die er 1876 und 1877 während der Pestepidemie in Mesopotamien machte, seine Ansichten über die Pest mitteilte. Dieser Artikel erschien in Nummer 5196 der Wiener „Neuen Freien Presse" vom 15. Februar 1899.

5. Historischen Reminiscenzen räumte ich in allen Kapiteln Platz ein. Ich stützte mich dabei auf die Werke von **Hammer-Purgstall**. Seine Geschichte der Litteratur der Araber — Wien 1852 — bot mir für die von mir erwähnten arabischen Ärzte, die ich in dem Abschnitte über die Hofärzte von 1400 bis 1800 aufzähle, die entsprechenden Daten, wobei ich auch das bekannte Buch von Wüstenfeld heranzog. Hammer zählt in seiner Litteraturgeschichte in der Zeit von Mohammed bis zum Jahre 1258 unserer Zeitrechnung 292 berühmte arabische Ärzte auf: in Band II Nummern 478—484, Seite 191—196; Band III Nummern 1186—1221 Seite 269—292; Band IV. Nummern 2458—2501, Seite 326—382; Band V Nummern 4136—4211, Seite

340—398; Band VI Nummern 5999—6035, Seite 476—492; Band VII Nummern 8057—8148, Seite 492—560. Die von mir benützten Nummern sind in meinem Texte ausser in dem erwähnten Kapitel auch in anderen Abschnitten zitiert.

6. Freiherr von Hammer-Purgstall: Auszüge aus Saalebis Buche „Die Stützen des sich Beziehenden und dessen, worauf es sich bezieht". Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1855, IX. Band. 46. Hauptstück: „von den Beziehungen auf die Eigenschaften der Länder" handelnd, enthält folgende sprichwörtliche Redensarten: „Die syrische Pest. Das Fieber von Ahwas. Die Beulen Mesopotamiens. Die Milz Bahreins. Die Knabenliebhaberei Chorasans." Auf diese Redensarten nehme ich mehrfach Bezug in den Kapiteln über die Pest, die Krankheiten und Heilmittel, und Päderastie.

7. Das auf Reminiscenzen aus der osmanischen Geschichte Bezügliche bot mir: Joseph von Hammer, „Geschichte des Osmanischen Reiches, grossenteils aus bisher unbenützten Handschriften und Archiven. II. Auflage. 4 Bände. Pesth, 1834—1836."

Die im Kapitel „Öffentliche Prostitution" enthaltene Berufung auf Sultan Suleimans Gesetze über Unzucht stützt sich auf Hammers Geschichte, II. Band 345.

8. „Die Türkei und deren Bewohner in ihren naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhältnissen, vom Standpunkte Konstantinopels geschildert von Dr. Lorenz Rigler." In 2 Bänden. Wien, 1852. Rigler bespricht im ersten Teile seiner Schrift die physische Geographie und Klimatologie als Zentralpunkt seiner Betrachtungen. Dem anthropologischen Teile giebt er grosse Ausdehnung. Er betrachtet die Einwohner nach ihrer Lebensweise, ihren Sitten und Gebräuchen, sofern sie ganz speziell für die Medizin interessant sind. Einige Kapitel behandeln die Beschneidung, die Bäder, die Nahrung, den Gebrauch betäubender Mittel, die medizinische Schule und das Spitalwesen. Der zweite Band, der nosologische Teil, enthält Interessantes für Ärzte. — Dieses Werk wird von mir mehrfach zu Rate gezogen und häufig zitiert. Es ist zweifellos die bisher beste wissenschaftliche Arbeit auf diesem Gebiete. Über Riglers Wirken in Konstantinopel schreibe ich im Kapitel, welches den Einzug der europäischen Wissenschaft in das Türkenreich schildert. Riglers Biographie fand ich in der Wiener Hofbibliothek im Jahrgang 1862 der Grazer Zeitung; sie ist der Abdruck einer „Rede" von Heschl „Zum Andenken an Professor Rigler" und beginnt im Morgenblatt vom 8. Oktober, Seite 924.

9. Ein anderer aus Oesterreich stammender Hofarzt des Sultans Abdul Medschid, Dr. Sigmund Spitzer, hat über seinen Aufenthalt am türkischen Hofe und über seine Erlebnisse als Arzt bei Lebzeiten nichts publiziert. Erst 1899 gab Gomperz im Aprilheft der Deutschen Rundschau einige Tagebuchblätter aus Spitzers Nachlasse heraus. Ich zitiere daraus Spitzers Besuch als Arzt im kaiserlichen Harem und einige Zeilen, welche ich auf die Einführung der Pockenimpfung beziehen. Für Spitzers Biographie im III. Kapitel meines Buches fand ich Daten: bei Wurz-

bach XXXVI; in Ludwig August Frankl's Sonntagsblatt, Wien 1845, Seite 454 und 542, und Jahrgang 1847, Seite 429; ferner in der Gartenlaube 1869, Seite 400; im Wiener Fremdenblatt 1867, Nummer 213; endlich im Neuen Wiener Tagblatt 1869, Nummer 202, in der Abteilung: „Familien-Journal", in der Notiz: „Deutsche Ärzte im Orient"; hier wird von den Intriguen erzählt, denen Dr. Spitzer am Sultanshofe Stand halten musste.

10. Die Mitteilungen über persische Gebräuche, die ich des Vergleiches halber so oft erwähne, verdanke ich in erster Linie dem ausserordentlichen Werke des **Dr. Jakob Eduard Polak**: „Persien, sein Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen" 2 Teile. Leipzig 1865.

Für Parallelen aus Marokko benützte ich meist:

11. **M. Quedenfeldt**, Abergläubische Kuren und Volksmedizin in Marokko. Ausland 1891, 64. Jahrgang, Seite 71, 95, 126.

12. Nahrungs-, Reiz- und kosmetische Mittel bei den Marokkanern, von **M. Quedenfeldt**. XIX. Band der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie. Seite 241—281. — 269—273: über Thee; 273—275: über Kaffee; 275—277: Wein; 277—278: Tabak; 278 bis 281: Opium.

13. Aberglaube und halbreligiöse Brüderschaften bei den Marokkanern. Von **M. Quedenfeldt**. XVIII. Band der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie. Seite 671—692.

14. „Gräko-walachische Sitten und Gebräuche" schildert der Mazedonier **Dr. Georg Sajaktzis** in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Wien 1894, IV. Band, Seite 134—148. Von mir in den Abschnitten, welche medizinischen Aberglauben behandeln, mehrfach benützt und erwähnt. Die von Dr. Sajaktzis in Monastir gesammelten Gebräuche sind dank der Zuverlässigkeit des Autors eine Bereicherung der sonst manchmal abenteuerlichen Litteratur, welche „das dunkelste Europa" zum Gegenstande hat.

15. Das Gleiche gilt von der Arbeit des bulgarischen Gymnasiallehrers **K. L. Lübeck**: „Die Krankheitsdämone der Balkanvölker." Nach persönlichen Beobachtungen und Aufzeichnungen, sowie nach dem Sbornik sa narodni umotworenija, dem periodischen Sammelwerke des bulgarischen Ministeriums der Volkserziehung, und nach den 4 Bänden des Marinow'schen Buches: Shiwe Starina. Die Arbeit, die ebenfalls in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Wien 1898 VIII 241—249, 379—389 und 1899 IX, zum Abdruck kam, wird von mir im Kapitel über die orientalischen Krankheitsdämone zitiert.

16. „Skizzen aus der Volksmedizin und dem medizinischen Aberglauben in Bosnien und Herzegowina." Von **Dr. Leopold Glück**, Kreisarzt in Sarajewo. Mit 11 Textabbildungen. 63 Seiten. Wien 1894. Separatabdruck aus M. Hoernes' Wissenschaftlichen Mitteilungen aus Bosnien und der Herzegowina, Wien 1894 II 392—454.

17. Die meisten Nachrichten über Serbien verdanke ich **Dr. Wladan Gjorgjewitsch**, dem Reformator des serbischen Sanitätswesens und späteren Minister-Präsidenten, den ich in Konstantinopel kennen lernte, als er dort Gesandter war. Ausser mündlichen Mitteilungen und einigen Notizen, die

er mir diktierte, benutzte ich für die serbischen Gebräuche — namentlich im Kapitel über die Chirurgie — zwei seiner Bücher, die er mir zu diesem Zwecke gab; beide sind in deutscher Sprache abgefasst:

18. „Die Sanitätsgesetze in Serbien, Amtliche Ausgabe", Belgrad 1887.

19. „Die Entwickelung der öffentlichen Gesundheitspflege im serbischen Königreiche, vom XII. Jahrhundert bis 1888," Berlin 1883.

Ich zähle nun die zahlreichen, in mein Gebiet einschlagenden Arbeiten des Wiener Folkloristen **Dr. Friedrich S. Krauss** auf, welche ich benützte:

20. Südslawische Volksmedizin. „Das rote Kreuz", Wien, II Nummer 3, Seite 34.

21. Das Mundschaftsrecht des Mannes über die Ehefrau bei den Südslawen. In den Mitteilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft XV. Enthält die Beschreibung der Geburtsgottheiten bei den Südslawen, auf welche ich mehrfach hinweise.

22. Der Tod in Sitte und Glaube der Südslawen. In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. Neue Folge der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. Berlin 1891, I 148—163; 1892, II 177—188.

23. Südslawische Hexensagen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, XIV. (Der neuen Folge IV 13—48).

24. Sreća, Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslawen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien 1885. Band XV 101—110.

25. Südslawische Pestsagen. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien XIII (Der neuen Folge III) 156—168.

26. In Betracht kommen ferner die Arbeiten von **Krauss**, die er in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „**Urquell**" teils allein, teils mit **Dragičević** und **Kupczanko** veröffentlichte.

27. In Münster in Westfalen publizierte **Friedrich S. Krauss** 1890 sein Buch über „Volksglaube und religiöse Bräuche der Südslawen", worin ein wertvolles Quellenverzeichnis zu finden ist.

28. In Wien machte mich **Dr. Krauss** einmal auf sein im Buchhandel nicht erschienenes, in Paris bei H. Welter nur in wenigen Exemplaren als Privatdruck verlegtes Buch aufmerksam, das „Die Zeugung in Sitte, Brauch und Glaube der Südslawen" schildert. Dank diesem merkwürdigen Buche konnte ich meine Kapitel über sexuelle Gebräuche durch südslawische Lieder-Belege erweitern. Von diesem Buche des Dr. Krauss, der auf dem Titelblatte allerdings nicht genannt ist, sind bisher 3 Teile mit nahezu 1000 Liedern gedruckt.

29. In den erotischen Teilen meines Werkes kommt in Bezug auf das Türkische der Liebesphysiolog **Omer Haleby** am häufigsten zu Worte. Die Grundlage für meine Zitate bildet: El Ktab des lois secrètes de l'amour d'après le Khodja Omer Haleby Abou Othman; traduction, mise en ordre et commentaires par **Paul de Régla**. Paris 1893.

30. Zu den gewiegtesten Erotikern des Orients gehören die Inder: „**Das Kamasutram des Vatsyayana.** Die indische Ars amatoria. Nebst dem vollständigen Kommentare des Yaçōdhara.“ Aus dem Sanskrit übersetzt und herausgegeben von **Richard Schmidt.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1900. Ich zitierte daraus eine Anzahl indischer Parallelen für Massage und Geschlechtsleben.

Zu diversen Kapiteln benützte ich nach der französischen Uebersetzung: „**Le Kama Soutra, Règles de l'Amour de Vatsyayana.** Morales des Brahmines, traduit par **E. Lamairesse,**“ Paris.

Auch eine Uebersetzung des „**Prem Sagar,** Océan d'Amour, par **E. Lamairesse,** Paris“ wurde von mir zu Rate gezogen.

31. **Dr. Johann Martin Honigberger,** geboren in Kronstadt, Siebenbürgen, gewesener Leibarzt indischer Fürstlichkeiten: „Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-Erlebnisse nebst naturhistorischen und medizinischen Erfahrnngen, einigen hundert erprobten Heilmitteln und einer neuen Heilmethode, dem Medialsystem.“ Dieses 1851 in Wien erschienene Buch stöberte ich durch einen Zufall bei einem Antiquar auf. Es enthält zumeist Dinge, die sich auf Indien beziehen. Ich fand hier auf Seite 100 jedoch eine wertvolle Mitteilung über die Armenierin Maria Dudu, welche am Hofe des Sultans Abdul Medschid eine bedeutende Rolle als Heilkünstlerin spielte. Grosse Dienste leistete mir ferner Honigbergers medizinisches Wörterbuch: lateinisch, deutsch, französisch, englisch, türkisch, persisch, arabisch, indisch und kaschmirisch — Seite 514—582 — woraus ich einen Teil der von mir angeführten Krankheitsnamen schöpfte.

32. Frau **Lydia Einszler,** geb. Schick, verdient eine besonders aufmerksame Erwähnung. Tochter eines Architekten und Gattin eines Arztes in Jerusalem, widmete sie viel Mühe und Sorgfalt dem Sammeln abergläubischer und volksmedizinischer Gebräuche in Palästina. Sie veröffentlichte in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins mehrere vortreffliche Arbeiten, die ich an einigen Stellen meines Buches erwähnte; so: Band X 160—181: „Der Aberglaube der Araber Palästinas“; und in derselben Zeitschrift Band XII 200—222: „Das böse Auge in Palästina“.

33. Was Frau Lydia Einszler für Jerusalem und Palästina geleistet hat das that der Syrer **Eijub Abela,** Vizekonsul des deutschen Reiches in Saida, für sein Heimatland Syrien, durch seine „Beiträge zur Kenntnis abergläubischer Gebräuche in Syrien“, die in der Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins VII 79—118 erschienen. In derselben Zeitschrift VIII 80—94 veröffentlichte **M. Grünbaum** in München „Parallelen zu den abergläubischen Gebräuchen in Syrien von Eijub Abela.“ Beide Arbeiten wurden von mir benützt.

34. Meinem Freunde **D. Theophil Löbel Efendi,** Zensur-Inspektor in Konstantinopel, verdanke ich einige mündliche Mitteilungen und sein vorzügliches Buch über die „Hochzeitsbräuche in der Türkei. Nach eigenen Beobachtungen und Forschungen und nach den verlässlichsten Quellen. Mit einer Einleitung von Professor Vámbéry: Ethnographische Forschungen in der Türkei. Amsterdam, 1897“.

35. Meinem Freunde **Wely Bey**, Sekretär-Dragoman im Jildis-Kiosk, der mir für ein anderes Werk über griechische und armenische Weihnachts- und Neujahrsbräuche interessante Mitteilungen machte, verdanke ich auch für dieses Buch einige vortreffliche Stücke über griechische Sitten und Uebersetzungen aus türkischen Quellen.

36. **Richard Andree**: „Ethnographische Parallelen und Vergleiche". Stuttgart, 1878. Ich zog diese Parallelen namentlich in dem Abschnitte über Vampyrglauben und Krankheitszauber heran; so Vergleiche von Seite 1, 3, 5, 11, 13—14, 35, 36, 37—40, 45, 62, 66—67, 72—73, 80—82, 84—85.

37. **Dr. Ludwig Hopf**: „Tierorakel und Orakeltiere in alter und neuer Zeit. Eine ethnologisch- zoologische Studie". Stuttgart, 1888. Wurde von mir für Parallelen in meinem Kapitel über die Tierwelt in der Krankheitsmystik benützt.

38. **H. Ploss** und **Max Bartels**: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 2 Bände. Leipzig. Wurde von mir in den Abschnitten, welche die Schwangerschaft, die Niederkunft und die Wöchnerin behandeln, häufig benützt.

39. „Pflege der Kinder bei verschiedenen Volksstämmen", Globus XXXVIII 1880. 252.

40. **Dr. G. Engelmann** in St. Louis, Mo.: „Die Geburt bei den Urvölkern. Eine Darstellung der Entwickelung der heutigen Geburtskunde aus den natürlichen unbewussten Gebräuchen aller Rassen". Aus dem Englischen übertragen und mit eigenen Zusätzen versehen von **Dr. C. Hennig**, Professor an der Universität und Direktor der Kinderheilanstalt in Leipzig. Mit 4 Tafeln und 56 Abbildungen im Text. Wien 1884.

41. **Professor Dr. Wilhelm Ebstein: „Die Medizin im Alten Testament".** Stuttgart 1901.

42. **J. P. Trusen, „Die Sitten, Gebräuche und Krankheiten der Hebräer".** 2. Auflage. Breslau 1853.

43. **Der Koran.** Die auf Medizin, Aberglaube und Erotik bezüglichen Stellen des Korans sind von mir zum ersten Male ausgezogen und verwendet worden. Ich benützte die Uebersetzungen von Dr. L. Ullmann (Der Koran. Aus dem Arabischen wortgetreu übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. 8. Auflage. Bielefeld und Leipzig 1881) und von Max Henning (Der Koran. Aus dem Arabischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Leipzig, 1901). Die Henning'sche Uebertragung hat vor der älteren Ullmann'schen den Vorzug, dass sie auch die Versnummern getreu nach dem Original angiebt.

Ich lasse nunmehr die übrigen von mir zu Rate gezogenen und mehr oder minder berücksichtigten Schriften oder Artikel der bezüglichen Litteratur in alphabetischer Reihe folgen:

44. **Aberglaube in Bosnien.** Feuilleton in der „Vedette“, einer Beilage zur „Reichswehr“, XXXIII. Jahrgang, Nummer 318, Wien, 18. September 1901. Verfasser ist nicht genannt.

45. Vom **Aberglauben der Türken.** Von H. F. Oesterreichische Monatsschrift für den Orient 1890. Nummer 7.

46. **Aleppo-Beule.** Globus Band 57, Seite 84—90, 100—106, 123—127: „Reisebilder aus dem nördlichen Syrien“. Auf Seite 104 eine Anmerkung über die Aleppo-Beule. (Vgl. 125.)

47. **Arnauld,** Une enquête sur la peste dans le Kurdistan persan. Paris 1888. 54 Seiten. (Vgl. später 148—154.)

48. **Augenschminke: Kohol.** Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc. XIX 284; XX 210—214, 340—341, 417—422, 574; XXI 44—49, 423, 424, 535—536; XXII 47—48.

49. **Aussätzige in Jerusalem.** Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins XVI 247—256; XVIII 34—44. (Vgl. auch 160.)

50. **Abbé Poyet, Les lépreux de Jerusalem.** Annales de la Mission de Nôtre Dame de Sion 1879. Nummer 30, Seite 34—38. —

51. **Miss Emily Beaufort's** „Pilgerfahrt nach Egypten und Syrien“. Auszug — über die Juden Jerusalems — im „Ausland“ 1862, Seite 453. Diese Stelle bezieht sich auf die in meinem Kapitel über die Wöchnerin enthaltene Angabe: wer ein Kind geboren, muss — wenn sie noch so arm ist — 40 Tage lang bei dem Neugeborenen eine Lampe brennen lassen, um es gegen die Annäherung böser Geister zu schützen.

52. **Dr. Walter Behrnauer,** Attaché à la Bibliothèque Impériale de Vienne: Mémoire sur les institutions de police chez les Arabes, les Persans et les Turcs. Paris 1861. Extrait du No. 5 de l'Année 1860 du Journal Asiatique. Ich zitierte nach Seite 39—40 und 58—59 — in meinem Kapitel über die Prostitution — die Stellen über die Verordnungen des Sultans Ghasan und über die Ursachen der Pest in Kairo vom Jahre 1436; ferner resumierte ich — im Kapitel über die Kosmetik — nach Behrnauer 163—180 Einiges kurz über die altarabischen Fälschungen kosmetischer und pharmaceutischer Präparate, endlich nach Behrnauer 202—205 die Angaben über Bäderordnung. Ich verweise hier auch noch auf die interessanten medizinpolizeilichen Vorschriften der Araber bei Behrnauer 205—214, von denen ich selbst in meinem Buche ausführlicher zu reden Abstand nehmen musste.

Dr. M. Benedikt schildert **„Ein Fellah-Gehirn“** in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie etc. XXIII. Seite 99—102.

54. Herr von **Berg**: Aberglaube und Sprichwörter bei den Wallachen im Banat, gesammelt um 1867. Globus XII 382—383. Enthält Einiges über den Vampyrglauben, namentlich die Ansicht: dass rothaarige Männer Vampyre seien.

54a. **Dr. Bergson**: „Zur Beschneidungsfrage“. Litteraturblatt des Orients, Berichte, Studien und Kritiken für jüdische Geschichte und Litteratur. Leipzig 1844, No. 27, Spalte 423—428.

55. Berichte des **Dr. Bernard**, eines der Reformatoren der türkischen Medizinschule, sind nur wenige vorhanden. Ich verdanke zwei wertvolle Berichte dem Docenten Dr. Viktor Hammerschlag in Wien; Letzterer verschaffte mir aus der Bibliothek der Aerzte in Wien die sonst nirgends zu findenden Bände der „Oesterr. Mediz. Wochenschrift als Ergänzungsblatt der mediz. Jahrbücher des k. k. österr. Staates." Herausgegeben von Dr. Joh. Nep. Ritter von Raimann, Sr. k. k. Apost. Majestät erstem Leibarzt und k. k. wirkl. Hofrat. Hauptredakteur Prof. Dr. A. Edler von Rosas. Wien 1842—1844. Im Jahrgange 1844, Seite 247: Auszug aus einem Berichte des Dr. Bernard über die Leistungen der mediz. Schule zu Galata Sserai im Schuljahre 1258—1259 = 1842—1843. Im Jahrgange 1844, Seite 275: Bericht des Dr. Bernard über Anstellungen der zu Konstantinopel neu kreierten türkischen Doktoren der Medizin. Beide Berichte wurden von mir in meinem III. Kapitel, das den Einzug der europäischen Wissenschaft behandelt, verwendet.

56. **C. A. Bernard,** Docteur de Médecine et Chirurgie, Directeur et Professeur de Pathologie et des Cliniques médicale et chirurgiale à l'Ecole Impériale de Médecine de Galata Sserai: **„Les Bains de Brousse en Bithynie** (Turquie d'Asie) avec une vue des Bains et un plan des environs de Brousse Constantinople 1842." 105 Seiten gr. 8°. Das vortreffliche, aber fast vollständig verschollene Werk fand ich nach langem Suchen endlich auf der Wiener Hofbibliothek unter folgender Signatur: 77 Ee 69. Es war noch nie vorher verlangt worden! — Seite 1—8 enthalten die Widmung. Hierauf folgen bis Seite 18: „Allgemeine Regeln für den Gebrauch von Bädern", ein Abschnitt Seite 18—21: Ueber die Thermen und die Bäder von Brussa im Allgemeinen" und auf Seite 21—60 genaue Mitteilungen über die einzelnen Heilquellen von Brussa. Die Seiten 61—68 beschreiben den Weg von Mudania nach Brussa. Der Schluss des Buches ist einer Schilderung der Stadt Brussa gewidmet.

57. **Ueber „Schwefelbäder in der Türkei"** berichtet **Detlev Stern** in der „Schlesischen Zeitung". Ich fand diesen Artikel in einem Nachdruck im „Orient", Organ des Orient-Handelsmuseums (Berlin N. W. 40) IV. Jahrgang N. 5, Seite 103—106. Behandelt die **Bäder von Brussa.**

58. **Ignatz von Brenner,** „Ausflug von Konstantinopel nach **Brussa** in Kleinasien im Jahre 1793." Mit einem Kupfer. Wien und Triest 1808. 12°. 102 Seiten. Das seltene Werkchen fand ich auf der Wiener Hofbibliothek (Signatur 48 L 77).

59. **„Die Gesundquelle am Tempel in Jerusalem",** Ausland 1850, 537.

60. **„Die Hiobsquelle bei Jerusalem",** Globus Band 41, Seite 272 und Band 44, Seite 32.

61. **Elisa-Quelle.** Im Globus LVIII 244—249 erwähnt **Olga Toeppen** in „Ein Ausflug nach Jericho" auf Seite 247 die Elisa-Quelle.

62. **„Heilbäder und Badeleben in Palästina"** schildert **H. Dechent** in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins VII 173.

63. **Zahl der Bäder von Jerusalem.** Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins VI 106.

64. **Palästina-Bäder** werden erwähnt in der „Palästina-Kunde aus arabischen Quellen". Zeitschrift des Deutschen Palästina-Verein VIII 117—145 auf Seite 128, Zeile 16 und Seite 129, Zeile 2.

65. Ueber **Thermen in Palästina** in der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins XIX 51.

66. Ueber die **Elidscha-Quelle,** welche dem Vulkan Sichtschik bei Erzerum entstammt, fand ich eine Nachricht im Ausland 1851. Seite 205 und 210.

67. Das **Dianabad auf Santorin** erwähnt **Julius Faucher**: „Streifzüge durch die Küsten und Inseln des Archipels und des Jonischen Meeres", Berlin, 1878. Seite 100—109.

68. **„Moslemischer Quellenkultus an der Panega in Bulgarien".** Von **F. Kanitz.** Im Globus XXV, Notiz Seite 255.

69. **Heilquellen und Bäder im Orient.** Globus II 346 und Globus IX 61.

70. **Mineralquellen in Kurdistan** werden in einer Schilderung Kurdistans m Globus LVII 355—368 mehrfach erwähnt.

71. Eine Notiz über **Thermen in der Türkei** fand ich in Petermanns Mitteilungen etc. 1859, Seite 517 in dem Artikel von **Kind**: „Das alte Phazenion und seine Thermen."

72. Ueber **Thermalbäder** berichtet **L. de Launay** im III. Kapitel seines Buches: „Chez les Grecs en Turquie etc., Paris 1897.

73. **Adonisquelle.** Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft II 443, III 365, VII 77.

74. Mitteilungen über **Heilquellen** enthält die Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins VII 222 im Artikel von **Gildemeister**: „Arabische Nachrichten des Mukaddasi".

75. **Hammers** Geschichte des Osmanischen Reiches enthält folgende auf **Thermen** bezügliche Stellen: I 85, 91—92, 115, 144, 151, 155, 160—162, 175, 185, 530; II 547; III 299; IV 568.

Auch **Polaks** schon erwähntes Buch über Persien enthält in **Band II 226—230** Nachrichten über persische Mineralquellen.

Weitere Mitteilungen über Erwähnungen von Bädern und Heilquellen zitiere ich in dem betreffenden Kapitel meines Buches. Hier fahre ich nun in der alphabetischen Aufzählung meiner Bibliographie fort:

76. **Berthérand,** Médecine et hygiène des Arabes. Paris 1855.

77. **Alphons Bilharz,** Descriptio anatomica organorum genitalium Eunuchi Aethiopis. Berolini 1859.

78. **Dr. Theodor Bischoff,** geboren 1831 in Augsburg, gestorben 8. August 1881 in Aleppo. Lebte von 1853 ab mit geringen Unterbrechungen im Orient, war von 1854 bis 1860 türkischer Militär-Arzt, dann praktischer Arzt, machte ausgedehnte Reisen durch die europäische und asiatische Türkei. Eine in seinem Nachlasse vorgefundene Schilderung seiner Reise von Aleppo nach Palmyra veröffentlichte Eduard Sachau im Globus, Band 40, Seite 363—366.

79. **Dr. O. Blau** in Trapezunt: „Reise im Orient." Berliner Zeitschrift für allgemeine Erdkunde 1861, X 80. Auch als Sonderabdruck erschienen.

80. **Böser Blick.** In meinem Kapitel über Krankheitszauber ist die von mir herangezogene Litteratur über diesen Gegenstand reichlich zitiert. Schon früher erwähnte ich in der Bibliographie Frau Lydia Einszler und Eijub Abela's Beiträge. Hier verzeichne ich noch: **Hauri,** „Der Islam", Seite 87, sowie ein „Marokkanisches Mittel gegen den bösen Blick", von dem in den „Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc." XVIII 677 die Rede ist.

81. **Cholera.** „Die Cholera in Mesopotamien 1889." Oesterreichische Monatsschrift für den Orient XVI Heft 2 vom Febr. 1890, Seite 17—19.

82. **Cholera.** Journal der praktischen Heilkunde oder neues Journal der praktischen Arzneykunde und Wundarzneykunst, herausgegeben von C. W. Hufeland und E. Osaun, Berlin 1831, gedruckt und verlegt bei G. Reimer. 72. Band des Journals oder 65. Band des neuen Journals. I. Stück S. 88—108: „Darstellung und Behandlung der orientalischen Cholera", von der persischen Grenze mitgeteilt durch Dr. C. P. W. von **Hübenthal,** Medizinal-Inspektor, gegenwärtig in Arkatak.

83. **Cholera.** Hufelands Journal Band 74 oder 67 des Neuen Journals, Seite 33—47: „Die Cholera-Epidemie zu Konstantinopel und Verhaltungsmassregeln dabei", von **Bechzet,** Leibarzt des türkischen Kaisers. Aus dem Türkischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet vom Fürsten Demetrius Maurocordato zu Berlin. Die interessante Abhandlung ist in meinem Kapitel über die Cholera auszugsweise mitgeteilt.

84. **Cholera.** Hufelands Journal etc. Band 77 oder 70 des Neuen Journals, 1831, Stück IV, Seite 122: Empfehlung des Tabaks in der orientalischen Cholera.

85. **Krankheits-Dämone.** Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft II No. 9. Vgl. „Frankfurter Zeitung" 1901, 1. Morgenblatt, Nummer 349, vom 17. Dezember. Bericht über Ausgrabungen zu Babylon. Von mir im entsprechenden Kapitel erwähnt.

86. **Drusen-Keuschheit.** Ausland XXXIII 1860, 762—763: Auszüge aus „Sacy, Exposé de la Réligion des Druzes, 1838 Paris" und „Philipp Wolff, die Drusen und ihre Vorläufer, Leipzig 1845". Ich benützte die Stelle über Hamsa's Aussprüche, betreffend Keuschheit und Unzucht.

87. **Nikolaus Dossius** aus Epirus: „Aberglaube der heutigen Griechen", Freiburg i. Br. 1878.

88. **„Aus Egyptens Krankenstationen".** Erschienen in der Deutschen Medizinischen Wochenschrift, reproduziert in der „Frankfurter Zeitung", I. Morgenblatt, Nummer 289, vom 18. Oktober 1901. Verfasserin, Frau eines hervorragenden Berliner Künstlers, starb einige Tage vor der Publikation des interessanten Artikels, der bloss mit B. D. gezeichnet ist. Behandelt die Kurorte Heluân, Luxor, Assuan und Ramleh, schildert die Bäder, die Hôtels und Pensionen, Promenaden, die Molkerei, die Fahrgelegenheiten, die ärztlichen Verhältnisse etc., und ist für Personen, welche jene Gegenden aufsuchen wollen, ein angenehmer Reiseführer.

89. **Dr. Havelock Ellis:** „Geschlechtstrieb und Schamgefühl". Autorisirte Uebersetzung von Julia C. Kötscher, unter Redaktion von Dr. med. Max Kötscher. Zweite Auflage. Würzburg 1901. Für verschiedene Kapitel meines Buches kamen als Parallelen und Vergleiche folgende Stellen in Betracht: Seite 4 Frottiren; 15: der geheime Coitus; 15: Penis und böser Blick; Seite 20, 25—26, 27, 34: Nacktheit; Seite 16 und 65: Lexikon des Sexuellen; Seite 20: Die Dimensionen des Penis; 20 und 49: Urin; 21: Begattungstanz; 34 und 58: Schamlosigkeit; 37: Bäder; 56, 57: Menstruation; 57: böser Blick; 92—95, 98: Menstruation und Coitus; 172: Onanie bei Männern; Onanie bei Frauen: 99, 170—174; 99: Fruchtbarkeit und Menstruation; 120—122, 126—130, 132—139: Erotische Frühlings- und Herbstfeste; 128: Die Palme als Symbol der männlichen Kraft; 297—301, 305—308: Menstruation, Schlange und Penis, Schlange.

90. **Dr. Paul Eram,** Médecin des Hôpitaux de Constantinople: „Quelques considérations pratiques sur les accouchements en Orient", Paris 1860, imprimé par E. Thunot et Cie., rue Racine 26.

91. **L. Finke:** „Von den verschiedenen Verfahren der Völker bei Kranken, Sterbenden und Gestorbenen". Bingen 1789.

92. **Adolf Flachs:** „Rumänische Hochzeits- und Totengebräuche", Berlin 1899. Eine interessante, vornehmlich aus Werken rumänischer Autoren schöpfende Arbeit.

93. **Professor Fleischer:** „Ueber das vorbedeutende Gliederzucken bei den Morgenländern". Sonderabdruck aus den Verhandlungen der königl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften. Leipzig 1849.

94. **Fleischer: „Michael Messchâka's** Kulturstatistik von Damaskus". Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, Leipzig 1854, VII. 365. Enthält die Namen und Stiftungsjahre von drei medizinischen Schulen: Die eine ist gestiftet im Jahre 621 der moslemischen Zeitrechnung von Muhaddab-ad-din Abd al Munim ad Dahur, geboren 565, gestorben 688; das Stiftungsjahr der zweiten ist unbekannt, ihr Stifter ist Imad ad din Mohammed bin Abbas ar Rabie, gestorben 682; die dritte wurde 664 gegründet von Nadschmaddin Jahja Ibn al Lubudi, dem Sohne des Filzdeckenhändlers. — Zwei andere Mitteilungen von Michael Messchâka findet man ebenfalls in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft IV 128, Zeile 9 und VII 353.

95. **Dr. Forest**, Brief an Dr. Butler. American Journal of Insanity. Januar 1850. Die Stelle über **Behandlung des Wahnsinns in Syrien** wurde von mir nach der Uebersetzung im „Ausland" 1858, 719 wiedergegeben.

96. **Ludwig August Frankl's** „Reise nach Jerusalem"; enthält Mitteilungen über den jüdischen Krankheitsdämon Brusche und über jüdische Gebräuche in Beyrut, die ich im Kapitel über die Schwangerschaftsgebräuche erwähne.

97. **G. Frisch**: „Verunstaltungen der Genital-Organe im Orient". (Unter Vorlage verschiedener Präparate, Vortrag in der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc. Bericht darüber in den „Verhandlungen der Gesellschaft 1894, Band 26, S. 455—458).

98. **Furnari**, „Voyage médical dans l'Afrique septentrionale", Paris 1845.

99. Sanitätsrat **Dr. L. Fürst** (Berlin): „Das Geheimnisvolle in der Heilkunde". Illustrierte Unterhaltungsbeilage zu der Zeitung „Der Tag" von Mittwoch, 6. November 1901, Nummer 498, Seite 2 und 8. Fürst's kleine Abhandlung ist eine interessante Parallele zu meinen Kapiteln über Wunderheilkunst im Orient. Fürst sagt: Die Ursache, weshalb der Kranke zum Geheimnisvollen hinneige und oft dieses an Stelle der nüchternen, ehrlichen Wissenschaft bevorzuge, sei darin zu suchen, dass das Mystische von jeher die Menschen angeregt habe, besonders diejenigen, welchen die Krankheit ein schrecklicher Dämon, deren Bekämpfung einem Kampf gegen böse Geister gleich sei. In solchen Vorstellungen wurzele der Exorzismus, welcher Teufel und Unholde, die vom Körper Besitz ergriffen hatten, heraustrieb, indem er Gebete und Beschwörungsformeln gegen sie anwandte. Fürst lässt dann in wenigen Zeilen einen Einblick in die Mystik der Gebetsheilungen und Sympathie-Mittel, der Beschwörungen und Beräucherungen thun.

100. **Henry Gaidoz**, La Rage et St. Hubert. Paris 1887. Ein interessantes Buch, das sich mit den abergläubischen Gebräuchen gegen **Tollwut** beschäftigt.

101. „Indogermanischer Zauberspruch gegen **Gelbsucht**." In der Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft XIII 115.

102. **Goguel, L'accouchement** chez les Hébreux et les Arabes. Gazette médicale hebdomadaire, Paris 1877, Nummer 23, Seite 368.

103. **Ignaz Goldziher**: „Die Zahlen im mohammedanischen Volksglauben." „Ausland" 1884, Nummer 17 vom 18. April 1884.

104. **Spir. Gopčević**: „Die Ehe in Ober-Albanien." Uebersetz von Hecquard. „Globus", Band 39 vom J. 1881, S. 171.

105. **Carl Haberland**: „Ueber Gebräuche und Aberglauben beim Essen". In der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Leipzig 1887, 4. Heft, Seite 353—385. Die auf den Orient bezüglichen Gebräuche wurden von mir an den entsprechenden Stellen erwähnt.

106. **Johannes Hauri**, Pfarrer in Davos: „Der Islam und sein Einfluss auf das Leben seiner Bekenner." Leiden (1881).

107. **H. Hoessli:** „Der Eros der Griechen" oder „Forschungen über platonische Liebe". II. Auflage. Münster in der Schweiz.

108. **Jerusalem.** A. M. Luntz' Jahrbuch zur Beförderung einer wissenschaftlich genauen Kenntnis des jetzigen und alten Palästinas, II. Jahrgang 5647—5648. Jerusalem 1887. Enthält ein Verzeichnis der Spitäler.

109. **Emile Juillard,** Femmes d'Orient et femmes européennes", Genève—Paris 1896.

110. **Dr. med. L. Katzenelson:** „Die altjüdische Medizin", Breslau.

111. **„Kinder-Erziehung bei den Fellachen."** Wert der Söhne, Wert der Töchter, zärtliche Mutterliebe, Dienstleistungen der Kinder. In der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins IV 63—66.

112. **Alfred Körte:** „Anatolische Skizzen." Berlin 1896. Seite 34—50: Cholera in Eskischehir und Quarantäne.

113. **Prof. Dr. Julius Köster:** „Hohenzollernfahrten zum Heiligen Lande." Berlin. Darin sind enthalten Beschreibungen des Nürnberger Arztes **Hans Lochner,** der die Söhne des ersten Kurfürsten, die Markgrafen Johann und Albrecht, nach dem Morgenlande begleitete.

114. Aus **Prof. Kussmaul's** Nachlasse publizierte Prof. Czerny in der „Deutschen Revue" Oktober 1902 einen Artikel über **„Epilepsie"**, der sich auch mit der Krankheit im Altertum und mit dem Aberglauben beschäftigt und von dem Epilepsie-Dämon Erwähnung thut.

115. **„Die Medizin bei den Koreanern".** Auszug aus dem vom russischen Finanzministerium in russischer Sprache 1900 in drei Teilen herausgegebenen Werke: „Opissanije Koreï („Beschreibung von Korea") in der deutschen „St. Petersburger Zeitung." Die Stellen, welche ich reproduziere, sind interessante Parallelen zu meinen Mitteilungen über die Kurpfuscherei der näheren Orientalen.

116. Ueber **„medizinische Gebräuche und Heilmittel der Eingeborenen in Afrika"**, von Bwana Kuni. Im „Berliner Tageblatt", 5. Beiblatt, Nummer 467 vom 14. September 1902. Mitteilungen über Gifte, Epilepsie, Massage, Amulette, Impfung und Rheumatismus. Interessante Parallelen zu meinen entsprechenden Kapiteln.

117. **„Der Kafferndoktor."** Ein interessantes Feuilleton in der „Kölnischen Zeitung" 1900, Sonntags-Ausgabe Nr. 707. Der nicht genannte Verfasser bringt merkwürdige Parallelen zu einigen Kapiteln meines Buches. Dem Kafferndoktor sieht man schon von Weitem an, dass er etwas Besonderes vorstellt. Bei seinen Wanderungen marschiert er in landesüblicher Weise an der Spitze eines kleinen Gefolges — einer Anzahl Frauen. Mitgeführt wird ausser Arzneimitteln die Schlafgelegenheit. Die Bewegungen des Arztes beim Gehen zeigen, dass der Doktor in ewiger Unruhe sich befindet, und kennzeichnen ihn als einen Vielbeschäftigten, als einen gesuchten Doktor von Ruf. Um den Hals hängt ihm ein Teil der Apotheke. Kleine Beutelchen aus Schlangenhaut dienen als Behälter, die ihrerseits von einer mehr oder weniger phantastisch verzierten Schnur getragen werden. Der Kafferndoktor zeichnet sich durch eine reiche Kenntnis von heilkräftigen Pflanzen aus. Er versteht sich auf Behandlung von Verletzungen, Wunden und Knochenbrüchen und verfügt über

eine redegewandte Zunge. Führt die Behandlung eines Patienten nicht zum gewünschten Ziele, so weiss er nachzuweisen, dass das keineswegs an ihm, seinem Wissen und Können liege, sondern es spielten eben andere Umstände dabei eine Rolle; böse Geister und Zauberei trieben ihr Unwesen. Zahlung für seine Bemühungen erfolgt nur im Falle der Heilung. Europäische Doktoren werden zuweilen von Kaffern gern gerufen, aber sie fordern, durch Erfahrungen belehrt, Zahlung vor der Untersuchung oder Behandlung. Wenn irgend möglich, drückt sich der Patient um das Honorar, auf jeden Fall versucht er aber zu handeln. Die Kuren sind, ganz wie bei den orientalischen Wunderkuren, mit viel Hokuspokus verknüpft.

118. **Langkavel**: „Asiaten und ihre **Kinder.**" In der Zeitschrift „Aus allen Weltteilen" XXI 171—177, 198—204.

119. **William Lempriere's** Englischen Wunderarztes „Reyse von Gibraltar über Tanger, Salee, Santa Cruz, nach Tarudant und von da über den Atlas nach Marokko". Aus dem Englischen von E. A. W. Zimmermann. Im VIII. Bande des „Magazins von neuen und merkwürdigen Reysebeschreibungen". Berlin 1792.

120. **François Lenormant**: „Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer." Jena 1878. (Jetzt Verlag von H. Barsdorf in Berlin.)

121. **Heinrich Lewy**: „Morgenländischer Aberglaube in der römischen Kaiserzeit." In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Wien 1893, III 23—40, 130—148, 288. Hebräische Gebräuche, die von mir an verschiedenen Stellen zu Vergleichen herangezogen wurden.

122. **Dr. Emerich Lindenmayr**, quiescierter Chef des fürstl. serbischen Sanitätswesens: „Serbien, dessen Entwicklung und Fortschritt im Sanitätswesen, mit Andeutungen über die gesamten Sanitätsverhältnisse im Orient." Dieses ebenso interessante als seltene Buch erschien 1876 in Temesvar in Ungarn.

123. **Dr. B. London**: „Ueber die Acclimatisation der Oesterreicher in der Levante". Vortrag im Orientalischen Museum in Wien am 26. Jänner 1876.

124. **Lüring-Dümichen**: „Die über die medizinischen Kenntnisse der alten Aegypter berichtenden Papyri, verglichen mit den medizinischen Schriften griechischer und römischer Autoren", Leipzig 1888.

125. **Dr. F. Ritter von Luschan**: Mitteilung über „die Therapie des **Aleppoknotens**" in den Verhandlungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft XIV 71. (Vgl. früher 46.)

126. **Heinrich Freiherr von Maltzan**: „Reise in den Regentschaften Tunis und Tripolis". 3 Bände. Mit Titelkupfer und einem Register. Leipzig 1870.

127. **Manuskripte.** In der Manuskriptensammlung der Wiener Hofbibliothek befinden sich nach Flügel folgende **Türkische Schriften zur Medizin**: Ein Werk von Hadschipascha, das ich in meinem Buche im Kapitel über die osmanischen Hofärzte erwähnt habe; ferner: „Das Buch der erprobten Heilmittel" von dem 14 Jahre lang am Krankenhause zu Amasia angestellten Scharafeddin bin Ali bin al Hadschi Ilias, im Jahre

878 = 1468 verfasst, enthaltend 17 Kapitel auf 59 Blättern; „Das Buch der Erläuterung über die Geheimnisse der Ehe" von Abdarrachman bin Nassr bin Abdallah al Schirasi, in zwei Teilen, von denen der erste in 10 Kapiteln die Geheimnisse der Männer, der zweite ebenfalls in 10 Kapiteln die Geheimnisse der Frauen behandelt, insgesamt 47 Blätter Duodez; „Das Buch der Heilmittel oder Stimulantia", türkische Uebersetzung des Bachnama vom Scheich Mohamed bin Mustafa al Maaddi, der um 821 = 1418 starb, 29 Abschnitte auf 203 Blättern Oktav; die von Nidaji in Verse gebrachte medizinische Abhandlung des Scheich Mohamed bin Mohamed, genannt Kaisunisade, übersetzt und in Verse gebracht für Sultan Selim Chan II; „Buch der Arzneikunde, der Heilmittel und der gewöhnlichen Künste", von unbekanntem Verfasser, enthaltend auf dem ersten Blatte das Verzeichnis der Lebensdauer von 32 Propheten, von Adam bis Hiob, worauf die Schilderung der Bereitung von Latwergen und Pflastern beginnt, im Ganzen 18 Blätter; „Eine Arzneimittellehre" in Tabellen von Sajid Mohamed, bekannt unter dem Namen Hakim Emir Tschelebi, Primararzt zu Konstantinopel um 1639, der ebenfalls in meinem Kapitel über die Hofärzte erwähnt wird; Eine Uebersetzung von Mattiolis Commentar zu den 6 Büchern des Dioscorides, vom Arzte zu Belgrad Utman bin Abderrachman, der um 1770 = 1184 lebte, gewidmet dem Sultan Abdul Hamid I.

128. **Wilhelm Marr**: „Der Mensch und die Ehe vor dem Richterstuhle der Sittlichkeit." Leipzig 1848.

129. **Massage.** Ueber Massage im Altertum hielt **Dr. Milchner** im Dezember 1899 einen Vortrag in einer Sitzung des Vereins für innere Medizin zu Berlin. Bericht hierüber im „Berliner Tageblatt" 1899, Nummer 641 vom 17. Dezember, I. Blatt, Seite 3. In den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie, 28. Band, 1896, bespricht C. F. Lehmann eine assyrische Darstellung der Massage; dazu ein Bild nach einer Photographie von Dr. E. Martens. Vgl. auch Königliches Museum in Berlin, Verzeichnis der vorderasiatischen Altertümer, Seite 102.

130. Hufelands Journal etc. Band 74 alt oder 67 neu, 1832, IV Stück, Seite 18—53. „Einige Bemerkungen über den Zustand der Medizin in der Türkei und vorzüglich in der Hauptstadt des türkischen Reiches." Vom **Fürsten Demetrius Maurocordato.**

131. „Medicinischer Almanach für das Jahr 1838." Von Johann Jacob Sachs, III. Jahrgang, Berlin 1838. Seite 55—71: **„Die Medicin in der Türkei und Aegypten,** nach verschiedenen ethnographischen Quellen zusammengestellt vom Herausgeber." Hauptsächliche Quellen: A. Brayer, „Neuf années à Constantinople" etc., Paris 1836; Madderny, Travels in Turkey, Egypt and Palestina; sowie Berichte der Augsburger „Allgemeinen Zeitung".

182. In der in Szamosujvar in ungarischer Sprache erscheinenden Monatsrevue „Armenia" 1888, II. Heft, Seite 61, fand ich aus Neumanns armenischer Litteraturgeschichte folgende Stelle reproduziert: Ein ärztliches Werk aus dem XII. Jahrhundert. Der armenische Arzt Mechithar, der vor 700 Jahren lebte, wurde in Persisch-Armenien geboren. Er besass nicht nur tüchtige Kenntnisse in der Philosophie und Astronomie, sondern war auch im Griechischen, Arabischen und Persischen sehr bewandert. Unter dem Titel „Trost im Fieber" veröffentlichte er im Jahre 1189 ein ärztliches Werk — wie er in seinem Vorworte erwähnt, auf Wunsch des mit ihm innig befreundeten Patriarchen Georg IV. „Ich wünschte" — schrieb er — „meinem Buche diesen Titel zu geben, denn es kann sowohl von den Aerzten als auch von den Kranken benutzt werden; diese werden nämlich belehrt, auf welche Weise sie am raschesten geheilt werden können und jene, wie sie beim Heilen vorgehen sollen." — Dieses Werk ist eine sehr lange Abhandlung, zusammengetragen aus den Werken der besten alten griechischen, arabischen und persischen Aerzte, eingeteilt in 46 Kapitel. Den Hauptgegenstand bilden die drei Arten des Fiebers, u. z. das fäulniserregende und das trockene Fieber, das heisse und das schleichende Fieber und schliesslich das temporäre und das konstante Fieber. Zwei Abschriften dieses Werkes befinden sich in der Pariser Nationalbibliothek und in der Bibliothek der Mechitharisten zu Venedig. Der Autor ist nicht mit dem Mechithar zu verwechseln, der im XVIII. Jahrhundert lebte und den nach ihm benannten gelehrten Mönchsorden gründete.

183. „**Der Gebrauch der Alten, ihre Geliebte zu schlagen**". Aus dem Französischen mit Anmerkungen wortgetreu nach der Ausgabe von 1766. Stuttgart 1856.

184. **G. Frilley et Jovan Wlahovits**: „**Le Monténégro contemporain**", Paris 1876. Seite 420—482: über montenegrinische Medizin.

185. Bosnische Volkskunde. Antworten von **Milena Mražović** auf Fragen von Dr. Max Bartels. Mitgeteilt in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc. Band 28, 1896. Seite 279—284. Einige dieser Antworten wurden von mir verwendet und an den betreffenden Stellen zitiert.

186. **Dr. Isak Münz**: „Ueber die jüdischen Aerzte im Mittelalter." Berlin 1887.

187. „Zur Gesundheitspflege in den Tropen." Ausland 1888 XII, 236—240; XIII. Heft, 254—58. Führt die arabischen **Namen** der Krankheiten an.

188. „Ueber den Zustand der Heilkunde und über die Volkskrankheiten in der europäischen und asiatischen Türkei". Ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte von **Friedrich Wilhelm Oppenheim**, Doktor der Medizin und Chirurgie, kais. russischem Kollegienassessor und Ritter, prakt. Arzt und Wundarzt in Hamburg. Hamburg 1833. 8° 143 Seiten. — Dieses selten gewordene Buch fand ich auf der Wiener Hofbibliothek. Sign.: 61 M. 72. Oppenheim lebte 3 Jahre in der Türkei und zwar im Inneren; als Arzt der Armee bereiste er häufig die fernen Provinzen, hatte Zutritt in türkische Häuser. In seinen Mitteilungen berührt er die Hauptstadt fast gar nicht,

sondern folgende Provinzen: Albanien, Bosnien, Mazedonien, Bulgarien, Rumelien und Anatolien. Aus dem Inhalt erwähne ich: Seite 2—6 böser Blick; 6—12 Wunderärzte; 12—15 gebildete Aerzte; 15—17 Arzt und Kranker, Heilkuren; 20—27 Stellung des Arztes und Honorare; 29—34 Vergiftungen; 34—41 Harem; 42—44 Verschönerungsmittel; 45—63 Frau und Kind; 79—87 Unzucht; 89 Aphrodisiaca; 50—52 Gymnastische Uebungen. Für meine Arbeit kam wenig in Betracht, da sich Oppenheims Schilderungen von anderen Quellen nicht wesentlich unterscheiden.

139. Ueber **Opium** im „Globus", Band 44, Seite 375: im Berichte über „Dieulafoy's Reise in Westpersien und Babylonien".

140. **Dr. Joh. Fr. Osiander**: „Volksarzneimittel gegen Krankheiten des Menschen". 3. Auflage, 2. Abdruck. Tübingen 1844.

141. **W. G. Palgrave**: „Une année dans l'Arabie centrale 1862—1863". Trad. Jonveaux et Launay. Paris 1873.

142. „Etudes sur les Tchinghianes ou Bohémiens de l'empire ottoman" par **Alexandre G. Paspati**, Constantinople 1870. Verfasser war praktischer Arzt griechischer Nation.

„Serbische Volksmedizin". **Petrowitsch** nach **Gjorgjewitsch**. Globus 1878. XXXIII 348. (Vgl. 17.)

143. Ueber die kriminellen Abtreibungen in Konstantinopel". **Dr. Pardo's** Mitteilung, übersetzt durch Dr. Lebovicz. Berliner klinische Wochenschrift X 1873. Heft 10 und 11, Seite 118 und 128.

144. „L'Orient, les Réformes de l'Empire byzantin". Par **J. S. Pitzipios Bey**. Paris. Bericht über kriminelle Abtreibungen in Konstantinopel.

145. **Pocken und Masern**. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, III. Band, 456—464: „Zur Geschichte der arabischen Heilkunde". Ueber eine Arbeit des Engländers Dr. W. A. Greenhill, betreffend die Ansichten und Erfahrungen des Rhazes in Bezug auf die Pocken und die Masern, die von den Arabern zuerst deutlich beschrieben wurden. Rhazes hat bekanntlich eine mustergiltige Schrift über diesen Gegenstand verfasst.

146. „Geburts- und Totengebräuche der Rumänen in Siebenbürgen". Von **Robert Prexl** im 57. Bande des Globus, Seite 26—30.

147. **Pruner**, „Krankheiten des Orients", Erlangen 1847.

148. „Ueber die orientalische **Pest** bei den Montefik-Arabern". Eine Notiz von 8 Zeilen im „Globus" XXVIII Seite 48.

149. Dr. Aubert, „De la **peste** ou Typhus d'Orient". Paris 1840.

150. Dr. Lorinser, „Die **Pest** des Orients". Berlin 1837.

151. Clot Bey, „De la **peste** observée en Egypte". Paris 1840.

152. Dr. Bulard, „Ueber die orient. **Pest**."

153. Dr. J. Gruber, „Neuere Stimmen aus der Levante". Wien 1839. Enthält Mitteilungen über **Pest**.

154. Histoire de la **Peste** Bubonique au Caucase, en Arménie et en Anatolie dans la première moitié du dix neuvième siècle. par I.-D. Tholozan, Correspondant de l'Académie des Sciences. Paris, G. Masson 1876. Interessant für die Pest-Statistik. (Vgl. auch 47.)

155. **Radloff**, „Das Schamanenthum“, Leipzig 1885.

156. **Dr. Rafaelowitsch**, ein russischer Arzt, kam im März 1846 nach der Türkei, vorzugsweise um die Pest und Cholera zu studieren und das osmanische Quarantäne-System kennen zu lernen. Er besuchte in Konstantinopel sorgfältig und wiederholt die medizinische Schule in Galata Sserai, die Spitäler aller Konfessionen und Nationen, sammelte interessante Berichte von den Konstantinopeler Aerzten, und reiste dann nach Smyrna, Syrien, Palästina und Aegypten. Die Resultate seiner Studien und Reiseerlebnisse veröffentlichte er in russischer Sprache in den „Vaterländischen Memoiren“ 1846 XII und 1847 I. Das „Ausland“ vom Jahre 1847 begann die Publikation einer deutschen auszugsweisen Uebersetzung des ausführlichen lesenswerten Berichtes von Rafaelowitsch auf Seite 415—416.

157. „Ueber die hygienischen Verhältnisse von Salonichi“ publizierte **Dr. J. Radwaner**, der dort lange Jahre als österreichisch-ungarischer Konsulatsarzt thätig war, in der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient“, Band XIV. Heft 7 vom 15. 7. 1888, Seite 108 bis 109 folgendes: Das Klima von Salonichi ist ein gemässigtes. Die mittlere Jahrestemperatur schwankt zwischen 15—18° Celsius, die höchste Temperatur im Juli und August beträgt 35° Celsius, die tiefste im Jänner und Februar 10° Celsius unter Null. Der mittlere Barometerstand ist 768, doch kommen zeitweise grosse Schwankungen vor, so ein Fallen des Barometers um 20 und mehr Millimeter im Verlaufe weniger Stunden, mit darauffolgendem heftigen Nordsturm. Vorherrschende Winde sind: Nord, Nordost-Landwind, sogenannter Wardarwind aus Süd, Südwest, Seewind-Imbat. Jährlich gibt es ein oder mehrmals, meist im Herbste, Erdstösse. Die grösstenteils ärmliche Bevölkerung wohnt dicht gedrängt in schmutzigen alten Holzhäusern. Die engen schmutzigen Strassen sind entweder gar nicht oder mangelhaft gepflastert. Ausnahmen machen das Frankenviertel und der Quai, in dem höher gelegenen Türkenviertel sind die Verhältnisse gleichfalls etwas günstiger. Die Wasserversorgung lässt zu wünschen übrig. Zwar ist das vom nahen Gebirge kommende Wasser klar und geniessbar, es wird jedoch durch schlechte Leitungen und vernachlässigte Aufsicht verunreinigt und ist besonders im Sommer voll Krankheitskeime. Kanalisation ist, bis auf einige notdürftig angelegte Kanäle in den Hauptstrassen des Frankenviertels, nicht vorhanden. Im Norden und Nordwesten der Stadt, in der Nähe des Bahnhofes, breiten sich die flachen Mündungen des Wardarstromes aus. Diese, sowie die weiter nördlich gelegenen Sümpfe, unter letzteren namentlich der von Amatovo, sind die Hauptquellen der zahlreichen und vielartigen Malaria-Krankheiten, welche diese grosse Hafenstadt alljährlich mit grösserer oder geringerer Heftigkeit heimsuchen. Die Hauptfiebermonate sind Juli, August und September; am meisten leiden alsdann die gegen Norden gelegenen Stadtteile. Der warme Nordwind streicht über die erwähnten Sümpfe, imprägniert sich mit Krankheitskeimen und führt diese der Stadt zu; gleichzeitig macht er den Imbat unwirksam, diesen segensreichen erfrischenden Seewind, der fast täglich, um die Mittagszeit beginnend und gegen Abend immer stärker werdend, die ozonreiche und darum miasmenfreie Meeresluft herbeiweht. Der Wardarwind

ist im Winter, wo die Sümpfe teils gefroren, teils wasserreich sind, nicht bösartig; er wird es erst in den Sommermonaten, besonders nach wenig ausgiebigem Regen, der den Boden aufweicht, ohne ihn vollkommen zu befruchten. Zu diesen natürlichen Uebelständen kommt noch die mangelhafte Sanitätspflege.

158. **Rajasich**, „Leben, Sitten und Gebräuche der Südslawen," Wien 1878.

159. **Gustav Rasch.** „Die Türken in Europa." Prag 1878.

160. **Reinicke**, „Bericht über das deutsche Aussätzigenhospital zu Jerusalem." Wochenblatt des Johanniterordens 1880, 195—197.

161. „Dalmatinischer Aberglaube" von **Reinsberg-Düringsfeld.** Globus XVII. Enthält Todesanzeichen (Bellen der Hunde, Geschrei der Eule, Zahl 13, Priesterbesuche).

162. Das Journal der Chemie und Augenheilkunde von Graefe und Walther, Berlin 1841. XXX. Band, Heft 4, enthält eine Mitteilung über „Ein dem **Ramossieren** und **Schampuen** der Orientalen ähnliches Volksmittel bei **Rheumatismus.**"

163. **C. Rique.** „Etudes sur la médecine légale chez les Arabes". Gazette méd. de Paris 1863, No. 10, 156, 161.

164. „Gebrauch der **Rosen** im Orient". Globus IX, 95.

165. Die katholischen Missionen, Freiburg i. B. Verlagsbuchhandlung Herder. 27. Jahrgang, Nummer 9, vom Juni 1899: **„Rumänische Sitten und Gebräuche"** von **Joh. Al. Roth**, S. J. **(Tod und Begräbnis).**

166. **Royle**, „Ein Versuch über das Altertum der indischen Medizin". Aus dem Englischen von Wallach. Mit Einleitung und Zusätzen versehen von Heusinger. Cassel 1839. Seite 99, 198: über Kohol.

167a. **Joseph Russegger**, k. k. österreichischer Bergrat: „Reisen in Europa, Asien und Afrika, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1835 bis 1841" etc. Stuttgart 1841—1848. In der Begleitung des Verfassers befand sich als Expeditionsarzt Dr. Veit aus Mergentheim in Württemberg. I. Band, I. Teil, 169—172: Medicinische Schule Abusabel-Kairo, 238: Medizin in Aegypten, 235—243: Augenkrankheiten in Aegypten, 244—249, 410—411: Krankheiten in Syrien, 319: Sanitätswesen in Aegypten. — I. Band, II. Teil: 539—540, 582—584: Krankheiten in Karamanien, 682—683: Quarantäne.

167b. **Dr. Carl von Scherzer**: **„Smyrna"**, Wien 1873. Seite 168: Blutegel; 178—183: Mineralwässer. Ferner Seite 141: Mastix; 143: Lakritzensaft; 147—148 Salep. Ueber Letzteres vergleiche für meine Angabe nach: Meyer's Konversationslexikon 5. Auflage, Band 15, Seite 147.

168. **Salomos Siegel. H. Lewy**: Ueber die von Layard aufgefundene chaldäische Inschrift auf Topfgefässen. Zeit-

schrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft IX. Band, 467. — Seite 491, Anmerkung: „Ueber alles Gesiegelte haben die Dämone keine Gewalt, ist schon altbebräische Ansicht." (Vgl. Hammer-Purgstalls Litteraturgeschichte der Araber V, Seite 1075, Anmerkung 2, woselbst Näheres über das Zeichen auf dem Ringe; Weil, Biblische Legenden der Muselmanen, Seite 225 etc.)

169. **Sator-Arepo-Formel.** Hierüber enthalten die Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, zahlreiche interessante Mitteilungen. Im Bande XII, Nummer 18, Seite 42—47, berichtet Treichel über ein Tolltäfelchen aus Wahlendorf. Fortsetzungen findet man in XIII, 85—86, 181, 162—167, 258—260, 333; XIV, 264—267, 415, 509, 555; XV, 247, 854, 535; XVI, 66—70; XVII 397; XVIII, 200—201, 249—250, 315; XIX, 69—75.

170. **B. Schmidt,** „Das Volksleben der Neugriechen und des hellenischen Alterthums" Leipzig 1871.

171. **Dr. Adrian Schücking:** „Türkische Erlebnisse und russische Schicksale. Geschichte eines Mitgenommenen". Wien, 1879. Enthält Mitteilungen über die Sanitätsverhältnisse bei der türkischen Armee während des letzten russ.-türk. Krieges.

172. „Ueber die **Kahlköpfigkeit** der Orientalen". **Schweiger-Widdin** in der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient XI 92.

173. **Das sexuelle Leben** der Naturvölker", Verfasst von Dr. Josef Müller. Zweite stark vermehrte Auflage. Augsburg (1901).

174. **Sitten** und Gebräuche der **Mohamedaner in Bosnien.** Kölnische Zeitung 1901, Nummern 366, 386 und 406. Inhalt: Geburt, Kindheit, Flirt, Brautwerbung, Hochzeit, Familienleben, Totenbräuche.

175. **Adolf Strauss,** „Die Bulgaren". Leipzig 1898.

176. **H. Stücker,** Sitten und Charakterbilder aus der Türkei und Tscherkessien. Berlin 1861.

177. Ueber den Zustand der ärztlichen Praxis in **Syrien** fand ich eine interessante Mitteilung in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, IV Band, Seite 128, Zeile 9 und folgende, im Berichte über Journal of the American Oriental Society. Vol. I Boston 1849. Van Dyck erzählt in letztgenanntem englischem Buche von den **Quacksalbern in Syrien,** Die Notiz wurde in meinem Kapitel über die orientalischen Kurpfuscher verwendet.

178. **„Krankenhäuser in Jerusalem".** Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins XVII 274. (Vgl. 108.)

179. **„Demirchane",** Globus III.

180. Kölnische Zeitung vom 18. September 1900, im Feuilleton **„Eine türkische Musteranstalt".** Notiz nach einer Schilderung des Coburger Professors Breitung, das **Marine-Hospital in Konstantinopel** betreffend.

181. **„Les Hôpitaux à Constantinople".** Extrait du „Journal des Débats". Paris — Constantinople 1886.

182. Ueber das **„Hamidje-Kinderhospital in Schischli"** erhielt ich einen Jahresbericht der Direktion, gedruckt in Konstantinopel 1317. (Türkisch).

183. **Talismane.** „Beiträge zu den Monogrammen auf muhammed. Talismanen", von Prof. G. Flügel. In der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft X 518.

184. **Titus Tobler,** prakt. Arzt: „Bethlehem und Palästina" Topographisch und historisch geschildert. St. Gallen und Bern 1849.

185. **Ciro Truhelka,** Custos am bosnischen Landesmuseum. „Die Heilkunde nach volksthümlicher Ueberlieferung in Bosnien". Mit Auszügen aus einer alten Handschrift. 4°. 17 Seiten.

186. **Professor Vámbéry** machte mich aufmerksam, dass er in seinem „Tschagataïschen Studien" die Uebersetzung und das Original eines alttürkischen Medizinstückes mitteilte.

187. **Rudolf Virchow,** „Medizinische Erinnerungen von einer Reise nach Aegypten". Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie. 1888. Band 113.

188. Zeitschrift für Ethnologie, Verhandlungen, 27. Band Seite 796. Mitteilungen von **Virchow:** In Albanien verzeichnete man bei einer speziellen Untersuchung, dass unter 100 Schulkindern 90 schwarze Augen und schwarze Haare, 10 blaue oder blaugraue Augen und rote, später meist kastanienbraun werdende Haare hatten. Wirklich blonde Haare findet man in Nordalbanien fast gar nicht, in Mittelalbanien äusserst selten.

189. **Moriz Wagner,** „Reise nach Persien und dem Lande der Kurden." Leipzig 1852. Für Medizin: Band II, 242.

190. „Die Schädelform der Türken", von **Dr. A. Weisbach,** k. k. Regimentsarzt. Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft III. Wien 1873. Seite 185. — „Ein makrocephaler Türkenschädel", ebenfalls von Dr. Weisbach, in derselben Zeitschrift, Band V, Seite 153.

191. „Zwei arabische Amulette", von **Wetzstein.** Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Ethnologie etc. IV 42. — Von Wetzstein verwendete ich auch eine Schilderung des Marktes von Damaskus, erschienen im XI. Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 486—488.

192. **Charles White:** „Häusliches Leben und Sitten der Türken." Uebersetzt von Alfred Reumont. 2 Bände. Berlin 1844—1845.

193. **Wiedemann,** Die Naturwissenschaften bei den Arabern. Hamburg 1890.

194. „Quälgeister im Volksglauben der Rumänen", von Heinrich von **Wlislocki.** „Urquell" 1896.

195. „Eine Trichinen-Epidemie am Jordan", von **Dr. John Wortaget,** in Virchows Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie, Berlin 1881, 83. Band, 552—553. Eine Mitteilung darüber, dass

auch im Orient in Folge des Genusses von Wildschweinen eine Trichinenepidemie auftrat.

196. **Wrede**, „Reise in Hadhramant“, Braunschweig 1873, Seite 93 erwähnt einen eigentümlichen Gebrauch des Landes bezüglich der Reinigung der Eingeweide.

Weitere von mir benützte, in dieser Litteraturübersicht nicht angegebene Quellen sind im Texte selbst erwähnt.

2. Sultanische Hofärzte von 1400 bis 1800.

In der Vergangenheit. — Es giebt nur Hofärzte. — Am Hofe des Zwischensultans Suleiman: Hadschi Pascha aus Aïdin. — Aerzte Mohammeds I: Der Augenarzt und Dichter Sinan-Scheichi; der Kurde Usen. — Aerzte Mohammeds II.: Schukrullah; der Perser Kutbeddin, erster Hof-Chefarzt; der Jude Jakob, Hofarzt und Finanzminister. — Historisches Intermezzo: Des Propheten Ausspruch über Aerzte; medizinische Regeln des Ibn Kilde; die zehn Gebote des Theodokus; die verehrtesten Aerzte des Morgenlandes; Lokman der Weise; die ersten Aerzte des Islams; der Kopte Sunun, Patron der moslemischen Medizin; christliche Aerzte; jüdische Aerzte bei den Kalifen; der jüdische Arzt des Grosschans; in Persien. — Am Hofe Bajesids II.: Hekim Schach; ein mythischer jüdischer Arzt. — Selims I. Arzt Achi Tschelebi; drei unbekannte Aerzte; Selims I. rätselhafte Krankheit. — Am Hofe Suleimans des Grossen: die Juden Joseph Hamon und Moses Hamon; Mohammed Sohn Kaisunis; Mohammed, der Barbier und Wundarzt; der Jude Eschinasi, Arzt und Politiker; Eschinasis Frau als Heilkünstlerin; der Jude Samuel Schulam; der Jude Benvenisti; der Jude Daud. — Bakalsade, Hofarzt und Hofastronom Mohammeds III. — Musa, der unwissende Leibarzt Osmans II.; Scheich Ibrahim, Schlangenbeschwörer und Ober-Wundarzt. — Murads IV. Aerzte: Omer Efendi und Emir Tschelebi; des Letzteren Tötung durch den Sultan; Kollegen-Neid. — Des Wüstlings Ibrahim Aerzte: Hamalsade, Mohammed und Isa. — Mohammed IV. und seine Aerzte: Ssalih, Hajatisade, der Arzt und Dichter Schuuri; der Grieche Maurokordato; Manos. — Suleiman II.: Jahja; der Vogelhändler Hassan; Branntwein und Wassersucht. — Achmed II. und sein Leibarzt, der Mohr Seid Jussuf. — Mustafas II. Arzt Nuh, der Italiener. — Achmed III.: Schifaji und Schaaban; Mohammed Jenibagdsche; Hinrichtung eines griechischen Hofarztes; die jüdischen Aerzte Fonseca und Connigliano und ihr politischer Einfluss. — Hajatisade Mohammed Emin, Hofarzt und Mufti unter Machmud I. — Schneller Wechsel der Hofärzte. — Die Glanzzeit der Aerzte unter Mustafa III.: Türkische Uebersetzung des Boerhave; Kampf gegen Kurpfuscher; Die Griechen Manos, Kallimachis und Ypsilantis; fränkische Aerzte: Der Neapolitaner Caro und der Deutsche Ghobis.

Während im Mittelalter die Aerzte im Abendlande so viel von der morgenländischen — der arabischen und arabisch-

spanischen — Medizin lernen konnten, war die Heilkunde im Osmanischen Reiche bis vor hundert Jahren eine hohle Wissenschaft, ein Gewerbe von Charlatans; erst im XIX. Jahrhundert gewann sie Gehalt und gelangte auf die Höhe moderner Forschung, wurde sie Wissenschaft im wahren Sinne des Wortes. Das Verdienst hieran gebührt europäischen und unter diesen meist österreichischen Gelehrten. Aerzte der Wiener Schule waren es, welche die Medizin in der Türkei reformierten. Ihre Thaten sind unvergänglich. Mit welchen Mühen sie zu kämpfen, wie viel Vorurteile und Unsitten, wie viel Unverstand und bösen Willen sie zu bekämpfen hatten, ehe sie dem Fortschritte die Bahn öffnen konnten, begreift man, wenn man die Entwicklung der Medizin in der Türkei von allem Anfange überschaut; wenn man sieht, dass in vier Jahrhunderten, von 1400 bis 1800, im ganzen Osmanen-Reiche kaum hundert berühmte Aerzte genannt werden und wenn man erfährt, dass sie alle nur dem Hofe und den höchsten Würdenträgern zu Gebote standen, während das Volk sich mit Quacksalbern behelfen musste. In Brussa, der alten Sultansstadt, die schon seit jeher durch die Heilsamkeit ihrer Bäder und Quellen berühmt war, befinden sich unter den Mausoleen berühmter Osmanen mehrere Grabstätten hervorragender Aerzte; alle diese waren Diener des Hofes allein. In seiner Geschichte des osmanischen Reiches erwähnt Hammer-Purgstall unter den Grossen jeder Epoche fast stets einen Arzt; das ist aber immer ein sultanischer Leibmedikus. Von 1400 bis 1800 gab es solcher Hofärzte etwa hundert. Leider sind die uns bekannt gewordenen biographischen Mitteilungen äusserst kärglich; sie beschränken sich gewöhnlich auf die Angabe des Todesdatums. Ueber die Thätigkeit dieser Aerzte erfahren wir nur selten etwas; und von ihren Werken, die wohl nur Kompilationen oder Uebersetzungen sind, kennen wir zumeist nichts als die Titel.

Im Zwischenreiche, das dem tragischen Ende Bajesids des Wetterstrahls folgte, wirkte um das Jahr 1400 am Hofe Suleimans, eines Sohnes Bajesids, der Arzt Hadschi Pascha aus Aïdin, von dem gesagt wird, dass er mit den zeitgenössischen Aerzten Tamerlans an Erfahrung und Gelehrsamkeit wetteiferte. Neben zwei medizinischen Werken verfasste er auch Randglossen zu metaphysischen und juridischen. Die handschriftliche Kopie eines

der medizinischen Werke von Hadschi Pascha befindet sich auf der Wiener Hofbibliothek. In Flügels Verzeichnis der orientalischen Handschriften der Wiener Hofbibliothek steht als Nummer 1466: „Erleichterung der Heilkunst; ein Handbuch in leichteren Krankheitsfällen, wenn kein Arzt zu erlangen ist; verfasst von Chalil bin Ali bin al Chattab, bekannt unter dem Namen Hadschi Pascha aus Aïdin, anfänglichem Gesetzgelehrten, späterem Mediziner, der unter Bajesid I. lebte und nach dem Jahre 800, zu Anfang des 14. Jahrhunderts, starb." Es ist eines der ältesten und bekanntesten türkischen Werke über Medizin und zerfällt in 3 Teile; der erste behandelt: die Theorie oder Physiologie und die Praxis oder Diätetik; der zweite: Speise, Getränke und Officinalien; der dritte: Ursachen, Kennzeichen und Heilung der Krankheiten. Das in Wien befindliche Manuskript besteht aus 90 Blättern Oktav.

Unter Sultan Mohammed I., zwischen 1403 und 1421, gab es zwei Hofärzte, die in der Geschichte des türkischen Reiches stets genannt bleiben werden. Der eine war der Augenarzt Sinan aus Kermian; der andere hiess Usen aus Kurdistan. Von Sinan wird folgendes erzählt: Sultan Mohammed I. wurde 1414 in Angora von einer Krankheit befallen, gegen die seine „gewöhnlichen Aerzte" kein Heilmittel wussten. Da berief man den berühmten Arzt des Fürsten von Kermian, Sinan, an den Hof des Sultans nach Angora. Sinan fand, dass des Sultans Krankheit nichts als Schwermut sei, eine freudige Siegeskunde würde die beste Arznei sein. Der Wesir Bajesid beeilte sich, seinem Herrn dies Heilmittel zu schaffen, und Mohammed wurde darauf gesund. Wegen Anordnung eines so seltenen Heilmittels wurde Sinan vom Sultan reich belohnt und für immer an den osmanischen Hof gefesselt. Ebenso geehrt wie als Arzt war Sinan, unter dem Namen Scheichi, als Dichter. Als solcher verfasste er das berühmte Poëm „Chosrew und Schirin", welches von Hammer-Purgstall übersetzt und das erste und beste romantische Gedicht der Osmanen genannt wurde; der Dichter-Arzt schilderte darin, das Vorbild des grossen persischen Romantikers Nisami nachahmend, die glückliche Liebe Schirins zu Chosrew und die unglückliche zu Ferhad und besang des letzteren Bildhauerwerke am Berge Bisutun. Die Gunst, die Sinan-Scheichi am Sultanshofe genoss, seine doppelte Berühmtheit als Arzt wie als

Dichter, machten ihm doppelte Feinde und Neider, und man bekämpfte ihn nicht blos mit geistigen Waffen, sondern fiel mit Steinen und Dolchen über ihn her, plünderte sein Haus und mordete seine Leute. Sinan-Scheichi rächte sich, indem er ein neues Werk: „Das Buch der Esel“ schrieb, worin er seine Schicksale schilderte und seine Gegner annagelte. Der Sultan las das Buch, ersetzte dem Beraubten das verlorene Gut und bestrafte die Räuber. Des zweiten Hofarztes Mohameds I., des Kurden Usen Nachruhm datiert nicht aus der Lebenszeit des Sultans, sondern ist die Folge von dessen im Lager zu Adrianopel erfolgten Tode. Um dem fern weilenden Sohne und Erben Murad die ungestörte Thronfolge zu sichern, musste seines Vaters Ende verheimlicht werden. Der Kurde Usen brachte dies durch ein Mittel zustande, kraft dessen er den verstorbenen Sultan durch 40 Tage dem Heere und Volke als lebend vorführte: Die Leiche wurde vollständig angekleidet auf den Thron gesetzt, und als die Truppen vor dem Kjöschk vorbeimarschierten, um ihren Padischah zu sehen, bewegte ein ins Geheimnis eingeweihter Page von rückwärts die Aermel des Staatspelzes der Leiche. Und so wurde 40 Tage lang der Tod des Sultans verheimlicht, bis sein Nachfolger die Herrschaft antreten konnte . . .

Murad II., welcher 30 Jahre, von 1421 bis 1451 regierte, behielt fast während dieser ganzen Zeit die beiden Aerzte seines Vaters an seinem Hofe.

Der Eroberer Konstantinopels, Mohammed II., bevorzugte die Gelehrten in hervorragendem Masse. Bei allen Festen waren neben dem Platze des Herrschers besondere Ehrenplätze für die vier ersten Gelehrten des Reiches, die man die vier Säulen des Thrones und der Wissenschaft nannte, bestimmt. Rechts vom Sultan befand sich sein Lehrer, links ein Religionsgelehrter, vor dem Monarchen aber sassen der Richter der Hauptstadt und sein Leibarzt. Um das Jahr 1457 fungierte als Leibmedikus Schukrullah aus Schirwan, der die Gunst des Sultans nicht blos als Arzt, sondern auch durch seine historischen Werke und seine Kenntnisse in der Auslegungs- und Ueberlieferungskunde erworben hatte. Die Liste der berühmten Ulema oder Gesetzgelehrten, welche die von 1451 bis 1481 währende Regierungszeit des Eroberers durch ihr Wirken verherrlichten, weist ausser

dem Schukrullah noch sechs Hofärzte auf; davon waren noch drei Perser, einer Araber, einer Türke und einer Jude.

Einer der Perser, Kutbeddin, wurde als erster zum „Reis“ oder Vorsteher der Aerzte ernannt; dieses Amt existierte seit damals bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Dem Kutbeddin trug die Stellung die für die damaligen Geldverhältnisse bedeutende Summe von 2000 Aspern monatlich ein; die Geschichte behauptet von ihm, dass er dem Wohlleben mehr ergeben war als der Wissenschaft, und dass er sein ganzes Einkommen mit Pagen und Sklavinnen durchbrachte.

Der jüdische Leibarzt hiess Jakob. Hammer bezeichnet ihn, nach den Aussprüchen des osmanischen Geschichtschreibers Aali, als den geschicktesten von allen Leibärzten Mohammeds II. und meint: er würde den Herrscher auch in seiner letzten Krankheit gerettet haben, wenn nicht der Grosswesir Mohammed Karamani seinen Herrn beredet hätte, auch vom persischen Leibarzte Lari Arznei zu nehmen; „so aber widerstritten die Aerzte im Zelte und die Arzneien im Leibe des Sultans“, der darunter erlag . . . Hekim Jakob war beim Eroberer in grosser Gunst gewesen; als er endlich gar zum Islam übertrat, wurde er von den Steuerlasten befreit und schliesslich zum Finanzminister erhoben.

Hekim Jakob ist der erste jüdische Hofarzt, dessen die osmanische Geschichte erwähnt. Unter den hundert Leibärzten der osmanischen Sultane von 1400 bis 1800 finden wir zahlreiche Juden. Das ist nicht verwunderlich, wenn man sich in Erinnerung ruft, welche bedeutende Rolle jüdische Aerzte schon an den Höfen der arabischen und ägyptischen Kalifen und im moslemischen Spanien gespielt haben.

Die Lehrmeister der Wissenschaften waren im Orient bekanntlich die Griechen. Sie brachten den Arabern über Egypten und Persien die Kenntnisse der gelehrten Heilkunde; sie vermittelten den Völkern des Islams die Bekanntschaft mit den Werken der Aerzte des Altertums; sie übersetzten in die Sprachen des Morgenlandes die Bücher des Asklepiaden Hippokrates von Kos, des Vaters der Heilkunde, die fünf Bücher „de materia medica“ des Pedanios Dioskorides aus Anazarbos in Kilikien, sowie einen Teil der 250 Schriften des Claudius Galenus aus Pergamon, welcher durch ein Jahrtausend und länger

der Musterarzt und Meisterlehrer für Abendland und Morgenland blieb. Unter dem Sassanidenherrscher Chosrew Anascharwan wurde im V. Jahrhundert in Gondeschapur oder Dschondesabur in Chusistan eine Akademie für griechische Philosophie und Heilkunde gegründet; die letztere erhielt in grossen Krankenanstalten durch praktische Uebungen Unterstützung. Die Aerzte dieser Akademie waren im Sassanidenreich weit und breit berühmt ob ihrer Geschicklichkeit und ihres Wissens. Mitten im persischen Gebiete, fern allen abendländischen, römischen und byzantinischen Zentren, haben die Lehrer und Schüler der Akademie von Gondeschapur durch Jahrhunderte die Schätze ihrer Wissenschaft gehütet und gemehrt.

Die Mohammedaner wollten anfangs von der Heilkunde gar nichts wissen. Sadi erzählt im Gülistan: Ein Perserkönig sandte dem Propheten einen Arzt; der fand aber keine Praxis, weil ihm Mohammed sagte: „Die Araber brauchen keine Aerzte, denn sie sind mässig und essen nur, wenn sie hungrig sind."

Dasselbe wie der Prophet Mohammed — dass nämlich Aerzte den Arabern unnötig wären — jedoch mit ganz entgegengesetzter Begründung sagte Chosroes Nuschirwan dem berühmten christlichen Arzte Ibn Kilde: „Was nützt ein Arzt den Arabern bei ihrer Unwissenheit, Verstandesschwäche und schlechten Nahrungsweise?" — „O König", antwortete Ibn Kilde, „wenn dies wirklich ihre Eigenschaften sind, so bedürfen sie erst recht des Arztes, dass er ihre Unwissenheit gut mache, ihre Verstandeskräfte stärke und sie zur Diät anleite, welche der Vernünftige von selbst, ohne eines Arztes zu bedürfen, beobachtet." Und dann sagte der Sohn Kildes: „Vier Dinge richten den Körper zu Grunde: Ueberfüllung des Bauches; das Baden mit vollem Bauch; das Essen von Schinken; der Beischlaf mit einem alten Weibe." Derselbe Arzt gab dem Kalifen Moawia auf die Frage, worin die Arznei bestehe, diese Antwort: „In der Enthaltsamkeit und der Diät." Haris ben Kilde war aus dem Stamme Sakif aus Taif; er reiste in seiner Jugend nach Persien, wo er Arzneikunde und Musik erlernte, und lebte unter den vier ersten Kalifen in Arabien; hochbetagt starb er am 23. August 634, gleich dem 28. Dschumafiol achir des moslemischen Jahres 13. Hammer-Purgstall erwähnt ihn in seiner „Geschichte der Arabischen Literatur" unter Nummer 478.

Ein anderer Arzt, Tejesuk oder Theodokus, der nur wenige Jahrzehnte später als Ibn Kilde berühmt war und von Hammer-Purgstall unter 483 erwähnt wird, antwortete einem Könige, der ihn bat, kurz die Summe seiner medizinischen Kenntnisse mitzuteilen: „Wenn Du zehn Dinge befolgst, wirst Du nie krank sein: iss nicht, so lange noch Speisen in Deinem Magen; iss nicht, was die Zähne nicht kauen, denn Dein Magen wird's nicht verdauen; trinke nicht Wasser früher als zwei Stunden nach dem Essen; bade jeden zweiten Tag einmal, das wird Dir mehr nützen als alle Arzneien; nimm zwölfmal im Jahre, in jeder Jahreszeit dreimal, zum Abführen ein; halte den Urin nicht zurück; besonders nicht, wenn Du reitest; hüte Dich vor Entleerung unmittelbar vor dem Schlafe; hüte Dich vor übermässigem Beischlafen; besonders mit einer Alten, denn dieses führt den schnellen Tod herbei."

Als berühmte Aerzte verehrt man im Morgenlande: Hippokrates und Galenus, aber auch die Philosophen Pythagoras und Plato, Sokrates und Aristoteles. Lokman der Weise, den man häufig mit Aesop identifiziert, und der alle möglichen guten Eigenschaften besass, nach Ansicht der Morgenländer ein Universalgenie war, darf natürlich auch in der Reihe der von den Orientalen verehrten Aerzte nicht fehlen. In der 31. Sure des Korans, Vers 11, sagt Allah dem Propheten von Lokman: „Und wahrlich, wir gaben ihm Weisheit . . ." Ja, die ganze 31. Sure ist Lokman gewidmet und nach ihm betitelt.

Einer der ersten Aerzte des Islams war Ebul Hakem. Sein Sohn El Hakem und sein Enkel Isa waren ebenfalls berühmte Aerzte. Alle drei erreichten ein Alter von weit über hundert Jahre. Hammer-Purgstall erwähnt diese Drei in seiner Arabischen Literaturgeschichte unter 1206.

Als allererster Arzt des Islams aber und als Patron der moslemischen Aerzte gilt der Kopte Sunun. An ihn knüpft sich folgende Tradition: Sunun kam als Gesandter des griechischen Statthalters Mokaukas — oder Apokaukos — zum Propheten und brachte ihm als Geschenke einen Säbel, genannt „Sulfakar", „der mit gewirbeltem Rücken"; einen Maulesel, Namens Duldul; und vier egyptische Sklavinnen. Mohammed gab den Säbel und den Maulesel dem Ali; von den vier Sklavinnen schenkte er eine dem Dichter Hassan, eine dem Ebubekr, eine dem Sobeir;

nur die letzte behielt er für sich; sie hiess Mariam und wurde die Mutter Ibrahim's. Als Sunun solche Freigebigkeit sah, bekehrte er sich zum Islam. Dieser erste Arzt des Islams war also kein geborener Moslem. Auch in den nächsten Jahrhunderten nach Mohammed gab es im Islam fast nur christliche und jüdische Aerzte von Bedeutung. Der arabische Historiker Ghasali klagte deshalb: „Wie manches mohammedanische Dorf hat nur einen einzigen Arzt, und der ist ein Christ oder Jude; und dennoch soll nach juridischen Grundsätzen das Zeugnis von Christen und Juden selbst in ärztlichen Angelegenheiten nicht als rechtsgiltig betrachtet werden! Trotzdem sehen wir keinen Moslem sich mit der Arzneikunst befassen, sondern Alle stürzen sich gierig auf das Rechtsstudium. Geschieht das vielleicht aus dem Grunde, weil man mit der Arzneikunst keine Verwaltung von Pfründen und Nachlassenschaften erreicht? Weil man Waisengelder sich nicht aneignen, die Posten eines Kadi oder eines Statthalters nicht gewinnen kann? Weil man mit dieser Kunst sich nicht über Seinesgleichen erheben kann, weil man damit seine Feinde nicht niederwerfen kann? Wahrlich, die Wissenschaft ist hin, seit Aftergelehrte damit prunken!" Die Klage Ghasali's wirkte wohl insofern, als sich fortan auch die Moslems der Medizin zuwendeten.

Nichtsdestoweniger behaupteten namentlich die Juden ihre gewaltige Stellung im Reiche der Medizin des Islams durch die ganze Epoche des Mittelalters. Ich zitiere nur einige Beispiele: Um das Jahr 767 lebte am Hofe Manssur's der jüdische Arzt Frat ben Schachnasa. Hammer - Purgstall nennt ihn in der Literaturgeschichte der Araber: „einen trefflichen Arzt für seine Zeit" und einen Liebling des grossen Gelehrten und Lehrers Tabaduk. Frat ben Schachnasa diente dem Tyrannen El Hadschadsch ben Jussuf und war Gesellschafter des zum Thronerben Manssurs bestimmten Abbassiden Isa ben Musa, der ihn ob seines Verstandes bewunderte und ihn auch in allen politischen Angelegenheiten zu Rate zog. Wenige Jahre später war in Bassra der syrische Jude Maserdscheweih als Arzt berühmt; in einem auf der Wiener Hofbibliothek befindlichen Manuscripte des arabischen Arztes und Historikers Jbn Ossaibije werden von Maserdscheweih köstliche Anekdoten erzählt. Einer der bekanntesten Augenärzte

zu Anfang unseres X. Jahrhunderts war der Jude Isak Israili ben Suleiman Ebu Jakub, kurzweg Israili genannt. Er glänzte nicht blos als Arzt, sondern auch als einer der vorzüglichsten medizinischen Schriftsteller seiner Zeit. Er lebte anfangs in Egypten. Der Kalif Siadet Allah schickte ihm eines Tages 500 Goldstücke und liess ihn um das Jahr 904 nach Kairo kommen. Durch seine Schlagfertigkeit gewann Israili noch mehr als durch seine ärztlichen Kenntnisse des Kalifen Gunst. Im Jahre 909 trat er in die Dienste des Kalifen Abaid Allah, der die Fatimiden-Dynastie gründete; unter dem Schutze dieses Herrschers, eines begeisterten Freundes der Wissenschaften, entfaltete Israili eine epochemachende medizinische Thätigkeit. Er blieb unverheiratet und starb im Alter von 110 Jahren. Als man Israili einmal fragte, weshalb er sich nicht vermählt habe, entgegnete er: „Ich habe vier Bücher geschrieben, die mein Andenken besser erhalten werden als Kinder.“ Thatsächlich bezeichnete Professor Sprengel in seiner Geschichte der Arzneikunde den Isak Israili als den vorzüglichsten diätetischen Schriftsteller unter den Arabern und sagt von seiner Schrift „de diaetica“: sie sei die ausführlichste und gründlichste, die über diesen Gegenstand bei den Arabern erschien, und sie könne noch für unsere Zeit einen bedeutenden Wert beanspruchen. In einer anderen Schrift „Über den Puls der Blutgefässe“ unternahm Israili einen Versuch, Probleme zu lösen, die erst in der neueren Zeit befriedigend enthüllt wurden. Israili erzog zahlreiche Schüler; unter ihnen war der hervorragendste: Dunasch ben Tamim, der seinem Lehrer als Leibarzt des Kalifen folgte. Eine andere Berühmtheit war der Arzt und Schriftsteller Afranim, der eine Bibliothek von 30000 Manuscripten besass. Der Dichter Juda Charisi fand auf seiner Reise im Orient in Damaskus einen Arzt, den er folgendermassen enthusiastich besang: „Der Vorzüglichste der Grossen, das Haupt der Edlen, die Krone der Gemeinden ist der grosse Arzt Mose ben Zadaka, die Säule der Frommen, eine feste Burg der Juden, der sich in den Riss stellte für sein Volk. Seinesgleichen ist nicht im Lande, und schweige ich von seinem Lobe, so würden seine Thaten ihn rühmen, seine Werke für ihn zeugen. Wie vielen Unglücklichen hat er Hilfe verliehen, wie viele Notleidende gesättigt, wie viele Kranke geheilt, die sonst dem Tode anheimgefallen wären!“ Nach Ansicht

Steinschneiders ist Mose ben Zadaka identisch mit dem berühmten Imram ben Zadaka, dem Lehrer des arabischen Geschichtschreibers Ibn Ossaibije; wie Letzterer erzählt, bedienten sich viele Könige und Fürsten der Heilmittel Zadaka's. Das Wirken des grossen Maimonides oder Rambam ist genugsam bekannt; in Beruf und Amt eines Leibarztes des egyptischen Sultans folgte ihm sein Sohn Abraham. Von dem jüdischen Arzte Manssur Samuel, in dessen Hause der Dichter Juda Halewi auf seiner Reise nach dem heiligen Lande drei Monate verweilte, erzählt eine Anekdote: Einer der letzten fatimidischen Kalifen von Egypten wollte sich seines ungeratenen Sohnes Hassan entledigen; er berief seinen jüdischen Leibarzt Abu Manssur Samuel und befahl ihm, den Prinzen aus der Welt zu schaffen. Abu Manssur Samuel aber sagte: „Ich verstehe mich nur auf unschädliche Mittel, Kornwasser und ähnliche Dinge“ und verweigerte den Dienst. Darauf rief der Kalif einen arabischen Arzt und der vollführte sofort den Befehl. Kaum war die That geschehen, so reute sie den Kalifen. Und der arabische Arzt, der so schnell zum Prinzenmorde bereit gewesen, wurde verjagt, der jüdische hingegen für seine Standhaftigkeit belohnt. — Als Arzt des Sultans Ssalaeddin fungierte zu Ende des XII. Jahrhunderts der Jude Ibn Dschenin Nathaniel, mit seinem langen arabischen Namen genannt: Ebul Aaschair Ibn Hebetallah ben Sein ben Hassan ben Efraim. Der letzte Name ist der seines Urgrossvaters, der gleichfalls als Arzt berühmt gewesen. Ibn Dschenin war ein grosser Gelehrter und Schriftsteller, der sich besonders der reinsten Sprache befleissigte. Seinen Ruhm begründete die Rettung eines Scheintoten, den er als solchen erkannte, als er auf der Bahre vorbeigetragen wurde; er erhielt den Beinamen „der Fürst“. Ein anderer Nathaniel, mit dem vollen arabischen Namen: Ebulberekat Hebetallah ben Ali ben Melka el Beldi, und mit dem Beinamen „der Einzige seiner Zeit“, lebte um die Mitte des zwölften Jahrhunderts. Er schrieb einen Kommentar zu dem Buche Kohelet, welcher noch jetzt als ein Meisterstück der hebräischen Sprache und Philosophie anerkannt ist. Er verfasste ferner ein Werk, betitelt: „Motebir“, „das Geachtete“, worin er Mathematisches, Logisches und Naturhistorisches zusammentrug; Hammer-Purgstall nennt dieses Werk eines der schönsten Bücher, das die ganze Philosophie umfasst. So oft ein Seldschuken-Sultan krank wurde, berief man zu ihm

den „Einzigen seiner Zeit“ aus Bagdad, und der heilte immer und kehrte reich beschenkt heim. Seine Kollegen neideten ihm sein Glück, und Ibn Eflah machte auf ihn eine Satire:

> Unser jüdischer Doktor ist so dumm,
> Besser wäre es, er wäre stumm;
> Doch er bellet, wie der Hund am Miste,
> Hätt er, ach, verlassen nie die Wüste!

Aus Aerger darüber und weil er die ihm zuteil gewordene Verachtung seinem Glauben zuschrieb, wurde Nathaniel Moslem. Seine Kinder aber folgten ihm nicht, blieben ihrer Religion treu und sagten sich vom Vater los. Vereinsamt, erblindet und taub, starb der berühmte Apostat im Alter von 80 Jahren. Als Erblindeter hatte er das früher erwähnte Werk „Motebir“, sein berühmtestes, diktiert. Auf seinem Grabe wurde ein Denkstein mit dieser Aufschrift aufgerichtet: „Dies ist das Grab des Einzigen seiner Zeit, Ebul Berekat's des Hebräers“. Wie er Arzt wurde, darüber existiert folgende Anekdote: Der berühmte medizinische Lehrer Ebul Hassan Said ben Hebetallah ben El Hosein hatte viele Schüler, wollte aber unter ihnen keinen Juden dulden. Um seine Vorlesungen trotzdem hören zu können, vermietete Ebul Berekat sich als Diener beim Thürhüter des Lehrers; er erhielt seinen Platz im Vorsaale des Lehrzimmers, so dass er wenigstens von fern die Kollegien zu hören vermochte. Eines Tages, als wissenschaftlicher Streit im Saale hochging, erbat der jüdische Diener die Erlaubnis, ihn zu schlichten. Lächelnd gewährte der Lehrer die Bitte, wurde aber von der Antwort so überrascht, dass er dem Juden fortan den Kollegien im Saale beizuwohnen gestattete. Die Liste der jüdischen Aerzte aus den früheren Jahrhunderten des Islams in Arabien, Persien, Egypten und Spanien liesse sich bedeutend verlängern, doch ist das nicht der Zweck dieser Zwischenskizze. Ich will hier nur als Uebergang die merkwürdige Lebensgeschichte des Saad-Abdaulla erwähnen, der zu den höchsten Staatswürden am Hofe des persisch-mongolischen Grosschans Argun aufstieg: vom Leibarzte wurde er schliesslich zum allmächtigen Finanzminister, zum „Saad-Abdaulla“, zur „Stütze des Reiches“, emporgehoben. Der Herrscher hatte zu ihm solches Vertrauen, dass er ihn nach Gutdünken schalten und walten liess. Es war eine wunderbare Fügung der Weltgeschichte, dass im Reiche Hamans, der das

jüdische Volk von der Erde hatte vertilgen wollen, jetzt ein Auserwählter dieses Volkes als unumschränkter Minister regierte. Allerdings dauerte diese Zeit nicht lange. Die Ordnungsliebe und Gerechtigkeit, die Saad-Abdaulla an Stelle der früheren Willkür gesetzt hatte, gefielen den Grossen nicht, und als der Grosschan erkrankte, bemächtigten sich die Unzufriedenen des jüdischen Ministers und köpften ihn; sein Ende war das Signal zu einem allgemeinen Judenmassacre, zu einem der fürchterlichsten Morde, von denen die bluttriefende Geschichte des Orients erzählt. Doch hat dies nicht verhindert, dass auch später alle Fürsten des Morgenlandes, und selbst die persischen, den jüdischen Aerzten besonderes Wohlwollen entgegenbrachten und ihren jüdischen Leibärzten nicht blos das Heil ihres Leibes, sondern mehr als einmal die Zügel der Regierung anvertrauten. Viele Aerzte sind auch noch im heutigen Persien Juden oder jüdischer Abkunft, namentlich befindet sich in Kurdistan und Turkistan die ärztliche Praxis fast ausschliesslich in den Händen der Juden; und es scheint dies von jeher der Fall gewesen zu sein, wenigstens besagt eine Votivtafel am Grabe Esthers in Hamadan, dass im XIII. Jahrhundert das Grabmal durch drei Brüder, welche sämtlich Aerzte waren, restauriert worden sei. Auch in Teheran gehörten vor wenigen Dezennien, zur Zeit, als Dr. J. E. Polak aus Wien dort lebte, vier Brüder aus einer jüdischen Familie zu den beschäftigtesten Aerzten der Stadt. Einer von ihnen, Namens Hak-Näsar, war Leibarzt des Königs Mehmed Schach, des Vorgängers Nassreddins. Als damals der Kronprinz erkrankte, berief die Mutter — wie Polak erzählt — zu seiner Behandlung den Hak-Näsar. Sie äusserte den Verdacht, der Knabe sei auf Anstiften des Grosswesirs vergiftet worden, und in diesem Verdachte bestärkte sie der Arzt. Der Knabe starb. Nun wollte sich der Grosswesir an dem Arzte rächen und dessen Familie vernichten. Doch die einflussreiche Mutter des verstorbenen Kindes schützte den Arzt und brachte es dahin, dass der Minister selbst gestürzt wurde. Nur durch Zufall konnte der Grosswesir sein Leben retten. Der König fragte die Sultanin, was sie noch begehre? Sie antwortete: „Die Kinder, Brüder und Onkel des Grosswesirs sind mir im Wege.“ Und alle wurden — zwar nicht wie die Söhne Haman's an den Galgen geschlagen — aber gefoltert, ihres Vermögens

beraubt und ins Exil geschickt. „Und Mordechai-Haknaesar war gross und angesehen unter seinem Volke," wie es im Buche Esther X 3 heisst. — Mehr noch als die persischen Herrscher haben die osmanischen Sultane, fast vom ersten bis zum letzten, ihr Wohlwollen für jüdische Aerzte bewiesen. Wahrscheinlich hat es schon am türkischen Hofe zu Brussa jüdische Hofärzte gegeben. Namen nennt die osmanische Geschichte jedoch erst von jenem Momente an, da der Halbmond über Byzanz aufging; als frühesten den zuvor erwähnten Jakob.

Nach diesem Intermezzo wende ich mich wieder den osmanischen Hofärzten zu: Unter den 60 grossen Gelehrten der von 1481 bis 1512 andauernden Regierungszeit des zweiten Bajesid wird nur ein einziger, Hekim Schach, als bedeutender Arzt erwähnt. Der genuesische Renegat Menasino, der als Page den Sultan Bajesid bediente, wollte wissen, dass der Letztere auf Befehl des Sohnes-Thronfolgers am 26. Mai 1512 von einem jüdischen Arzte vergiftet worden wäre. Allein es existiert kein einziger Beweis für diese Behauptung, und Hammer bemerkt, dass das Schweigen der gleichzeitigen venezianischen Gesandtschaftsberichte der Ansicht des Genuesen widerspreche.

Der bekannte Leibarzt Selims des Ersten war Achi Tschelebi, er begleitete den Sultan auf allen Reisen und war mit ihm im September 1516 auch in Damaskus. Ausser Achi Tschelebi gab es am Hofe Selims I. aber noch mindestens drei, dem Namen nach uns nicht bekannt gewordene Aerzte. Denn Diez erwähnt in seinen „Denkwürdigkeiten Asiens", da er vom Sterben Selims berichtet, vier sultanische Hofärzte. Der Sultan starb, auf dem Wege von Konstantinopel nach Adrianopel, am 15. September 1520. Die Krankheit, welche ihn befallen hatte, war — wie Diez erzählt — den vier Leibärzten ein Rätsel. Der Patient fühlte einen brennenden Schmerz im Rücken, es bildeten sich Beulen und Geschwüre, die rapid wuchsen. Man legte auf die Wunden Pechpflaster auf, aber vergebens, unter schweren Qualen verstarb der Sultan. Wie schon früher einmal, beim Tode des ersten Mohammed, und wie später noch häufig, musste das Ableben des Herrschers vor dem Volke und dem Heere verheimlicht werden, um dem Erben den Regierungsantritt zu erleichtern. Die vier Aerzte verscharrten daher den Todten samt seinem Bette innerhalb des Zeltes und vermeldeten bloss eine vorüber-

gehende Erkrankung des Sultans. Die wenigen eingeweihten Grosswürdenträger wurden in das Zelt des Sultans täglich unter Beobachtung des üblichen Zeremoniels eingelassen, als kämen sie zur Audienz; und sie berichteten dann „nach Augenschein“ von dem Fortschreiten der Besserung im Befinden des Monarchen, wofür die Hofärzte sogar öffentlich im Namen Sultan Selims, des Verstorbenen, mit Aemtern und Ehrenkleidern belohnt wurden.

Sultan Suleiman der Grosse, der Gesetzgeber, hatte während seiner Herrschaft, von 1520 bis 1566, sechs Hofärzte, unter ihnen zwei Juden: Joseph Hamon und dessen Sohn Moses Hamon; der letztere gewann einen so bedeutenden Einfluss, dass er ein für die Juden günstiges Gesetz erlangte. Suleimans letzter und bedeutendster Leibarzt war Mohammed, Sohn Kaisuni's, der auch als Dichter unter dem Namen Nedaji berühmt war. Mohammed-Nedaji leistete der osmanischen Dynastie ebenfalls nicht bloss als Arzt, sondern auch in der Politik Dienste, indem er den Tod des Monarchen, im Einverständnisse mit dem Grosswesir Mohammed Sokolli, verheimlichte.

Als Leibarzt Murads III., welcher von 1574 bis 1595 regierte, ist Ghajaseddin bekannt geworden. Neben dem Leibarzte stand bei Hofe in hohem Ansehen der Dscherrach Baschi oder Ober-Wundarzt Mohammed, der vom Barbier des Sultans bis zum Pascha und Wesir emporgestiegen war. Er fungierte im Juni 1583 als Beschneider des Prinzen Mohammed, nachmaligen dritten osmanischen Sultans dieses Namens. Der Dscherrach bekam als Honorar für die Beschneidung 8000 Dukaten, aber das Beschneidungsgeschenk, das er dem Prinzen machen musste, war 15000 Dukaten wert.

Von 1570 bis 1600, also durch volle drei Jahrzehnte, spielte in Konstantinopel nicht bloss auf medizinischem, sondern auch auf politischem Gebiete die wichtigste Rolle der Arzt des grossen Grosswesirs Mohammed Sokolli, der deutsche Jude Nathan Salamon Eschinasi. Ueber dessen wissenschaftliche Fähigkeit und Thätigkeit wissen wir wenig. Dagegen berichten die zeitgenössischen osmanischen und fränkischen Historiker und Chronisten Ausführliches über Eschinasi's Einfluss in politischen und diplomatischen Dingen. Da der Doge von Venedig sich der in seiner Stadt lebenden und studierenden Söhne des Arztes Eschinasi an-

genommen hatte, dankte dieser dafür, indem er nach Cyperns Eroberung durch die Türken den Venezianern Soranzo und Giovanni Correro die Friedensunterhandlungen mit dem Sultanshofe erleichterte. Eschinasi wurde auch nach Venedig geschickt und war dort einer der beiden osmanischen Bevollmächtigten bei der am 6. Juli 1574 stattgehabten Friedensunterzeichnung. Seither stand er in Stambul stets im Vordergrunde, wenn es politische Angelegenheiten mit dem Ausland zu ordnen gab. Noch 1595, anderthalb Jahrzehnte nach Ermordung seines Gönners, des Grosswesirs Mohammed Sokolli, war der Einfluss Eschinasi's am Sultanshofe so gross, dass er dem in Ungnade gefallenen Ferhad Pascha, ehemaligem Oberstallmeister und zweimaligem Grosswesir, eine handschriftliche Bürgschaft des Sultans für Freiheit und Leben verschaffte. Er bekam zum Danke hierfür von Ferhad einen mit Juwelen reich besetzten Dolch. Eschinasi war, bevor er nach der Türkei kam, der Chefarzt am Hofe des polnischen Königs Sigismund August in Krakau und genoss bei dem polnischen Adel ein so grosses Ansehen, dass er noch viele Jahre später bei der Königswahl in Polen, 1573, welche bekanntlich auf den französischen Prinzen Heinrich von Anjou fiel, starken Einfluss hatte und an den neuen Monarchen schreiben konnte: „Ich habe Ew. Majestät bei der Wahl zum Könige von Polen grosse Dienste geleistet.“ Eschinasi's medizinische Kunst schien sich nach seinem Tode auf seine Frau vererbt zu haben, die an des Sultans Mohammed III. Krankenlager berufen wurde und den Herrscher durch ihre mit eigener Hand zubereiteten Medikamente von den Blattern heilte. Reicher Lohn wurde ihr dafür zuteil. Um dieselbe Zeit wie Eschinasi lebte in der Türkei auch der jüdische Arzt Samuel Schulam, der aus Spanien eingewandert war und unter dem Schutze der im Sserai und bei der Pforte einflussreichen Jüdin Esther Kiera mehrere Geschichtswerke veröffentlichte. Ein anderer jüdischer Arzt, Namens Benvenisti, erfreute sich damals der besonderen Gunst des Grosswesirs Siawusch Pascha und wurde auch zu diplomatischen Geschäften verwendet. Eine traurige Berühmtheit endlich erlangte der jüdische Hofarzt Daud durch seine Intrigen gegen den Juden Don Josef Nassi, den der Sultan zum Herzog von Naxos gemacht hatte und sogar zum Könige von Cypern erheben wollte; Daud, der anfangs in Diensten des Don Josef Nassi gestanden hatte, verriet später seinen Gönner;

er wurde zur Strafe dafür vom Sultan nach Rhodos verbannt und von allen türkischen Rabbinatskollegien in Acht gethan.

Am Hofe Sultan Mohammeds III., von 1595 bis 1603, war ein gewisser Balkasade als Hofarzt und gleichzeitig Hofastronom angestellt. Ausser seinem Namen und diesen beiden Titeln wissen wir nichts von ihm.

Aus der Zeit Osmans II., 1618 bis 1622, kennt man einen Leibarzt Musa, weil die Geschichte berichtet: „aus Mangel tüchtigerer Männer wurde durch den Einfluss des Chodscha Omer Efendi, des Lehrers des Sultans, dem ganz unwissenden Leibarzte Musa die Stelle des Oberlandrichters von Anatolien verliehen.“ Nicht viel hervorragender scheint der damalige Vorstand der Wundärzte, Scheich Ibrahim, gewesen zu sein; dieser war nämlich, ehe er sich auf die Heilkunde verlegte, Schlangenbeschwörer und Traumdeuter gewesen. Er war auch als Feind der tanzenden Derwische bekannt und trat gegen den bei ihnen üblichen Gebrauch von Trommel und Flöte während der religiösen Zeremonien in heftigster Weise in Schrift und Wort auf.

Zur Zeit Murads IV., zwischen 1623 bis 1640, war Omer Efendi der gesuchteste und berühmteste Arzt Konstantinopels. Sein spezieller Protektor war der Mufti Jahja Efendi, ein vielseitig gebildeter Mann, ein Dichter des heiteren Genres, Verfasser einer wertvollen juridischen Abhandlung über Erbteilung, ein formvollendeter Uebersetzer aus dem Persischen und Arabischen und vor Allem ein Verehrer der medizinischen Wissenschaft; Jahja verfasste selbst ein gereimtes medizinisches Werk unter dem Titel „Der Garten“. Als im Jahre 1633 der in Ungnade befindliche Elias Pascha schwer erkrankte, schickte der Mufti seinen Schützling Omer zum scheinbar rettungslos Verlorenen, und dem geschickten Arzte gelang wunderbarerweise die Heilung. Dafür wurde der Arzt reich belohnt, der Mufti Jahja aber, der ihn zum Elias Pascha geschickt hatte, vom Sultan verjagt. Jahja wurde indessen später noch zweimal Mufti; er starb im Jahre 1643 und ist in der von ihm gestifteten und seinen Namen führenden Medresse beigesetzt.

Im Jahre 1638 war Murads IV. Leibarzt Emir Tschelebi. Im Flügel'schen Verzeichnisse der orientalischen Handschriftensammlung der Wiener Hofbibliothek wird unter Nummer 1472 erwähnt: Eine Arzneimittellehre in Tabellen, von Sajid Mohammed,

bekannt unter dem Namen Hakim Emir Tschelebi, Primararzt in Konstantinopel, verfasst im Jahre 1639, 24 Blätter. Emir Tschelebi hatte schon 1034 = 1624 ein medizinisches Handbuch unter dem Titel „Probestück der Arzneimittellehre" für den Wesir Redschib Pascha vollendet. Emir Tschelebi wurde vom Sultan eigenhändig in eigentümlicher Weise getötet: Der Sultan hatte streng den Genuss des Opiums untersagt. Ein Kollege des Leibarztes, der auf dessen Stelle lauerte, namens Seinul Aabidin, erfuhr von einem bestochenen Diener des Tschelebi, dass dieser, so oft er unter dem Vorwande, die gesetzlichen Waschungen zu verrichten, sich entfernte, dies in Wahrheit nur that, um heimlich Opium zu naschen. Seinul Aabidin meldete das sofort dem Sultan. Der liess seinen Leibarzt kommen, griff ihm in die Brusttasche und fand darin eine Dose. Er zog sie heraus und fragte den Leibarzt: „Was ist darin?" Der Arzt entgegnete: „Ganz unschädliches Opium." Darauf der Sultan: „Nun, so iss davon!" Der Arzt schluckte einige Pillen. „Nur weiter, weiter," zwang ihn der Sultan. Emir Tschelebi bat: „Gütiger gnädiger Herr, es ist genug. Wenn zuviel, wird selbst Bezoar Gift." Murad aber presste ihm Pille um Pille in den Mund, und als die Dose leer war, lud er den im Todeskrampf Zuckenden ein, mit ihm Schach zu spielen. Nach drei Zügen konnte Emir Tschelebi nicht weiter; er trank schnell, um seinen Kampf abzukürzen, kühlen Scherbet, der auf Opium tötlich wirkt, und gab den Geist auf . . . Und Seinul Aabidin wurde Leibarzt . . .

Während Murad IV. die Opiumesser streng bestrafte, war er selbst dem Trunke ergeben. Als die Trunksucht seinen Leib so zerstört hatte, dass sein Leben verloren war, wollte er die Aerzte umbringen, die ihn nicht retten konnten; aber die Folgen seines Lasters waren schneller da als die Erfüllung seiner Blutgier.

Auch Ibrahim I., von 1640 bis 1648, ging — wie sein Bruder Murad IV. — mit seinen Aerzten wenig zart um. In einer, 1665 in Amsterdam erschienenen, von Vincent von Stochowe verfassten Lebensbeschreibung Sultan Ibrahims wird erzählt, dass dieser Herrscher infolge einer kolossalen Ausschweifung — er hatte kurz nach seinem Regierungsantritt in 24 Stunden 24 mal seine Favoritin gewechselt — nervenkrank wurde. Der Sultan berief seinen Leibarzt Hamalsade Mohammed Efendi und befahl ihm,

Rat und Hülfe zu schaffen. Als der Arzt aber nur: „Ruhe und Mässigung!“ empfahl, erzürnte der Sultan ob dieser Aeusserung und jagte den Arzt aus dem Sserai. Hamalsade Mohammed Efendi blieb den Rest seines Lebens als Verbannter auf den Prinzeninseln. Seine Stelle erhielt Isa Efendi.

Unter Mohammeds IV. fast vierzigjähriger Regierung, von 1648 bis 1687, wirkten — besonders Dank der grossen Begünstigung, welche die Grosswesire aus der berühmten Familie der Köprili den Künsten und Wissenschaften angedeihen liessen — zahlreiche ausgezeichnete Aerzte am Hofe zu Stambul. Lange Jahre fungirte als Hofarzt des Sultans Mohammed IV. ein wegen seiner Gelehrtheit weitberühmter Medicus, namens Ssalih Efendi. Erst der Tod entfernte ihn 1669 aus seinem Amte. Ssalihs Nachfolger wurde Hajatisade Efendi. Ein grosser Gelehrter war auch der Arzt Schuuri. Er verfasste ein medizinisches Werk, welches den Titel „Ausgleichung der Temperamente“ führte. Daneben war er ein bewunderungswürdiger Lexikograph; zwölf Jahre seines Lebens widmete er der Herstellung eines Wörterbuches. Er starb im Jahre 1688.

Einer der berühmtesten Aerzte jener Zeit war der Grieche Mawrokordato, der Begründer der bekannten Fanariotenfamilie, welcher der Moldau und Walachei viele Hospodare gegeben und an der Befreiung Griechenlands hervorragenden Anteil genommen hat. Doktor Alexander Mawrokordato wurde 1636 geboren. Im Jahre 1674 wurde er Pfortendolmetsch. Seither verwendete ihn die türkische Regierung mehrmals zu wichtigen Gesandtschaften. Er war als Arzt und Gelehrter ebenso angesehen wie als Diplomat. 73 Jahre alt, starb er unter der Regierung Achmeds III. im Jahre 1709. Die Familie Mawrokordato hat eine Schlange im Wappen; eine andere griechische Aerztefamilie, die ebenfalls das Zeichen der Schlange im Wappen führt, ist die Familie Manos, deren gegenwärtiger Sprosse als Gesandter Griechenlands in Wien lebt.

Unter dem Sultan Suleiman II., der nur 4 Jahre, von 1687 bis 1691 regierte, war ein Sohn des früher erwähnten Ssalih Efendi, namens Jahja Efendi, der hervorragendste Hofarzt. Er wird „ein Mann von geradem Sinn und feiner Art“ genannt. Von der Stelle eines sultanischen Leibarztes aus machte Jahja eine glänzende Karriere. Er wurde zum Reis oder Vorsteher

der Ulema erhoben und dreimal Wirklicher Oberstlandrichter von Rumelien. Er starb im Jahre 1705.

Der letzte Leibarzt Suleimans hiess Taukdschi Hassan; das bedeutet: der Vogelhändler Hassan. Sultan Suleiman II. war dem Trunke ergeben, Taukdschi Hassan brachte ihn davon ab. Als Suleiman nun 1691 an der Wassersucht starb, klagten des Hofarztes Feinde denselben beim neuen Sultan an, durch das Verbot des gebrannten Wassers den Tod des vorigen Herrschers verursacht zu haben. Es nehmen ja die Türken den vom Koran als Getränk verbotenen Schnaps als ärztliches Heilmittel, besonders gegen Wassersucht. Der Hofarzt Taukdschi Hassan wurde also vom neuen Sultan abgesetzt und eingekerkert. Der Mohr Seid Jussuf, welchen Achmed II., der wie sein Vorgänger ebenfalls nur 4 Jahre regierte, zu seinem Hofarzte ernannte, nahm sich an dem Schicksal seines Vorgängers ein Beispiel und gestattete dem Sultan nicht blos den Branntwein, sondern verschrieb bei jeder Gelegenheit reichliche Portionen des sonderbaren Medikaments, bis Sultan Achmed II. schon nach kurzer Regierung an — Wassersucht starb.

Während der achtjährigen Regierungszeit des zweiten Mustafa, von 1695 bis 1703, gab es mehrere tüchtige Aerzte: Als erster Hofarzt des zweiten Mustafa fungierte der schon lange vorher als Mediziner und Gelehrter hochangesehene Nuh Efendi. Nuh war eigentlich ein geborener Italiener. Zum Islam übergetreten, erwarb er sich kolossale Kenntnisse in den orientalischen Wissenschaften und eine meisterhafte Herrschaft über die Sprachen des Morgenlandes. Dieser Fremdling steht infolgedessen in der Litteraturgeschichte der Osmanen, besonders als klassischer Uebersetzer des Werkes des Schehristani über die Geschichte der Religion, unter den Gelehrten ersten Ranges da. Nuh Efendi starb am 29. September 1707, zur Zeit der Regierung Achmeds III., eines Freundes der Wissenschaften und der ärztlichen im besondern. Ein Sohn des berühmten Hofarztes Nuh, Ali, mit dem Beinamen Hekimsade, der Doktorsohn, wurde ein berühmter Grosswesir. — Am Hofe des Sultans Achmed III., welcher 27 Jahre, von 1703 bis 1730 regierte, fanden viele Gelehrte, die schon früher Ruhm erworben hatten, neuerliche Ermunterung, Gunst und Förderung. Unter den Aerzten werden besonders zwei genannt: Schifaji und Schaaban. Schifaji über-

setzte eine Reihe von Prophetenlegenden aus dem Arabischen und Persischen ins Türkische. Auch Schaaban war nicht nur ein tüchtiger Mediziner, sondern zeichnete sich ausserdem in hervorragender Weise als Schriftsteller und Gelehrter in verschiedenen Fächern aus. So verfasste er eine Abhandlung über die Feier des Geburtsfestes des Propheten und ein grosses medizinisches Werk, welches den Titel „Das Heilende" führt. Ein anderer späterer Leibarzt Achmeds III., der Türke Mohammed Jenibagdsche, welcher — ein Günstling des Grosswesirs und auf dessen Schutz vertrauend — dem Sultan gegenüber unaufgefordert über politische Gegenstände zu sprechen sich erlaubte, wurde auf der Stelle seines Postens enthoben und durch Omer Efendi aus Smyrna ersetzt. — Ein griechischer Hofarzt war zum Tode verurteilt worden. Es gelang ihm aber, der Strafe zu entgehen nnd aus Konstantinopel nach Malvasia zu flüchten, wo er in venezianische Dienste trat. Nun hatte er den Mut, als venezianischer Gesandter nach Konstantinopel zurückzukehren. Trotz seiner diplomatischen Eigenschaft wurde er verhaftet, und als er sich auf sein Gesandtendiplom zu seinem Schutze berief, befahl der Sultan: „ihn mit diesem Schutzdiplom um den Hals aufzuhängen". — Am Hofe Achmeds III. lebten auch zwei berühmte jüdische Aerzte. Der eine, ein portugiesischer Jude Namens Fonseca, ward im Jahre 1709 so einflussreich, dass er — wie Voltaire in seiner „Geschichte Karl's XII." erzählt — dem Abgesandten des Schwedenkönigs nicht nur das Ohr des Sultans, sondern auch die Gunst der allmächtigen Sultanin-Mutter verschaffte, so dass diese ihren Sohn fragte: „wann willst du meinem Löwen Karl helfen, den Zaren aufzufressen?" . . . Der Einfluss Fonseca's war ein dauernder und wuchs von Jahr zu Jahr. Als Graf Wirmond im Jahre 1720 Botschafter in Konstantinopel war, stand Fonseca beim Sultan in so hohem Ansehen, dass alle Gesandten Europas um seine Gunst buhlten. Fonseca war zumeist der Kanal für die Franzosen, während Graf Wirmond sich des Doktors Connigliano, des anderen jüdischen Leibarztes, bediente, um seine Pläne beim Sultan und Grosswesir zu fördern. Ueber Connigliano hat der Budapester Gelehrte David Kaufmann eine interessante Schrift veröffentlicht. Connigliano war es auch, welcher einen Briefwechsel mit den ungarischen Rebellen unterhielt und eine Aus-

söhnung zwischen ihnen und dem Grafen Wirmond herbeizuführen trachtete.

Die Hofärzte gehörten, soweit sie Mohammedaner waren, der Körperschaft der Ulema oder Gesetzgelehrten an. Als Ulemas konnten sie die höchsten Würden erreichen, wie ich bereits häufig gezeigt habe. Im Jahre 1746, unter Sultan Machmud I., wurde der sultanische Leibarzt Hajatisade Mohammed Emin sogar zum Mufti erhoben. Er blieb indessen blos sieben Monate im Amte, da der geschäftige Arzt als Mufti seine hohe Stellung zu eifrig für seine persönlichen Interessen ausnützte und sich durch Verkauf der Würden schnell zu bereichern suchte. An die Stelle des zum Mufti ernannten früheren Leibarztes Hajatisade Mohammed Emin war Mohammed Said gekommen. Aber um dieselbe Zeit, da der eine Mohammed aus dem Amtshause des Mufti verjagt wurde, ward auch der andere Mohammed aus dem Sserai vertrieben. Achmed Efendi wurde jetzt Hofarzt. Er blieb dies nur kurze Zeit und machte dem wieder in Gnaden aufgenommenen Mohammed Said Platz.

Wie Machmud I. wechselte der dritte Osman während seiner kurzen Herrschaft von 1754 bis 1757 seine Hofärzte aus den nichtigsten Anlässen. So fiel der tüchtige Tschelebi Mustafa in tiefe Ungnade, weil seine Latwergen dem Sultan nicht behagten. Zum Nachfolger Mustafas wurde ein Renegat ernannt. Als die Ulemas Klage führten, dass wieder ein Renegat so hohe Stellung am Hofe einnähme, wurde der Missliebige sofort entlassen.

Mit der von 1757 bis 1773 währenden Herrschaft Mustafas III. begann eine der Medizin günstige Zeit. Dieser Sultan hatte eine hohe Achtung für die medizinische Wissenschaft und beschäftigte sich selbst mit medizinischen Werken und Studien. Der damalige kaiserliche Dolmetsch Herbert und der türkische Arzt Subhi übersetzten für den Sultan Mustafa die „Aphorismi de cognoscendis et curandis morbis in usum doctrinae medicae" des berühmten zeitgenössischen Leydener Arztes Hermann Boerhave ins Türkische. Wie der Sultan selbst, war auch einer seiner hervorragendsten Würdenträger, Said Mohammed, Sohn des Achtundzwanzigers, osmanischer Gesandter in Schweden und Frankreich, einmal auch 6½ Monate Grosswesir, ein eifriger Förderer der Aerzte. Er verfasste sogar selbst ein Werk über die Arzneikunde. Mustafa III. machte aber mit den einheimischen

Aerzten zahlreiche üble Erfahrungen. Kurz nach seinem Regierungsantritt entdeckte er, dass sein Leibarzt Aarif als Spion in Diensten des Hospodars der Moldau stand. Der Sultan selbst fing einen Boten auf, welcher einen Brief Aarifs an den Hospodar überbringen sollte. Darin bat der Hofarzt um ein Geschenk, weil seine Besoldung seitens des Kalifen „eine gar ärmliche sei". Aarif erhielt nun vom Sultan ein Geschenk, doch sagt die Geschichte nicht, ob dies eine seidene Schnur oder eine Bastonade war. An Stelle des Verräters Aarif wurde Kjatibsade Mohammed Refii Efendi zum ersten Arzte des Sserai ernannt. Er blieb ein volles Jahrzehnt, von 1758 bis 1768, im Amte und wurde erst durch den Tod aus demselben entfernt. Der Nachfolger des Mohammed Refii war Mohammed Emin. Von ihm wird bemerkt, dass er als Vorzüglichster aus der Schule der Arzneikunde hervorgegangen war. Viele Vorzügliche scheint diese Schule nicht hervorgebracht zu haben. Ueber den Oberstfeldarzt Achmed Efendi fällte ein offizieller Bericht vom Jahre 1769 das niederschmetternde Urteil: „seine Unkenntnis hat den Lager-Richter in die andere Welt befördert" ....

Um dieselbe Zeit starb auch der Kislaraga als Opfer der Unwissenheit seines Leibarztes. Der Sultan liess den letzteren über die gegebenen Arzneien zur Rede stellen und bezüglich seiner medizinischen Befähigung streng prüfen; und da fand sich, dass dieser Leibarzt „ein Doktor ohne Diplom" war. Eine weitere Untersuchung ward vorgenommen und man erfuhr, dass zahlreiche Quacksalber unbefugt die Mediziner spielten. Die Schuldigen wurden verbannt oder noch härter bestraft; der Sultan erliess ein Gesetz, das alle „mit Todesstrafe" bedachte, „welche in Zukunft ohne Doktordiplom den ärztlichen Beruf auszuüben wagen würden". Unter den Pseudodoktoren befand sich auch der Pfortendolmetsch Manos, welcher sich weniger um sein eigentliches Amt kümmerte, dafür desto eifriger den Doktor spielte, obwohl er die Medizin nur vom Hörensagen kannte. Der Ruhm seines Schwiegervaters Karadscha, der gleichzeitig Pfortendolmetsch und angesehener Arzt war, liess ihm wohl keine Ruhe. Die Eitelkeit kostete ihn jetzt seine Freiheit ... Bei dieser Gelegenheit will ich noch zwei andere berühmte Griechen erwähnen, welche wie Karadscha und wie einst Mawrokordato, gleichzeitig Aerzte und Pfortendolmetsche waren: Kallimachis

und Ypsilantis. Auch diese Beiden wurden wie Mawrokordatos und Manos, Stammherrn bedeutender Fanariotenfamilien. Joannes Kallimachis war zweimal Pfortendolmetsch, zuletzt um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, unter Machmud I. Seinen Lebensabend brachte er grösstenteils als Verbannter auf der Insel Tenedos zu. Er starb um den Beginn der Regierung Mustafas III. — Alexander Ypsilantis wurde im Jahre 1725 geboren. Während der Regierungszeit des Sultans Mustafa stand er in der Blüte seiner ärztlichen Thätigkeit. Ein Jahr nach dem Ende der Herrschaft Mustafas, 1774, ernannte ihn die Pforte zum Hospodar der Walachei. Er blieb dort zunächst bis 1782 und gab dem Lande ein Gesetzbuch. 1790 wurde er zum zweiten Male Hospodar der Walachei. Aber bald fiel er bei der Pforte in dauernde Ungnade. 80 Jahre alt, wurde er als Verräter hingerichtet. Seine Söhne und Enkel kämpften alle in den Kriegen zwischen Griechenland und den Osmanen. Als ich im Frühjahr 1897 als Korrespondent der „Neuen Freien Presse" während des letzten kretensischen Revolutionskampfes auf Kreta weilte, traf ich im Lager des Obersten Vassos zu Alikianu unter den Freiwilligen einen der letzten Nachkommen der Ypsilantis.

Die schlimmen Erfahrungen, welche Mustafa III. mit den einheimischen Aerzten machte, veranlassten ihn, sein Vertrauen hauptsächlich fränkischen Aerzten zu schenken, die seither immer häufiger Zutritt in den Sultanspalast fanden. Unter den fränkischen Doktoren Mustafas kamen besonders der Neapolitaner Caro und der Deutsche Ghobis zu so hohem Ansehen, dass ihre Gunst von den Botschaftern häufig erbeten wurde. Der Doktor Ghobis, welcher sogar im Harem Zutritt hatte und die erste Favoritin des Sultans behandelte, konnte vermöge des Vertrauens, das er beim Sultan genoss, dem kaiserlichen Internuntius die erste Nachricht von dem bevorstehenden Krieg mit Russland geben. Wie Schlechta-Wsserd in seiner „Geschichte der türkischen Revolutionen von 1808 und 1809" erzählt, huldigte Mustafa III. trotz seiner Vorliebe für Bildung, Wissenschaft und fränkische Neuerungen nicht minder dem Aberglauben und den Fingerzeigen der Astrologie. So hatte er aus den Sternen erfahren, dass ihm ein Sohn geschenkt werden würde; im richtigen Momente des günstigen Standes der Gestirne geboren, würde dieser Prinz das Reich Osmans mit neuem Glanze erfüllen. Die

im Zimmer der Wöchnerin wachenden Aerzte erhielten deshalb den Auftrag, die Niederkunft zu verzögern, bis die heilbringende Konstellation der Gestirne einträte. Ihre Kunst war schwächer als die Natur: der Prinz kam einige Stunden früher zur Welt, als man ihn empfangen wollte. Die Aerzte, welche des Sultans Zorn fürchteten, halfen sich, indem sie die Geburt verheimlichten, bis die Uhren den passenden Augenblick zeigten ... Mohammed Emin, der letzte Arzt Mustafas III., wurde — wie üblich — nach dem Tode seines Herrn abgesetzt, und ein anderer Mohammed zum Reis oder Vorsteher der kaiserlichen Aerzte unter dem Nachfolger Mustafas, unter Abdul Hamid I., ernannt. — Damit endet meine Liste der sultanischen Hofärzte von 1400 bis 1800.

---

3. Der Einzug der europäischen Wissenschaft.

Die ersten Universitäten. — Die Mohammedije in Konstantinopel. — Griechische Hochschulen. — Selims Gründung zu Ejub. — Der Brownianismus. — Die französische Schule. — Machmud II. und die Schule von Galata Sserai. — Die Zustände an derselben. — Der jüdische Zahnarzt Biwas am Hofe Machmuds II. — Die Reformen des Sultans Abdul Medschid: Sein Irade, welcher Sektionen gestattet; sein Leibarzt Bechdschet; dessen Nachfolger Achmed Nedschib. — Die erste europäische Hebamme, Frau Messani aus Wien. — Das Wirken des Wieners Bernard; die Reorganisation der Militärspitäler; die Reform der medizinischen Schule; Berichte über deren Fortschritte; die ersten türkischen Doctores und ihre Schicksale. — Das Wirken des Arztes Sigmund Spitzer aus Wien; die ersten Sektionen moslemischer Leichen; der Sultan Abdul Medschid und Spitzer; des Arztes Kampf gegen Intriguen; Spitzer als Diplomat. — Die Berufung der Wiener Aerzte Eder und Rigler. — Riglers Wirken in Konstantinopel: Reorganisation der Spitäler; Glanzzeit der Wiener medizinischen Schule am Goldenen Horn. — Die Wiener Reinwald und Wartbichler. — Berichte des russischen Arztes Rafaelowitsch aus jener Epoche. — Die Reaktion unter Abdul Asis. — Klagen des Doktors Pardo. — Marko Pascha, Leibarzt des Abdul Asis. — Capoleone, Leibarzt Murads V. — Die neuen Reformen Abdul Hamids II.

Schon zu Zeiten Mustafas III. gab es in der Türkei sogenannte Universitäten: in Konstantinopel eine türkische Medizinschule, welche an der Mohammedije-Moschee ihren Platz hatte. Sultan Mohammed II., der Eroberer Konstantinopels, hatte sie bereits gegründet; er baute nämlich zu seiner Moschee alle Anstalten der Wohlthätigkeit und Bildung: acht Schulen, eine Armenküche, eine Trinkanstalt, ein Bad, ein Irrenhaus und ein Spital. Ausser dieser türkischen Medizinschule existierten griechische Hochschulen in Konstantinopel, Chios und Kydonia, wo Mathematik, Physik und Chemie gelehrt wurden. Selim III., der militärische Reformator, der die „Nisami Dschehid" schuf,

gründete dann eine „Universität" zu Ejub, in einer Vorstadt Konstantinopels, auf der Stambuler Seite des Goldenen Horns, wo besonders Mathematik vorgetragen wurde. Die Schüler waren meistens angehende Militärs. Es wurde nur in türkischer Sprache und nur für Türken gelesen. Die Rajahs — oder nichtmoslemischen Unterthanen des Sultans — mussten noch bis um die Mitte des XIX. Jahrhunderts, falls sie den ärztlichen Beruf ausüben wollten, zugleich mit der Erlangung des Doktorgrades einen speciellen Freibrief erkaufen, der ihnen Straflosigkeit zusicherte für den Fall, dass ein Patient unter ihrer Hand stürbe.

Im Anfange des XIX. Jahrhunderts wurde in Konstantinopel unter den aus Europa gekommenen Aerzten der Brownianismus praktiziert. Später bekehrten sich die Aerzte der türkischen Hauptstadt zum System des Broussais, als dessen Ruf in Europa mächtig wurde und sich selbst bis zum goldenen Horn verbreitete. Broussais war lange Zeit der Heilgott von Konstantinopel. Das Blut floss in Strömen, akute Fälle wurden mit acht bis neun Aderlässen und mit 700 bis 800 Blutegeln zu Ende geführt.

Die französische Schule wurde durch Griechen und Armenier, welche auf Kosten der Regierung Machmuds II. ihre medizinischen Studien in Paris gemacht hatten, nach der Türkei verpflanzt. Sultan Machmud gründete 1827 eine Schule zur Ausbildung von Militär- und Marine-Aerzten. Sie wurde in dem mächtigen, von Achmed III. ursprünglich für die kaiserlichen Pagen erbauten Hause in Pera untergebracht, welches unter dem Namen „Galata Sserai" bekannt ist und heute noch eine Schule, die Amtswohnung des Gouverneurs von Pera, die Bureaux der Polizei von Pera und ein Präventivgefängnis enthält. Machmud freute sich seiner Schöpfung derart, dass er mit eigener Hand den Text der Inschrift niederschrieb, die seither in goldenen Lettern über dem Eingange des Bauwerkes prangt: „Alle, die dieses Haus betrachten, werden ausrufen: Aferim! Bravo!" Anfänglich gab es da nur zwei Professoren und 30 Schüler. Bald aber mehrten sich die einen und die anderen. Die ersten Lehrer waren meist Griechen, die auf europäischen Universitäten studiert hatten. Sie beherrschten die türkische Sprache nur unvollkommen und lehrten trotzdem in derselben: Physik, Pathologie, Chemie. Wir

4*

besitzen ein interessantes Zeugnis aus jener Zeit der Uranfänge der Konstantinopler Medizinschule in einem Berichte, welchen Fürst Demetrius Maurokordato, der diese Schule besucht hatte und später in Berlin mehrere Jahre lebte, 1832 in „Hufelands Journal" — IV. Stück, Seite 18 bis 53 — veröffentlichte. Das charakteristische, kurze Urteil Maurokordato's lautet: „Es ist sehr possierlich, ein solches Colleg anzuhören." An der „Universität" wurden damals ausser der französischen, arabischen und persischen Sprache noch folgende Collegien abgehalten: Physik. Man denke sich aber Physik ohne Experimente und in einer Sprache, welche die Professoren aus türkischen, arabischen, persischen, griechischen, französischen und italienischen Wörtern zusammengesetzt hatten. Dieses Sprachconglomerat kehrte übrigens in allen Vorlesungen wieder. Für die Anatomie existierte damals in der Türkei ein neues Lehrbuch von Sanisade, einem angesehenen türkischen Medizinkundigen. Der Verfasser hatte sich bemüht, alle in der Anatomie vorkommenden Ausdrücke und Benennungen ins Türkische zu übertragen. Seinem Lehrbuche waren Kupfertafeln in Klein-Folio beigegeben, die allerdings viel zu wünschen übrig liessen, aber in Ermangelung besserer Hilfsmittel gewiss manches genützt hätten. Allein aus Gründen, die ich nirgends aufgehellt fand, wurde dieses Lehrbuch für die Universität verboten. Man lehrte nur nach den Loder'schen Tafeln. Sectionen durften nicht vorgenommen werden, Präparate fehlten. Die Osteologie wurde an Knochen mangelhaft demonstriert. Für die Pathologie legte der Professor derselben ein Elementar-Lehrbuch vor, er las daraus die wichtigsten Stellen ab und commentierte sie; eine Krankheit nach der andern wurde so „durchgenommen" und beschrieben so gut es ging, und dann zählte der Professor die therapeutischen Mittel auf. Eine Klinik gab es nicht, die jungen Leute gingen aus dieser grauen Theorie sofort zur blutigen Praxis über.

In ähnlicher Weise wurde Chirurgie betrieben. Hier gab es allerdings Operationen, aber diese wurden nur in den Häusern der Patienten und auf ihren speziellen Wunsch, sowie gegen besondere Honorierung vorgenommen.

Die Schüler rekrutierten sich aus den vornehmsten Familien. 1830 studierten an dieser Universität 280 Mediziner, die im Verhältnisse zu den ihnen gebotenen Mitteln nach Versicherung

Maurokordato's noch immer ziemlich entsprechende Kenntnisse erwarben. Wenn sie die vorgeschriebenen Collegien gehört hatten, wurden sie als fertige Aerzte der Armee und Marine zugeteilt. Die Universität war den Moslems wie den Christen und Juden offen. — Bei Machmud II., dem Janitscharenvertilger und Schöpfer der modernen osmanischen Armee, war ein jüdischer Zahnarzt, Abraham Biwas, in besonderer Gunst. Elias Pascha, Leibarzt Abdul Hamid's II., erzählte mir von Biwas folgende Anekdote: Einst hatte der Sultan heftige Zahnschmerzen; er liess den Biwas kommen und klagte ihm die Leiden, die ihn quälten. Der Sultan befand sich im Garten neben einem Bache. Der Zahnarzt liess sich vom Sultan den kranken Zahn zeigen; da sich der tapfere Janitscharenvertilger aber vor der kleinen Zahnoperation fürchtete, hielt Biwas sein Instrument in der Handhöhle verborgen. Prüfen und Ausziehen erfolgten gleichzeitig. Hierauf aber sprang Biwas ins Wasser, mit lauter Stimme jammernd: „Rettet mich!" als ob er zufällig hineingefallen wäre. Der Sultan, von Mitleid für seinen Günstling erfüllt, vergass den Schrecken und die Schmerzen, die ihm durch das Ausreissen des Zahnes verursacht worden waren, eilte um Hilfe, liess den Biwas aus dem Wasser ziehen, neu bekleiden und für seine ärztliche Geschicklichkeit wie für seine Geistesgegenwart reich belohnen.

Machmuds Sohn und Nachfolger Abdul Meschid, einer der reformfreundlichsten Sultane, welche die Türkei je gehabt hat, war ein besonderer Verehrer der medizinischen Wissenschaft; er erweiterte die von seinem Vater begründete medizinische Fakultät. Allerdings waren jetzt die an ihr wirkenden Lehrer zumeist auf europäischen Universitäten ausgebildete europäische Aerzte, aber alte Leute, deren Studien um 30 oder 40 Jahre zurücklagen, und die von allen wichtigen Neuheiten und Umwälzungen auf dem Gebiete der Medizin keine Ahnung hatten. Die Stufe, auf welcher sich damals diese Universität noch befand, zeigt der blosse Umstand, dass dort noch immer keine — Anatomie getrieben werden konnte, weil man sich an das Wort des Korans hielt: „Niemals ist es gestattet, eine Leiche zu öffnen, selbst wenn der Verstorbene die köstlichste Perle verschluckt hätte, die das Eigentum eines Anderen." Erst am 8. März 1838 wurde ein Irade publizirt, welcher unter Aufrechterhaltung des

Verbotes, mohammedanische Leichen zu sezieren, die Erlaubnis erteilte, „für anatomische Zwecke die Leichen von Christen und Juden zu sezieren.“ Im Jahre 1831 war Bechdschet Leibarzt Abdul Medschids. Er verfasste einen Bericht über die Cholera-Epidemie zu Konstantinopel und Verhaltungsmassregeln gegen diese Krankheit; die Arbeit wurde von Demetrius Maurokordato in Hufelands Journal 1832 in deutscher Uebersetzung mitgeteilt und ist auszugsweise in diesem Buche im Abschnitte über die Epidemien wiedergegeben. Bechdschet war ein Ulema von grosser Bedeutung. Im Persischen und Arabischen besass er weitgehende Kenntnisse. Er beschäftigte sich viel mit Botanik und hatte auch einen grossen botanischen Garten, in welchem man zahlreiche seltene Pflanzen fand. Obgleich er den Charlatanismus der meisten Aerzte und Apotheker Konstantinopels verurteilte, fürchtete er doch, gegen ihn einzuschreiten, um nicht mit den Beschützern der Charlatans in Konflikt zu geraten. Da er die schlechten Aerzte nicht beseitigen konnte, bemühte er sich wenigstens, die guten bei jeder Gelegenheit belohnen zu lassen. Er war Begründer der reformierten medizinischen Universität, an der man Anatomie auf Tafeln, die operative Chirurgie, Physik, Pathologie und die französische Sprache lehrte.

Der Nachfolger Bechdschets als Leibarzt, erster Arzt des Reiches und Direktor der chirurgischen Anstalt hiess Achmed Nedschib Efendi. Im Sachs'schen Almanach für das Jahr 1838 wird dieser Arzt folgendermassen geschildert: „Ein Mann von kaum 40 Jahren, von angenehmer Gestalt und einer äusserst würdevollen Haltung. Er zeigt die grösste Reinlichkeit und strenge Aufmerksamkeit für seine religiösen Pflichten. Er spricht wenig, aber seine Fragen und Antworten sind klar und verständig. Er ist wissbegierig und säumt nicht, fränkische Aerzte zur Konsultation zu rufen. Ueberhaupt ist er ein Mann von Erziehung und übt die Arzneikunst, wie es den Anschein hat, mehr aus Menschlichkeit als des Nutzens wegen; denn die vielen Stunden, die er täglich in seinem Spezereiladen zubringt, und die Besuche, die er seinen Kranken macht, bringen ihm sehr wenig ein; dafür erhält er aber vom Sserai und von den Statthaltern ausserordentliche Geschenke.“ Unter Abdul Medschid erschien zum erstenmal eine europäische Hebamme im Sserai. Sie war, wie auch die meisten damals in Konstantinopel be-

findlichen Aerzte, aus Oesterreich, aus Wien gekommen und hiess Frau Messani.

Langsam brach sich der Fortschritt Bahn, als der Sultan den Wiener Arzt Dr. Bernard — nicht zu verwechseln mit dem bekannten französischen Physiologen Claude Bernard — im Jahre 1839 nach Konstantinopel berief und diesen tüchtigen Mann zum Direktor der Medizinschule von Galata-Sserai machte. An der letzteren und den neun Militärspitälern der Hauptstadt wurde fortan nach den Grundsätzen der Wiener Schule vorgegangen; die Broussais'schen Ansichten wurden preisgegeben. Dr. Bernard richtete die Medizinschule ganz nach dem Muster österreichischer Lehranstalten ein. Er teilte sie in zwei Abteilungen — in eine vorbereitende und eine höhere. Er erweiterte die Zahl der Zöglinge auf 400 bis 500, im Eintrittsalter von 10 bis 18 Jahren; die Schüler sollten in der Schule unentgeltlich Wohnung, Kleidung, Nahrung und Unterricht erhalten. Er verschaffte der Anstalt eine Bibliothek von 1300 Bänden medizinischen Inhalts, meist in französischer Sprache, die er zur Vortragssprache für alle Wissenschaften gemacht hatte; er begründete ein anatomisches Kabinet mit Präparaten von Joseph Hyrtl, ein reiches physikalisches Kabinet und eine nicht unbedeutende Mineralien-Sammlung. Die vorbereitende Abteilung zerfiel in drei Klassen, in denen Sprachen, Arithmetik, Geographie, Kalligraphie, Zeichnen, Zoologie, Algebra, Geometrie und türkische Geschichte gelehrt wurden. Die höhere Abteilung war der eigentlichen medizinischen Wissenschaft gewidmet, alle nötigen Gegenstände wurden hier vorgetragen. Fünf Krankensäle, in denen unentgeltlich ordinirt wurde und wo schon im Jahre 1841 nicht weniger als 16274 Ordinationen stattfanden, boten Gelegenheit zu gründlicherer Ausbildung. Endlich hielt man Vorlesungen für Hebammen und machte unentgeltliche Impfungen.

Im „Journal de Constantinople" veröffentlichte Bernard am 27. September 1843 einen interessanten Bericht über das Schuljahr 1842/43, das fünfte des von Abdul Medschid neu organisirten Instituts, das dritte der Bernard'schen Leitung, das erste, in welchem die Lehrkurse für Medizin und Chirurgie regelmässig vollendet wurden und den Schülern eine vollkommene medizinisch-chirurgische Bildung gegeben wurde. In diesem Schuljahre hatten der theoretische Unterricht für Hebammen unter der Leitung

der Wienerin Frau Messani, welche sich bereits des Vertrauens des kaiserlichen Harems erfreute, sowie der praktische Kurs für Apotheker zum erstenmal stattgefunden.

Schüler gab es im Ganzen 341, welche von zehn „Studienmeistern" überwacht wurden. Von den 341 waren 303 Türken und 38 Christen. Nur 80 stiegen in höhere Klassen auf. Die neueingetretenen Schüler in der ersten Vorbereitungsklasse mussten häufig durch Aufmunterungen und Strafen zu regelmässiger Arbeit angehalten werden. 24 Schüler wurden mit Prämien belohnt, 16 Kandidaten, alle Mohammedaner, hatten die medizinisch-chirurgischen Studien beendet. Zur Erlangung der Doktorwürde mussten sie sich noch drei strengen Prüfungen in Anatomie, Physiologie, allgemeiner Pathologie, Heilmittellehre, Chemie, Botanik, Mineralogie, Zoologie, spezieller Pathologie der äusseren und inneren Krankheiten, Klinik, Gesundheitslehre und medizinischer Polizei unterziehen. Die neu kreierten Doktoren erhielten sogleich Rang und Gehalt eines Bim-Baschi oder Majors und wurden bei den grossen Militärspitälern Konstantinopels in Dienst gestellt, um sich durch ein Jahr praktische Kenntnisse zu erwerben und den Spitaldienst zu erlernen. Die Schüler des vierten Jahrganges, welche in ihren Studien keine Fortschritte machten, wurden als Chirurgen-Gehilfen in den Feldspitälern angestellt. An den Kliniken der Schule wurden im erwähnten Jahre 825 Kranke behandelt und über 130 chirurgische und Augenoperationen vollzogen. Jeder Kandidat der Chirurgie hatte wenigstens zwei, mancher sogar fünf Operationen verrichtet. Die Zahl der ambulanten Patienten in den fünf Krankensälen betrug 80 000, die der unentgeltlich behandelten armen Kranken 16 835, die der geimpften Kinder 2295.

Ein späterer Bericht des Professors Bernard im „Journal de Constantinople", vom 16. Jänner 1844, erzählte über das Schicksal der im Jahre 1843 an der Medizinschule von Galata Sserai zum erstenmal nach europäischem Massstabe kreierten 16 türkischen Doktoren der Medizin und Chirurgie. Die jungen Herren wurden am 12. Jänner 1844 auf ehrenvolle Weise angestellt. Dr. Ssalih Ismael, der sich besonders dem Studium der Botanik gewidmet und diese Lehrkanzel an der Hochschule bereits seit zwei Jahren suppliert hatte, wurde zum wirklichen Professor ernannt. Die Doktoren Mehmed Ssalih, Osman, Emin,

Ibrahim und Schakir Hussein wurden zu Assistenten der verschiedenen Lehrkanzeln und der Klinik ernannt. Alle Fünf erhielten ausser dem Range und Gehalte eines Majors die Zulage von Assistenten der sultanischen Hofärzte, wozu sie gleichzeitig befördert worden waren. Die Doktoren Mustafa Ismael, Ssalih Himmet und Akif wurden zu Chef-Aerzten der Armeekorps von Rumelien, Anatolien und Syrien mit dem Range, dem Gehalte und den übrigen Emolumenten eines Obersten erhoben; bis zu ihrer Abreise auf ihre Posten blieben sie im grossen Spitale zu Maltepe zwecks praktischer Ausbildung in Dienst. Die andern sieben Doktoren wurden in die verschiedenen Spitäler der Garde-, Linien- und Marine-Truppen mit Rang und Gehalt eines Majors eingestellt, wo sie an der Seite europäischer Aerzte fünf Jahre praktisch ausgebildet werden sollten. — Bernard hat sich unvergängliche Verdienste erworben. Mit Sachkenntnis, soweit sie dem damaligen Stande der Wissenschaft entsprach, hat er trotz aller Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, trotz der Gleichgiltigkeit der Behörden, trotz des Widerstandes der fanatischen Bevölkerung, seine Anstalten musterhaft eingerichtet; und die Brachlegung des Charlatanismus, der bisher Alleinherrscher gewesen, war das unbestreitbare Werk dieses tapferen, unermüdlichen österreichischen Arztes. Seine Arbeit blieb eine Quelle des Segens. Leider starb er frühzeitig, am 9. November 1844, zu Konstantinopel, auf der Stätte seiner ruhmreichen Thätigkeit.

Unter den Aerzten, die Abdul Medschid aus Europa, besonders aus Wien berufen hatte, befand sich auch Dr. Sigmund Spitzer. Er fungierte zuerst an der Medizinschule von Galata Sserai als Professor der Anatomie und Pathologie und wurde dann Direktor der Anstalt. Das Werk Bernards vollendete er. Auf sein Drängen beschlossen endlich der türkische Chefarzt Tahir Pascha und sein Adjoint Abdullah Efendi, auch in türkischen Spitälern die Sezierung der Leichen zu gestatten. Sie erlangten zunächst einen kaiserlichen Befehl, wonach die Leichen der in den Gefängnissen verstorbenen Verbrecher ohne Unterschied des Glaubens nach der anatomischen Schule in Galata Sserai gebracht und dort seziert werden sollten. Ja, noch mehr: um die Vorurteile rauh und desto energischer zu beseitigen, wurde zuerst der Leichnam eines Mohammedaners seziert! Im April 1846 wurden sogar Frauen-

leichen — die zweier moslemischer Negerinnen — dem Messer der Aerzte preisgegeben. — Dr. Sigmund Spitzer hat eine so bedeutende Rolle in der medizinischen Entwickelung des türkischen Reiches gespielt, dass er eine ausführliche Würdigung wohl verdient. Er wurde 1813 zu Nikolsburg in Mähren geboren, besuchte erst die Schulen seiner Vaterstadt und ging dann nach Wien. 1837, kaum zum Doktor promoviert, wurde er von Mawrogeni, dem Gesandten der Pforte in Wien, aufgefordert, als Professor an die Konstantinopeler Medizinschule zu übersiedeln. Er folgte dem Rufe und wurde 1839 vom damaligen Chef der ärztlichen Angelegenheiten, dem Mollah Abdullah Efendi, zum Professor der Anatomie ernannt. Er überwand das Vorurteil der Türken gegen Leichenöffnungen und gründete ein anatomisches Museum, welches teils durch seine eigenen Arbeiten, teils durch Einsendungen des berühmten Anatomen Hyrtl die nötigen Präparate für den praktischen Vortrag der Anatomie lieferte. 1844 übernahm er die medizinische Klinik. 1845 gelang es ihm, den Sultan Abdul Medschid von einer lebensgefährlichen Krankheit zu heilen. In Frankl's „Sonntagsblatt" vom Jahre 1845, Seite 454, fand ich folgende Notiz: „Der Sultan hat unserem Landsmann, dem ersten Professor an der medizinischen Schule zu Galata Sserai, Herrn Med. Dr. Spitzer, zum Beweise seiner Zufriedenheit für den Takt und den Eifer, welchen er in der Ausübung seiner Dienstverrichtungen fortwährend entwickelt, ein prachtvolles arabisches Pferd verehrt." Die „Wiener Zeitung" vom Jahre 1845, Seite 542, konnte bald von folgender „Auszeichnung eines Oesterreichers" Notiz nehmen: „Der erste Professor an der medizinischen Schule von Galata Sserai, Dr. Sigmund Spitzer, ist zum ordentlichen Arzt des Sultans ernannt worden." Um die Fortschritte der türkischen medizinischen Akademie zu erweisen, machte Spitzer 1847 dem Sultan den Vorschlag, vier der besten Zöglinge statt in Konstantinopel in Wien promovieren zu lassen. Zufolge eines Erlasses der österreichischen Regierung wurden diese Zöglinge zur Prüfung in Wien zugelassen und, nachdem sie die strengen Examina mit ausgezeichnetem Erfolge abgelegt hatten, zu Doktoren der Wiener Fakultät promoviert. Nach ihrer Rückkehr wurden sie als Feldärzte der Armee zugeteilt, und ihrer Tüchtigkeit verdankt die Türkei ganz besonders die musterhafte Einrichtung ihrer Militär-

spitäler. Als Anerkennung für solche Leistungen wurde Spitzer zum Direktor der Medizinschule ernannt. Das Zutrauen, das der Sultan ihm erwies, lenkte die Aufmerksamkeit aller Würdenträger auf ihn, und jeder bemühte sich um die Gunst dieses Mannes. Der Arzt hielt sich streng an seine Pflichten. Da suchte die Umgebung des Sultans ihn zu beseitigen. Der Sultan aber zog Spitzer, der nun seine Stellung bei der Medizinschule niederlegte, ganz an den Hof und machte ihn zu seinem Vertrauten. In dieser Position erhielt Dr. Spitzer einmal von Feinden des Monarchen den Antrag, den Sultan gegen eine Belohnung von drei Millionen Piastern zu vergiften. Er wies dies entrüstet zurück, war aber nun seines Lebens nicht mehr sicher. Er erhielt Drohbriefe, und der Sultan selbst warnte ihn nachdrücklich vor Intriguen. Eines Tages, im November 1850, erhielt der Arzt Kenntnis davon, dass der Intendant der kaiserlichen Tafel von einer hochgestellten Persönlichkeit dafür gewonnen worden war, den unliebsamen Günstling des Sultans zu vergiften. Darauf bat Spitzer um die Entlassung aus dem Hofdienste, blieb aber im Staatsdienste.

Der Sultan teilte ihn als Botschaftsrat der Botschaft am Wiener Hofe zu. In dieser Stellung, die Spitzer bis 1856 inne hatte, nahm er an allen Verhandlungen teil, die vor und nach dem Krimkriege in Wien stattfanden. 1857 berief ihn der Sultan wieder nach Konstantinopel und wollte ihn abermals am Hofe behalten. Dr. Spitzer hatte aber keine Neigung hierzu und wurde nun zum ottomanischen Geschäftsträger in Neapel ernannt, wo er bis 1860 blieb. Nach dem Tode seines kaiserlichen Gönners zog er sich ins Privatleben zurück und lebte seither bald in Italien, bald in Paris. Aus seiner Ehe mit einer Wienerin hatte er eine Tochter, die sich am 30. Oktober 1877 in Paris mit dem Diplomaten Grafen Balmy d'Avricourt vermählte. Spitzer starb kurz vor Neujahr 1895 in Wien und hinterliess ein Tagebuch, aus dem Gomperz im Aprilhefte der „Deutschen Rundschau“ von 1899 einige Auszüge mitteilte; sie sind von ausserordentlichem Interesse für die Kenntnis der Zeit, in welcher die Türkei europäisch wurde.

Nach Spitzer war zu jener Zeit Professor Lorenz Rigler der bedeutendste Arzt und Lehrer in Konstantinopel. Er wurde am 20. September 1815 zu Graz geboren. Riglers Vater war mittellos gestorben, und so musste die Aufnahme in die Josephs-

Akademie zu Wien dem strebsamen jungen Manne als eine Förderung seiner Studien willkommen sein. Im Herbste kam er zusammen mit Hebra, Dumreicher, Reyer, Lenk und Scherer nach der Kaiserstadt. Er kämpfte vier Jahre lang mit mannigfachen Entbehrungen. Sein eiserner Fleiss brachte ihn doch ans Ziel. Neben Medizin studierte er noch die Sprachen und erlernte Französisch, Englisch und Italienisch vollkommen. Am 3. Februar 1838 wurde er zum Doktor der Medizin und Chirurgie und zum Magister der Augenheilkunde und Geburtshilfe promoviert. Die Augenheilkunde war sein Lieblingsfach, und am 1. Jänner 1839 wurde er zum Assistenten des Augenarztes Professor Jäger ernannt. Die Ernennung Skoda's zum Primarius und das Erscheinen des grossen Werkes von Rokitansky — 1840 und 1842 — bezeichneten den Beginn einer neuen, auf Physik und pathologische Anatomie begründeten Periode der Heilkunde, in welcher Rigler tüchtig lernte. Ihm schien das gewöhnliche Los bestimmt: nach Ablauf der Assistentenzeit Feldarzt zu werden. Da wendete sich sein Schicksal. 1842 wurde er, zugleich mit seinem Kollegen Eder, auf Ersuchen der türkischen Regierung zur Reorganisation der Militärspitäler nach Konstantinopel gesandt. Er zählte damals 27 Jahre, war voll Eifer und Thätigkeit, mutig, kaltblütig, beseelt von edlem Ehrgeiz. Am 23. September 1842 reiste er von Wien ab. Mit der Eisenbahn ging es nur bis Gloggnitz, dann zu Wagen bis Triest, zu Schiffe über Korfu und Piräus nach Konstantinopel. Ueberall auf der Reise besuchte er die Spitäler. Am 14. Oktober landete er in Konstantinopel. Krank war er angekommen und sein Zustand nicht ungefährlich. Professor Bernard besuchte ihn und nannte ihm das Spital von Maltepe — deutsch: „Hügel des Reichtums“ — als den Ort seiner Bestimmung. Während der Krankheit lernte er türkisch. Kaum genesen, machte er einen Besuch beim Hekim Baschi Abdullah Efendi, Chef aller Aerzte und Heilanstalten. Der sagte ihm: „Ihre Aufgabe wird sein, das Spital von Maltepe zu verbessern und zu ermitteln, warum gerade unter den Rekruten aus Anatolien eine so furchtbare Sterblichkeit herrscht.“ Ein paar Tage später stand Rigler dem allmächtigen Günstling Risa Pascha gegenüber. Am 25. Oktober war er zum erstenmal in Maltepe und übernahm die Spitalsleitung. Dieses Spital war 11 Jahre früher von Machmud II. gegründet worden. Das Haus war von

Holz, ein Quadrat, jede Seite 74 Klafter lang, ein Stock hoch. Ueber dem Thore prangte die arabische Inschrift: „Der Gesundheit des Volkes!“ Das Innere bestand aus 30 Krankensälen zu je 20 Betten. Jeder Saal war $2^1/_2$ Klafter hoch, 7 Klafter lang, $4^1/_2$ Klafter breit. Der Schmutz der Wände und der Fussböden, die verpestete Luft, die elende Einrichtung, die zerbrochenen Fenster — das Alles machte auf den jungen Arzt einen traurigen Eindruck. Es ordinierten sieben Aerzte; jedem derselben war ein Apotheker beigeordnet. Unter den sieben Aerzten war nur einer, Popowitsch, ein diplomierter; die anderen waren schlechte Apotheker, die durch Protektion avanciert waren, oder aus ausländischen Schulen ausgestossene europäische Studenten, oder endlich einheimische Blutegelhändler! ... Wenn das die Aerzte waren, ist es unnötig zu sagen, was für Taugenichtse die Apotheker waren. Als Krankenwärter endlich dienten Soldaten! Rigler schildert sie in seinem Tagebuche: „Schmutzig, träg, gefühllos.“ Da war es kein Wunder, wenn die Sterblichkeit hier eine riesige war; mindestens 25 Prozent! In den fünfzehn Jahren des Bestehens dieses Spitals waren in seinen Räumen 28600 Menschen gestorben; und die übrigen waren nicht genesen. Und doch genügten wenige Tage für die Reformen Riglers. Die Säle wurden geputzt, die Korridore gesäubert, frische Fenster eingesetzt, Ventilatoren angebracht. Und schon am 19. April 1843 konnte Rigler in sein Tagebuch schreiben: „Jetzt sieht das Spital menschlich aus.“ Zum erstenmal wurden ordentliche Untersuchungen der Kranken vorgenommen und die bösartige Diarrhöe, welche Tausende jährlich hinraffte, entpuppte sich als Darmtuberkulose. Riglers Thätigkeit erhellt daraus, dass sich die Sterblichkeit von 25 Prozent auf 3 verringerte. Ueber seine Erfahrungen in Konstantinopel hat Rigler selbst ein zweibändiges Werk geschrieben; auf seine Veranlassung wurden sechs neue grosse Spitäler gebaut. 1849 wurde er zum Lehrer an der Medizinschule von Galata Sserai ernannt, und später erhielt er die Stelle des Direktors. Am 22. Oktober 1855 operierte er den Sultan Abdul Medschid im neuen Palaste zu Dolmabagdsche; dafür erhielt er eine Pension von 3000 Piastern monatlich. Rigler dankte dem Sultan mit den Worten: „Eure Hoheit mögen nie wieder in die Lage versetzt werden, wieder der Aerzte zu bedürfen.“ Abdul Medschid entgegnete: „Ich bin

ein schwacher Mensch, jedoch mein Herz ist gut; du bist ein guter Mann, lebe recht lange und glücklich." Beider Wunsch ward nicht erfüllt. Abdul Medschid starb im Alter von 36 Jahren und Rigler war kaum als berühmter Mann nach seiner Heimat zurückgekehrt, als ihn der Tod hinwegraffte; er war nur 46 Jahre alt geworden. Seine ausführliche Biographie, der ich diese Daten entnommen habe, brachte die „Grazer Zeitung" 1862 in ihren Nummern 231 bis 245.

Zusammen mit Rigler war Dr. Eder aus Wien nach Konstantinopel gekommen; er starb dort schon am 20. Jänner 1840. Als Ersatz für Eder wurden die Doktoren Reinwald und Wartbichler aus Wien berufen. Beide wirkten durch zwei Jahre mit vieler Aufopferung und Selbstverleugnung an den ihnen unterstellten Heilanstalten. Reinwald musste aus Gesundheitsrücksichten bald wieder fort, Wartbichler blieb jedoch in Konstantinopel, erhielt Stellung an der medizinischen Schule und leitete auch das österreichische Spital.

Um 1846 erstattete ein russischer Arzt, Dr. Rafaelowitsch, in seinem russischen Reisewerke über die Türkei interessante Berichte über die Sanitätsverhältnisse im Osmanenreiche. Ueber die medizinischen Zustände Konstantinopels erzählte er: „Achmed Fethi Pascha, der Schwiegervater des Sultans, ist Vorstand der Quarantäne-Anstalten. Die Medizinschule steht unter der Oberleitung des Hekim Baschi Ismael Efendi; der kommt zweimal wöchentlich in die Schule, wo er Bittgesuche entgegen nimmt und die laufenden Angelegenheiten ordnet. Er hat den Rang eines Ferik oder Generalleutnants und bezieht ausser den seinem Range gebührenden Rationen monatlich 12 000 Piaster. Früher beschäftigte er sich mit kleinen chirurgischen Operationen, namentlich mit Beschneidung. Er hat auch den Sultan beschnitten: zum Lohne dafür wurde er ein grosser Arzt. Man sandte ihn nach Paris, Deutschland, England und der Schweiz. Nach Konstantinopel zurückgekehrt, wurde er — Hekim Baschi Chefarzt! Der Sultan wohnt regelmässig den öffentlichen Prüfungen in der Medizinschule bei und nimmt häufig selbst aus der Urne die Fragen, auf welche die Doktoranden antworten müssen. Folgende ist die jetzige Einrichtung der Schule von Galata Sserai: Die Zahl der Schüler beträgt 450. Sie werden jung und noch ganz unwissend aufgenommen und müssen türkische Unterthanen sein; man macht

jedoch keinen Unterschied des Glaubens und des Standes. Ein Viertel sind Armenier und Griechen. Alle leben friedlich zusammen. Sie werden auf Staatskosten erhalten, tragen eine Uniform — dunkelblauen Oberrock mit grünen Sammtaufschlägen, die mit dem silbernen Stabe und der Schlange des Aeskulap geschmückt sind — werden in Klassen eingeteilt und nach militärischer Art durch die Trommel zum Essen gerufen. Der Lehrkurs dauert 10 Jahre — 4 in der vorbereitenden, 6 in der medizinischen Abteilung. Die Entbindungskunst wird den Studenten zugleich mit den Hebammen vorgetragen. Die Schule besitzt eine pharmazeutische Abteilung, um Apotheker für die Militärhospitäler heranzubilden. Die Zahl der Professoren beträgt 17; es sind Europäer oder an europäischen Universitäten ausgebildete Griechen und Türken."

Nach dem Tode Abdul Medschids — unter Abdul Asis — kam die grosse Reaktion auf allen Gebieten des türkischen Lebens. Auch die Medizin blieb nicht verschont. Der Konstantinopler Arzt Doktor Pardo schrieb im Jahre 1873 über den Zustand der Heilkunde in der Türkei: „Mehr als je herrscht hier trotz aller Anstrengungen gediegener Aerzte die noch immer unbeschränkte und unüberwachte Ausübung der Medizin und Pharmacie. Dieser ungeregelten Kurpfuscherei von Individuen, welche sich die Namen Aerzte, Apotheker und Hebammen widerrechtlich beilegen, kann man die ärgsten Missethaten zuschreiben." In einer Zeit, da die Presse in der Türkei eine kurze Weile freier zu atmen vermochte, erhoben auch die türkischen Zeitungen ihre Stimmen, um gegen dieses Uebel der Kurpfuscherei zu sprechen — ein Uebel, das zum grossen Teile von europäischen Abenteurern zu ihrem Vorteil ausgenützt wurde. Eine türkische Zeitschrift forderte die moslemische Jugend auf, „sich mehr dem Studium der Heilkunde zu widmen, um die Türkei von der Beutelust der Charlatans aus der Fremde zu befreien und um dem Islam und dem Osmanischen Reiche jene am Leben zu erhalten, welche sonst der Unwissenheit und der Habgier gewissenloser Fremdlinge zum Opfer fallen." Am schlimmsten war es damals um die Geburtshülfe bestellt. Pardo erzählte 1873, Marko Pascha, Direktor der Medizinschule, wollte den Beschwerden wohl gerecht werden, welche ihm über das Treiben der Hebammen zukamen; aber er richtete nichts aus. Man muss diese Megären

bei der Arbeit gesehen haben, wie sie die zartesten und schwierigsten Verrichtungen kühn unternehmen. Ich war Augenzeuge folgenden Falles: Es handelte sich um eine Schulterlage. Die Hebamme zog wütend stundenlang am Arme des Kindes und raste, als ich dann durch leichte medizinische Handgriffe die Gebärende sofort befreite! Es giebt eine „Société impériale de médecine,“ und eine „Gazette médicale d'Orient“, aber dieses Thema existiert für beide nicht. In einer Stadt mit einer Einwohnerzahl von einer Million ist nur ein einziger Arzt als Geburtshelfer bekannt: Dr. Skinas. Die Medizinschule hat noch immer keine geburtshülfliche Klinik! Ebensowenig giebt es hier eine Gebäranstalt oder ein Findelhaus! Die Medizinschule war schliesslich tief gesunken: „Das Lehrerkollegium“ - heisst es 1876 in „Türkische Charakterskizzen“, Globus XXX. 28 — „ist eine unwissende Gesellschaft; lauter Türken. Die Institute werden fortwährend von einem Orte zum anderen verpflanzt.“

Der Hofarzt des Sultans Abdul Asis war der von Pardo früher genannte Doktor Marko, ein unbedeutender Mann. Die Krankheit des unglücklichen Sultans Murad V. artete nur infolge der Unwissenheit seines Leibarztes Doktor Capoleone so aus, dass sie dem Herrscher Thron und Freiheit kostete. Ein unseliger Zufall wollte es, dass Murad seit seiner Kindheit unter der Aufsicht dieses Arztes lebte, der statt die schlechten schädlichen Gewohnheiten seines Schützlings zu bekämpfen, denselben diente und schmeichelte. So ergab sich Murad ungehindert dem alten Laster osmanischer Herrscher, dem Genusse geistiger Getränke, welcher schnell seine Gesundheit zerstörte. Als dann Sultan Murad schwer erkrankte, verriet und verliess ihn dieser Arzt als Erster und diente seinen Feinden, indem er Nachrichten über den Zustand seines Herrn verbreitete, welche jede Hoffnung auf Heilung als ausgeschlossen erscheinen liessen. Zur Untersuchung des Geisteszustandes Murads wurde auch Professor Leidesdorf aus Wien berufen. Nach der Absetzung Murads wagte Dr. Capoleone seine Visiten beim Ex-Sultan noch fortzusetzen. Die Walide aber, des Sultans Mutter, welche zu diesem Arzte jedes Vertrauen verloren hatte, berief — einen arabischen Fakir, der die Medikamente des Italieners durch Koransprüche und Zaubereien ersetzte. Murad jagte Beide davon und bewies dadurch, dass er noch Herr seines Verstandes war.

Sein Leibarzt Capoleone hatte ihm sein nahes Ende prophezeit; aber Murad lebt noch heute, nach 25 Jahren.

Eine bessere Zeit begann endlich für die Medizin mit der Regierung Abdul Hamids II., der auf diesem Gebiete seinem Vater Abdul Medschid nacheiferte. Das türkische „Salnameh" oder Staatshandbuch verzeichnete schon für das Jahr 1300 der türkischen Zeitrechnung, das nach der unseren im November 1882 begann, folgende Daten über die höheren Unterrichtsanstalten der Hauptstadt, welche jetzt den Angehörigen aller Religionsbekenntnisse offen stehen: Die Zivilschule hatte 25 Professoren und 300 Studenten; das kaiserliche Lyceum von Galata Sserai 48 Lehrer und 576 Schüler; die Zivilmedizinschule 33 Professoren und 502 Studenten. Ueber die weiteren Schicksale der Medizin und über die Aerzte am Hofe Abdul Hamids II. habe ich in meinem Buche „Abdul Hamid II., seine Familie, sein Hofstaat" ausführliche Mitteilungen gemacht, so dass ich hier bloss auf sie verweisen kann.

Als ein dauerndes Zeugnis des grossen Interesses, das Abdul Hamid II. der medizinischen Wissenschaft stets entgegengebracht hat, wird das mächtige Gebäude dienen, das jetzt bei einem Kostenaufwande von rund zehn Millionen Francs auf einem Terrain von 27000 Quadratmetern auf der asiatischen Seite der osmanischen Hauptstadt in Haidarpascha errichtet wird. Die Initiative zu diesem Bau ging von dem deutschen Gelehrten Professor Dr. von Dühring Pascha aus, der berufen erscheint, die Traditionen der Bernard, Spitzer und Rigler segenbringend fortzupflanzen.

---

4. Pharmazie und Kosmetik.

Geschichte der Apotheken in der Türkei. — Die ersten europäisch gebildeten Pharmazeuten. — Erinnerungen aus arabischer Zeit. — Verfälschung der Medikamente. — Rosenwasser und Oele. — Mohammed und die Wohlgerüche. — Parfum und Coitus. — Die Rolle des Parfums in der osmanischen Geschichte. — Das Kamasutram über Lippenlack. — Mastix. — Hennah als Schönheitsmittel und Heilmittel. — Persische Schönheitsmittel. — Hargus oder Harkus. — Kohol. — Augenschminke. — Rastik. — Safran.

Der Arzt heisst bei den Türken: hekim; die Araber und Persen sagen: hakim, die Araber daneben auch: tabyb; die Inder: siana oder gar dakter, das verstümmelte Doktor. Medizin als Heilkunde heisst türkisch: tybabet; arabisch: hekmet el tyb, tobb; persisch: maledschek; indisch: hakimgeri. Medizin als Medikament heisst türkisch: adsch, esah dewa, yladsch oder scherbet. Das letztgenannte Wort bezeichnet dreierlei: Getränk im Allgemeinen; dann: Arznei; und erst zuletzt das bekannte Erfrischungs-Fruchtwasser. Die Araber sagen für Arznei: dowa und danah; die Perser: iladsch; die Inder: daru. Apotheken nennt man in der Türkei: edschachane; für Apotheker sagen die Türken: edschadschy, scherbetdschi, speziar; die Araber: attar (Spezereihändler) und beya dawa; die Perser: achtar und dowafrusch; die Inder: pezari. Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts schon waren fünf Apotheken in Konstantinopel nach deutschem Muster eingerichtet, aber es gab damals nie frische Medikamente, alles kam aus dem Auslande. In den anderen Städten der Türkei gab es zu jener Zeit nur Drogisten, so dass die Aerzte, die dorthin von der Regierung gesendet wurden, genötigt waren, selbst zu dispensieren. Auch in den fünf „guten" Apotheken Konstantinopels bereitete man nur wenig pharmazeutische Präparate, da man die meisten fertig

aus Europa kommen liess; in der türkischen Hauptstadt konnte man kaum etwas herstellen, mangels der gewöhnlichen Hilfsmittel, wie beispielsweise: tubulierter Retorten oder gläserner Trichter. Eine bestimmte Pharmacopöe hatte man nicht. Die Wiener und die Preussische waren gebräuchlich, dabei kamen die Präparate meist aus England, Frankreich und Italien. Die neue Nomenclatur war den türkischen Apothekern unbekannt; der Arzt lief stets Gefahr, missverstanden zu werden. War der Apotheker gewissenhaft — das war er im seltenen Falle — so sagte er: „Ich habe das Mittel nicht.“ Gewöhnlich aber gab er das, was ihm einfiel. So kam es vor, dass man Zucker für Bismuthum nitricum, Quecksilbersalbe statt Bleisalbe erhielt. Der Arzt schrieb die Rezepte lateinisch oder italienisch. Man bediente sich schliesslich auch verschiedener Gewichte, meist der italienischen. Die Oberaufsicht über die Apotheken, wie die über die Aerzte, hatte der erste Hofarzt; er konnte aber nichts thun gegen allen möglichen Unfug. Im Jahre 1850 besass Konstantinopel 180 Apotheken, die ziemlich gut eingerichtet waren. Bis dahin war es beinahe jedem freigestellt gewesen, eine Pharmazie zu eröffnen und zu leiten; im Jahre 1850 begann die Ueberwachung des Verkaufs von Arzneimitteln, und ein Gesetz gestattete nur denjenigen eine Apotheke zu besitzen, welche durch ein Apothekerexamen ihre Befähigung erwiesen hatten. Gegenwärtig existieren in Konstantinopel einige gute Apotheken. In Bagdad gab es vor 30 Jahren, wie mir Dr. Beck erzählte, keinen einzigen diplomierten Apotheker. Dr. Beck erwirkte vom Generalgouverneur eine Verordnung, welche den Drogisten und anderen als Apotheker auftretenden Schwindlern das Handwerk legte. Aber zwei von dieser pseudopharmazeutischen Bande, denen es ihre Mittel erlaubten, begaben sich nach Konstantinopel und kehrten umgehend als Diplomierte zurück. Der erste wirkliche Apothoker in Bagdad war der Oesterreicher Grzesitzky. Er bezog die meisten Medikamente, selbst die Gefässe, Masse und Gewichte, aus Wien. In einigen Provinzen, wohin die Aufsicht des hauptstädtischen Zentralsanitätsamtes nicht reicht, zählt man noch heute zu den Apothekern die Drogisten oder Subadschi, die Kräutersammler oder Ispardschi, die Bandagisten, die Verfertiger chirurgischer Instrumente, die Rosenwasser-Erzeuger, Oelpresser, Parfumeure

und Latwergenfabrikanten. In allen Apotheken des Orients, auch in denen der Hauptstadt selbst, ist es Sitte, dass in den Verkaufslokalen die Aerzte öffentlich ordinieren. Jede Pharmazie hat ihre Stammdoktoren, welche nacheinander zu bestimmten Stunden Ordinationen erteilen. Zuweilen findet man in diesen Apotheken besondere Ordinationszimmer eingerichtet. Für diese Aerzte, wie für die Apotheker und das Publikum hat die Einrichtung besondere Vorteile. Der Arzt zahlt keine Miete, weil er dem Apotheker gleich Aufträge zukommen lässt. Der Apotheker verdient, weil der Patient nicht zu einem Konkurrenten geht. Der Patient endlich findet stets leicht einen Arzt, zahlt hier ein geringeres Honorar als im Hause des Arztes und kann auch die Medizin gleich besorgen.

Zur Zeit des Kalifen Motadir bekleidete der Perser Sabur Ibn Sahl, einer der Professoren des Spitals von Gondeschabur, die Stelle eines Pharmazeuten. Er ist der Verfasser des pharmazeutischen Werkes Akrabadyn, das für mehrere Jahrhunderte in den Apotheken der Spitäler von Bagdad im Gebrauch blieb und dort wie in anderen Gegenden des Inneren auch heute noch vielfach von den einheimischen Pharmazeuten zu Rate gezogen wird.

Eines der ältesten und verbreitetsten Geschäfte im Orient war der Handel mit Räucherwerk, wohlriechenden Salben und Oelen, auf welche man schon im Altertum den höchsten Wert legte. Nach Hammer-Purgstalls Litteraturgeschichte III 273 wird im Islam das erste Geschäft eines Gewürzkrämers oder Apothekers um das Jahr 190 der Hedschra erwähnt.

Der Kalif Mamun erteilte dem Arzte Sekeria Ben et Thaifuri, der um 225 (839) lebte und von Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der Arabischen Litteratur unter 1199 erwähnt wird, den Befehl, die Spezereihändler zu prüfen. Sekeria Thaifuri riet dem Kalifen, zu den Spezereihändlern zu schicken und irgend etwas zu verlangen. Der Bote begehrte also Efschinet und Saktera, nämlich die Namen von zwei Dörfern. Die Spezereihändler hielten dies für Namen von Medikamenten, und der eine gab irgend einen Stein, der andere ein beliebiges Gewürz, der dritte eine Pflanze. Nur einige erklärten einfach, solche Medikamente seien ihnen unbekannt. Mamun liess die Aufrichtigen bestehen, die Anderen davonjagen.

Annabrawi erzählte — in Behrnauer's „Mémoire sur les

institutions de la police chez les Arabes“ — schon viel von den damaligen Fälschungen und Betrügereien der Pharmazeuten und Kosmetiker. Sie gaben — klagt Annabrawi — statt Opium Präparate aus Fasern der Rinde von glaucium phanicum, aus einem Extrakt der Blätter des wilden Lattichs, oder aus Gummi arabicum; statt „Rhawand“ oder chinesischen Rhabarbers: die Wurzel von Rhawand eddawab, welches Rhabarber der Saumtiere genannt wird und nicht in China, sondern in Syrien wächst; statt des gezuckerten Liqueurs aus den Knollen und Wurzeln der indischen Zuckerstaude: Knochen, die am Montag gebrannt wurden; statt Tamarinde: Pflaumen; statt des Lyciumsaftes: Olivenschoten mit gekochter Ochsengalle; statt Wurzeln des Kusth, des costus arabicus: Alant-Wurzeln, Inula Helenium. Andere Fälscher mischten die Valeriana mit einem ägyptischen Gewächs und betrogen die Käufer selbst bei Gummi. Man fälschte grauen Ambra: mit Meerschaum, schwarzem Gummi, weissem Wachs, Muskatnuss und Sandarach; andere erreichten diese Fälschung des grauen Ambra durch eine Mischung von Meerschaum, Sandarach, Aloë, aromatischen Blättern und Mist der afrikanischen Eidechsen; dies Alles rieben sie kräftig durcheinander, „verwahrten es acht Tage lang im Hinterteil eines Pferdes und zogen es dann heraus“. Kampher fälschte man „mit Marmorstaub, weissem arabischen Gummi, Ammoniaksalz, mit reinem aufgelösten Collyrium, mit nicht erhitztem Gyps“. Wieder Andere befassten sich mit der Fälschung von Safran, Schnittlauch, Aloë, Glans unguentaria.

In dem erwähnten Buche von Behrnauer über die arabische Polizei finden wir auch ein Kapitel von Dschaubari über die Geheimnisse der arabischen Gewürzhändler bei Bereitung der Myrrhe, des Ingwers, des Azurs und des Rosenwassers. Von letzterem heisst es: „Sie nehmen einige Rosenknospen von Irak und lassen sie 24 Stunden in reinem Rosenwasser von Nisibe weichen. Sie füllen sie dann in einen Kürbis und legen Müsk dazu. Jedem Rötl der Rosenknospen fügen sie zehn Drachmen Gewürznelken und zwei Drachmen Cardamomen bei. Sie destillieren alles an einem milden Feuer, geben es dann in ein Glasfläschchen, dessen Oeffnung durch Watte verstopft wird. Das Fläschchen konservieren sie in einer Kapsel vor Staub und Luft. Dann nehmen sie reines und mildes Wasser, giessen es in einen Kessel und lassen es über einem sanften Feuer so lange kochen, bis

ein Drittel verdampft ist; den Rest heben sie auf, schützen ihn sorgfältig vor Staub, und wenn er kalt geworden ist, nehmen sie drei Drachmen davon, fügen ein Rötl Bagdader Gewichts kochendes Wasser hinzu, schütten dies zu dem Rosenwasser und setzen alles der Sonne aus. Dies ist eine, aber die beste, von 40 Arten."

Gülabdschian heissen diejenigen, welche in erster Reihe Rosenwasser bereiten, wie es ihr Name besagt. Sie präparieren aber auch: Weihrauchwasser, Ambrawasser, Jasminwasser, Honigwasser, sowie die weltberühmten Essenzen, unter ihnen als bekannteste die Rosenessenz, persisch: Otr Schahi, türkisch: Gül Jaghi genannt.

Die Perser haben der Rosenessenz nach dem Patron den Namen gegeben. Die christlichen Kirchen wurden, ehe man sie in Moscheen verwandelte, mit Rosenwasser gewaschen; Sultan Saladin sandte auf 500 Kameelen Riesenmengen Rosenwasser, um die von den Kreuzfahrern in eine Kirche umgestaltete Omarmoschee zu Jerusalem zu reinigen; Mohammed der Eroberer liess die Sophienkirche in Stambul viele Male mit tausenden Okkas Rosenwasser waschen, ehe sie für die Verehrung des Propheten hergerichtet wurde. Die Bewohner Asiens besprengen Kleider und Gemächer, die Perser selbst Strassen und Wege, mit Rosenwasser, wenn hohe Gäste kommen. Die in eine Wohnung eintretenden Fremden werden zum Zeichen des Willkommens mit Rosenwasser bespritzt. Heute ist das sogenannte Adrianopler Rosenwasser das beste. Es dient vielfach als Medikament. Die im April blühende Rosa centifolia besitzt leicht abführende Eigenschaften. Deshalb werden Aprilrosen-Konserven im Orient gewöhnlich am frühen Morgen als angenehme Hausarznei genommen. Der Rosenzucker gilt als Heilmittel für Krankheiten der Lunge und des Mundes. Rosenessig ist ein stärkendes und reizendes Mittel bei Ohnmachten. Kataplasmen aus Rosen wendet man gegen Frauenkrankheiten an.

Maltzan erhielt in Tunis durch den besten dortigen Fabrikanten Hadschi Aly ulid el Chasnadschy folgende Aufschlüsse, über Oele: Zu einem Misqâl — etwa $^1/_8$ eines Loths, genauer 94 Gran — Rosenöl gehören nicht weniger als 30 Pfund Rosen. Zu einem Misqâl Jasminöl gar 40 Pfund Blumen. Die Preise sind deshalb hoch. Der Misqâl Jasminöl kostet 10 Thaler; der

Misqâl Nessryöl, Essenz der Rosa canina: 5 Thaler; der Misqâl Qomâryöl, aus dem Holz eines aus Indien stammenden Baumes, arabisch Qomâry genannt, kostet: 15 Thaler, also 45 Thaler das Loth; das eigentliche Rosenöl ist am billigsten, es kostet bloss 5 Thaler das Loth. Die Fabrikation ist einfach und mühelos. Aus den Blumen wird durch Destillation das wohlriechende Wasser gewonnen, welches an und für sich schon einen wertvollen Handelsartikel bildet. Auf dem Wasser bildet sich nach einem Stillstehen durch mehrere Wochen eine Oberfläche von Oel, welches sein Gewicht in Gold wert ist. Das auf der Oberfläche schwimmende Rosenöl wird dann mit grosser Sorgfalt entfernt, bedarf aber keiner weiteren Präparation. Ebenso wird bei der Bereitung der Essenzen aus anderen Blumen verfahren. Ausser den genannten destillierten Wassern und Oelen gibt es noch: Essenzen aus Geranium, Cassia, Nelken, dem spanischen Jasmin; sowie Pulver aus Moschus, Ambra grisea, Civet, Benzoë, Qomary.

Der Patron der Zunft der türkischen Parfumeure ist Otr eddin der Inder, weil er der Hoflieferant des Propheten war. Mohammed sagte einer Ueberlieferung zufolge: „Das, was ich in dieser Welt liebe, das sind diese drei Dinge: Gebete, Weiber, Wohlgerüche. Ich erfrische meine Augen und meine Gedanken durch das Gebet. Die Wohlgerüche aber sind die Speisen des Geistes, und der Geist ist das eilende Dromedar der menschlichen Kräfte . . . Nichts ist besser und der Gesundheit zuträglicher als Parfüms nach dem Coitus . . .“ Damit wollte der Prophet — erklärt der türkische Liebesschriftsteller Omer Haleby — andeuten, dass die fleischliche Vermischung die Materie oder das Prinzip der erotischen Ausbrüche verschwinden macht. Die wollüstigen Agitationen annullieren die Reinheit des Geistes, trüben die Blicke des Klarstsehenden, verwirren die Gedanken und drängen das religiöse Gefühl unter die Herrschaft der Sexualität, welche die ausdauerndste und tyrannischeste aller Energien ist. Dann aber sind es das Gebet und die Wohlgerüche, welche die psychischen Kräfte und den moralischen Zustand des Coitierenden wieder herstellen. Daraus resultiere — meint Omer Haleby weiter — dass die Parfüms dem Menschen ebenso notwendig seien, wie das Gebet, die Hygiene, das Wasser, die Gymnastik. Allein, so wie es Moslems und Moslems, Schüler Christi und Christen gebe und wie die Einen nicht den Andern

gleichen, auch wenn sie sich dieselbe Bezeichnung beilegen, so gebe es auch Wohlgerüche und Wohlgerüche. Die einen seien schädlich, die anderen nützlich; die einen schläfern die Gedanken ein, verdummen die Sinne, rufen Hallucinationen hervor; die anderen wirken stimulierend auf das Gehirn und beleben das Herz ... Ein Parfüm-Rezept, das Omer Haleby angiebt, teile ich im Abschnitte über die Reizmittel zur Behebung der Impotenz mit.

Die Worte des Propheten über Gebete, Wohlgerüche und Weiber kommentierte ein anderer moslemischer Schriftsteller dahin, dass, wie Wohlgerüche und Gebete zum Himmel steigen, so auch die Frauen, welche als duftige fromme Wesen zwischen Gebeten und Wohlgerüchen leben, den Mann himmlisch erheben. Der wegen seiner Wollust berüchtigteste Sultan Ibrahim I. brachte die Ueberlieferung mit einiger Abänderung in ganz verkehrter Anwendung zur Geltung. Seine Freude und einzige Lust bestand in Weibern, Wohlgerüchen und Pelzwerk, und das Harem war für ihn nichts als „ein üppig durchduftetes, mit weichem reichen Futter ausgeschlagenes Lotterbett.“ Für Sklavinnen, Ambra und Pelzwerk waren ihm keine Summen zu hoch. Die Ambra, welche er als Rauchwerk einatmete oder als Stärkung der Nerven, in porzellanener Schale über der Glut geschmolzen und dann mit dem siedend heissen Kaffee vermischt, einschlürfte, stieg so unmässig im Preise, dass das Misqâl — anderthalb Drachmen — bis zu fünfzehn und zwanzig Piastern kostete. Eines Abends, als die Nacht schon tief vorgerückt war und der Ambraduft im Harem ausging, erwähnte einer der Hofdiener, dass ein englischer Kaufmann das grösste je gesehene Stück Ambra besitze in der Gestalt einer Pyramide; sogleich wurden Boten nach Galata gesandt, welche den Kaufmann zu dessen nicht geringem Schrecken aus dem Schlafe weckten und zwei Stunden vor Tagesanbruch vor die Thore des Sserai schleppten, wo er bis Sonnenaufgang warten musste, dann aber ohne Anstand für seine Ambra-Pyramide den vorteilhaften Kauf von dreizehntausend Piastern abschloss.

Den Wohlgerüchen folgen die Schönheitsmittel für die Pflege des Gesichtes, der Haut, der Zähne, der Lippen. Das Kamasutram der Inder sagt: „Die Lippe, die mit Lack gefärbt wird, den man siebenmal mit dem Hodenschweisse eines weissen

Hengstes vermischt hat, wird weiss. Arabischer Jasmin bringt sie in den früheren Zustand zurück.“ Alle Levantinerinnen kauen beständig, um schöne weisse Zähne zu bekommen, Mastix, türkisch: sakis, arabisch: mestekah, persisch: misteki rumi, indisch: rumi mastekie. Der Mastixbaum wächst in Afrika, Syrien, Griechenland und besonders auf der Insel Chios; auf der letzteren gedeiht er jedoch nur im Norden, alle Versuche, ihn auch im Süden anzubauen, missglückten. Er ist klein und scheidet eine harzige Substanz aus, die in der Heilkunde unter dem Namen Mastix von Chios bekannt ist. Dieser Baum, dessen Höhe höchstens 3 Meter erreicht, hat stets grüne Blätter, die den Blättern der Tarabinthen-Pistazie ähneln. Die Erzeugung von Mastix bildet eine der wichtigsten Einnahmequellen von Chios. Um das Harz zu gewinnen, macht man blos Einschnitte in den Baum; die Substanz fliesst von selbst ab. Der durchschnittliche jährliche Ertrag schwankt zwischen 20 bis 50000 Okkas. Zum Reinigen der Zähne gebraucht man ferner: Ssuak, den Bast der Wurzel des Wallnussbaumes, in etwa fingerdicken Streifen in kleinen Rollen gewickelt. Diesen Bast kauen die Frauen durch und bewahren ihn dann in kleinen Schalen auf. Er färbt die Lippen und das vordere Zahnfleisch rot. Gleichem Zwecke dient auch die Schale der grünen Wallnüsse.

Hennah, nach Royle das Kypros der Alten, Lawsonia inermis, wird von den Frauen des Orients zum Rotfärben der Nägel an Händen und Füssen, von den Männern zum Färben der Bärte benutzt. Diese Sitte der Lebenslust und des Lebensgenusses zu üben, verbietet jedoch das Gesetz allen Bekennern des Islams zur Zeit des Iddet, das heisst: in der Zeit nach dem Tode des Gatten, in der Zeit der Trennung der Ehe, sowie in der Zeit nach der Verstossung der Gattin.

Pastor Klein erzählt in seinen Mitteilungen über Leben, Sitten und Gebräuche der Fellachen in Palästina — Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins IV, 62 — über Hennah: „Alte Fellachen-Weiber färben sich oft, wie dies auch bei den Städterinnen der Fall, ihr weisses Haar mit Hennah rot.“ Jackson berichtet in seinem Buche: An account of Marocco, London 1811, II ed. 145: „Gegen Fussschweiss bestreuen die Aegypter die Füsse mit dem Hennah-Pulver, wodurch die Haut gestärkt und übermässiger Schweiss behoben wird.“ Die

Tatarinnen in Taurien färben sich die Haare schwarz mittels einer Mischung, die nach Dr. Hille — Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft, V. 236—242 — folgendermassen zusammengesetzt ist: eine Galläpfelkochung in Oel, Weinstein, Indigo und Hennah werden zu gleichen Teilen mit der nötigen Menge Wasser zu einem Brei verrührt. Ueber Hennah-Gebrauch in Marokko berichtet Quedenfeldt: Geflohene Krieger, Feiglinge, werden bei ihrer Heimkehr von den Frauen mit Hennah-Mehl beworfen: dies ist eine grosse Schmach, weil die Männer dadurch symbolisch den Weibern gleichgestellt werden. Wenn zwei Scheiche einen Kriegszug gemeinsam unternehmen wollen, tauschen sie statt eines Ehrenwortes den Burnus aus. Bricht der eine das Wort, so hat der andere das Recht, den Burnus des Wortbrüchigen öffentlich mit Hennah zu bestreuen. Die Pflanze wird in Marokko in den Ebenen an der Westküste, speziell in der Provinz Dukalla bei Masagan und Asemur, gebaut. Die Blätter werden dreimal jährlich — im Frühling, im Sommer und gegen Ende September — gepflückt. Das Hennah-Mehl hat einen doppelten Zweck: Nur mit Wasser angefeuchtet, wodurch ein hässlicher grüner Brei entsteht, dient es den Frauen dazu, ihr Gesicht zur Erfrischung und Verschönerung des Teints zu beschmieren. Der bekanntere Gebrauch ist das Rotfärben der Nägel mit Hennah-Mehl. Letzteres wird in diesem Falle mit Zitronensaft oder ein wenig Alaun- oder Weinsteinauflösung vermengt; dann bleibt der Teig 24 Stunden liegen und erhält die rotgelbe Farbe, welche auf den Nägeln mindestens eine Woche andauert. Gewöhnlich werden auch die Hände bis zum Gelenk, die Füsse bis zu den Knöcheln gefärbt. Je länger man den Teig auf die Hand streichend wirken lässt, desto intensiver wird die Farbe. Deshalb werden bei Hochzeiten die Extremitäten der Braut schon mehrere Tage vorher allabendlich eingerieben. Als Kuriosum sei hier erwähnt, dass ältere Schriftsteller, wie Höst, glaubten: das Hennah sei mit frischem Kuhmist gemischt.

Hennah ist aber nicht blos ein Schönheitsmittel, sondern auch ein Heilmittel. Es wird ihm eine adstringierende Wirkung zugeschrieben; man streut es deshalb auf Wunden. Gekocht mit dem Safte der Asphodelus-Zwiebeln — arabisch: el onsela — wird es bei Krätze auf die infizierten Stellen gerieben und soll wirksam sein.

In Persien trachtet man — wie Polak erzählt — die Körperschönheit durch folgende Mittel zu erhöhen: das Gesicht wird rot und weiss geschminkt, Haare und Augenbrauen werden schwarz, die Handteller, Nägel und Fusssohlen orangegelb gefärbt. Ausserdem tätowieren sich manche Frauen an verschiedenen Stellen des Körpers, am Kinn, Kehlkopf, zwischen den Brüsten und am Bauche; früher war diese Operation — „chal kubiden" — allgemeine Sitte, jetzt hat sie sich noch hier und da in den Mittelklassen erhalten, in den höheren aber ganz aufgehört. Ueber den speziellen Gebrauch von Hennah in Persien berichtet Polak: Frauen und hier und da auch Männer lassen sich ausser den Haaren die Handteller und Fusssohlen, besonders aber die Nägel im Bade mit Hennah färben, wodurch diesen Teilen ein orangegelbes Aussehen gegeben wird, das im Orient sehr beliebt ist. Die Farbe dringt dabei nur in die dicken Epidermis- und Hornschichten dauernd ein; von den dünnen, an den Grenzen der Stirn, lässt sie sich mittels eines eingeseiften Wollbeutels leicht wieder abwaschen. Mittels Hennah werden in Teheran auch die Schweife der königlichen Pferde gefärbt und Schimmel in Goldfüchse umgewandelt, oder durch auf den Leib gelegte Schablonen mit Figuren von Quasten und Troddeln bemalt. Endlich wendet man in Persien Hennah bei erfrorenen Gliedern, Kontusionen, Abschürfungen und leichten Gelenkentzündungen als vermeintliches Hautstärkungsmittel an. In Persien gedeiht Lawsonia inermis in vorzüglicher Güte in der Nähe der Stadt Yezd; in Ispahan wird sie sortiert und gemahlen und von dort in den Handel gebracht. Die Paste muss wenigstens eine Stunde liegen bleiben; Frauen, die nicht von Geschäften gedrängt sind, lassen sie oft 4—5 Stunden einwirken. Danach wird sie mit lauem Wasser abgespült. Dunkle Haare nehmen davon eine cochenilleartige Nuance an, während helle sich brennend hochrot färben. Diejenigen Perser und Perserinnen, welche diese Hennahfarben lieben, stehen von jeder ferneren Operation ab. Die meisten jedoch wollen ein glänzendes Rabenschwarz erzielen und bedienen sich dazu — nach Polak — der Paste von Reng, des Pulvers einer Indigofera, welche in Arabistan in der Nähe von Schuschter und Disful kultiviert wird. Das gemahlene Pulver ist sehr hygroskopisch, bäckt leicht zusammen und verliert dann mit der erbsgrünen Farbe auch seine

Kraft. Gutes Reng muss, mit lauem Wasser angemacht, in kurzer Zeit tiefblau werden und an der Oberfläche pfauenschwanzfarbig anlaufen. Die Reng-Paste bleibt ebenfalls eine Stunde lang auf den Haaren liegen; mehrere Stunden nach der Abspülung entsteht Oxydation, welche die tiefste und so festhaftende Schwärze erzeugt, dass sie durch keine Säuren und Alkalien wieder entfernt werden kann. Nur wegen des Nachwuchses bedarf es von Zeit zu Zeit einer Wiederholung der Prozedur. Um den eigentümlichen Glanz, welchen Hennah hervorbringt, zu erhalten, wird von manchen nach der Anwendung des Reng das Haar wieder noch eine Viertelstunde mit Hennah behandelt. Ein anderes Schönheitsmittel ist Hargus oder Harkus; es ist in Syrien, Aegypten und Marokko in Gebrauch. Nach Quedenfeldt ist Hargus eine schwärzliche Flüssigkeit, in der Hauptsache aus dem Safte von Asfa oder Galläpfeln hergestellt. In Tanger bedient man sich des Saftes dieser Galläpfel, mit Zuthaten von Alaun und dem Safte der schwarzen Maulbeere, zum Färben der Haare und des Bartes der Männer. Die Frauen machen sich mit dem Hargus mittels eines Hölzchens kleine Tupfen um Stirn und Backen und oberhalb der Nasenwurzel. Man bewahrt den Hargus-Saft in kleinen Röhrchen, die mit einem Läppchen verschlossen werden. Nach einer anderen Ansicht gewinnt man Hargus aus den beerenartigen Auswüchsen der Zwergpalme und vermengt damit Indigo.

Das Augenschminken mit Spiessglanz ist uralter Gebrauch. Im alten Testamente wird es häufig erwähnt. Ich verweise auf die Stellen: 2. Buch der Könige IX 30; Jeremias IV 30; Hesekiel XXIII 40. Bei den arabischen Kalifen fungierten Aerzte, deren einzige Aufgabe es war, des Herrschers Augen auszuwaschen und mit Kohol einzusalben. Der Kalif Mamun zahlte seinem Arzte Dschibrail hierfür monatlich 1000 Dirhem. Bei den Orientalinnen der Gegenwart wird die Augenschminke — Keal oder Kohol genannt — meist in einem Teile des oberen Augenlids angebracht, um durch den schwarzen Streifen dieser Einfassung die Grösse des Auges leuchtend hervorzuheben. Eine tiefblaue Färbung der Augenbrauen wird in Persien dadurch erzeugt, dass man dieselben tagelang mit einer Masse aus grobgemahlenen Indigoblättern — „wasmeh“ — belegt. In Bagdad lassen die Frauen ihre Augenbrauen wegrasiren und malen statt derselben

mit Keal schwarze Streifen auf. Den Kindern bestreicht man die Augenlider und Augenbrauen mit Keal schwarz, die Fingernägel mit Hennah braun, und ihre Lippen färbt man blau. Das Augenschminken der Orientalinnen ist Gegenstand zahlreicher Abhandlungen geworden. Hammer-Purgstall erwähnt, dass sich unter den Moslems einmal ein grosser Rechtsstreit über das Schminken der Augenbrauen und Wimpern entsponnen habe. Die Verfertiger der Augenschminke — die Tustiadschian — bildeten in der Türkei früher eine besondere Zunft, die man zu den ärztlichen Zünften zählte; sie fabrizierten allerlei Arten, die man Kuruk Tutia, Tschitschek und Tutia Peighamber-Surmeh, Propheten-Augenschminke, nannte. Nach Quedenfeldt ist Kohol: Antimon; dies wird zu feinstem Pulver gestossen und mit gleichfalls fein gepulverter Sepia-Schale vermischt. Das beste marokkanische Antimon ist in Tafilalt, auch bei Tedla, in Anwendung. Es verleiht den Augen erhöhten Glanz und ist ein Präservativ gegen Augenkrankheiten. Das Bestreichen geschieht mit kleinen, in Marokko El merruëd genannten Holzstäbchen, die primitiv bemalt sind. Das pulverisierte Kohol wird in kleinen Täschchen von gelbem oder rotem Leder, die den Namen Meköhöla führen und verschiedene Formen haben, in den Handel gebracht. Südlich vom Atlasgebirge, im westlichen Saharagebiete, färben sich die Frauen die Höhlung unter den Augen rotgelb, mit einer Art von Roteisenstein, die Homaida oder Kohol Ssaharâuia genannt wird. — Dr. Hille berichtet über Kohol: „Bekanntlich bedeutet Alkohol bei den Aerzten des Mittelalters, ebenso bei den Neueren, nicht nur ein höchst fein zerteiltes Pulver, wo nämlich die einzelnen Teile nur mit bewaffnetem Auge unterschieden werden können, sondern auch den sogenannten absoluten Alkohol, den vollkommen wasserfreien Weingeist. Beide Benennungen kommen darin überein, die höchste Feinheit der Konsistenz, wie sie auf mechanischem und chemischem Wege, in trockenem und flüssigem Zustande erreicht werden kann, in einem Begriffe zusammenzufassen.“ Der Gebrauch des Kohols als Färbemittel, sagt Dr. Hille, ist uralt. Rosellini fand in aegyptischen Gräbern Büchsen mit solcher Augenschminke in Salbenform. Bei den Medern wie bei den Hebräern war diese Sitte einheimisch; auch die Anwendung ist uralt. Noch heute, wie einst, streichen die Frauen im Orient das geschlämmte feine schwarze Pulver ent-

weder trocken oder zu einer Salbe verrieben aus einer Schale auf die Augenbrauen und Wimpern mittelst der feinen glatten Stifte von verschiedener Dicke, welche man beispielsweise in Herculanum gefunden hat. Nach Russell — „Naturgeschichte von Aleppo" — wird Kohol auch Ispahany genannt, und mit Bezug auf die Quantität, welche im Orient verbraucht wird, sang ein orientalischer Dichter: „Die Berge von Ispahan", in denen dieses Mineral gefunden wird, „sind von einer Nadel fortgetragen worden" — von dem Augensalbenstift nämlich.

In der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft — V, 236 bis 242 — hat Dr. Hille ausführlicher „Über den Gebrauch und die Zusammensetzung der orientalischen Augenschminke Al Kohol" geschrieben. Die Wurzel Kohol, sagt dort Hille, trifft man in allerlei Ableitungen und Verstümmelungen an. Als Uebersetzung oder Umbildung von Kohol findet man bei späteren Schriftstellern des Mittelalters Alcohol, Alchool, Acool, Alkol, Alcol, Alcofol und Cohol. Zunächst wird mit dem Worte das Spiessglanzerz, Antimonium, Stibium, bezeichnet, allerdings nicht immer das chemisch reine metallische. Dieses Mineral ist in der Natur auf der Insel Borneo, ferner in Pegu, Persien und Kabul reichlich vorhanden. Im 15. Jahrhundert wurde es zuerst von Basilius Valentinus chemisch rein dargestellt. Die Griechen und Römer, so auch später die Araber, verstanden — wie Hille aus ihren medizinischen Schriften folgerte — unter Kohol überhaupt ein Mittel, welches örtlich auf das gesunde und kranke Auge angewandt wurde. Royle leitet das Wort von einem alten orientalischen Worte Kol ab, von dem auch das arabische stammt. Die Griechen hiessen das jetzt Kohol genannte Mineral: Stibi, Stimmi, auch platyophtalmon; die Aegypter kennen den Ausdruck stim ebenfalls. Brugsch erwähnt, dass in der Sprache der Kopten das Wort Stim soviel als Stibium, Antimonium, Collyrium bezeichne und die unverständliche Form des älteren Stem sei, welches ursprünglich Salbe bedeutete. Im Indischen sagt man Soorma — also dasselbe Wort, das auch die Türken und Perser gebrauchen: Sürma oder Sürmeh.

Hille behandelt die naturwissenschaftliche Seite dieser Frage; ich verweise auf seine interessante Erörterung, deren Wiedergabe hier zu weit führen würde. — Im XX. Bande der Ver-

handlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie besprach Virchow — Seite 210 bis 214 — die Augenschwärze der alten Aegypter auf Grund von Erfahrungen, die er selbst auf einer Reise im Nillande gesammelt hatte. Er beweist, dass die Kenntnis des metallischen Antimons und seine Verarbeitung bis in die graue Vorzeit zurückreicht. Er sagt: Die berühmten Statuen des Kronprinzen Rahotep und seiner jungen Gemahlin Nefert in Bulag, welche der vierten oder fünften Dynastie angehören, zeigen ganz ähnliche schwarze Striche an den Augenlidern und in der Nachbarschaft der Augen, wie sie noch heutigen Tages von den Frauen der Eingeborenen getragen werden; auch die lebensgrosse Statue des Ra Nefer, eines Priesters aus der fünften Dynastie, ist ein gutes Beispiel. Kleine Alabastergefässe mit schwarzer Schminke, aus der Zeit der XI. Dynastie, wurden ebenfalls in Bulag gefunden. Virchow meint, man müsse sich vor Verwechslung solcher Bemalung mit Tätowierungen hüten, wie sie die Fellachinnen anwenden: mit jenen blauen Tätowierungen an der Stirn und am Kinn, in kurzen Strichen, kleinen Reihen oder Gruppen von Punkten, wie Blumenkronen. Virchow fand eine altaegyptische Schminkbüchse aus Alabaster mit einem Pistill zum Schwärzen; das Pistill hat eine keulenförmige Gestalt und ist schwarz und glatt. Plinius erwähnt neben Stimmi, Stibi und Labarsis den Namen Alabastrum für die Augenschminke. Nach Brugsch rührt die letzte Bezeichnung zweifellos von den aegyptischen, nach Italien vielfach eingeführten Alabastergefässen her, in welchen Stimmi aufbewahrt zu werden pflegte, wie übrigens Plinius selber bemerkte. Wegen der adstringierenden und kühlenden Eigenschaften liess Plinius Stimmi als Augensalbe bei den Frauen dienen und erwähnt dabei die entsprechende Bezeichnung Platyophtalmos. Eine Mischung von Stimmi in Staubform mit Weihrauch und Gummi soll nach Plinius gegen Ausflüsse und Geschwüre an den Augen helfen, Blutausflüsse aus dem Gehirn stillen, bei frischen Wunden äusserst wirksam sein; mit einem Zusatz von Fett, Silberglätte, Bleiweiss und Wachs auch alte Hundebisse heilen.

Alle diese Heilwirkungen werden auch in den altaegyptischen sogenannten medizinischen Papyrus erwähnt. Im sogenannten gnostischen Papyrus von Leiden bezeugt eine Stelle wiederum, dass die Aegypter mit dem Stimmi auch die Vorstellung der

Schwärze verbanden. — Im XX. Bande der Verhandlungen der Gesellschaft für Ethnologie wird auf Seite 341 das Resultat der von Salkowski vorgenommenen chemischen Untersuchung von einer Probe Kohol veröffentlicht. Zahlreiche Mitteilungen derselben Zeitschrift befassten sich seither mit der wissenschaftlichen Erörterung dieser Frage; ich übergehe hier dieselben und verzeichne in meiner Litteratur-Übersicht die Quellenangaben, um jenen, welche sich für Näheres interessieren, das Nachschlagen zu erleichtern.

Eine besondere Art Augenschminke heisst Rastik. Man findet dieses Färbemittel besonders in Smyrna. Nach der chemischen Untersuchung von Professor Salkowski ist Rastik eine schwarze, harte, zum grossen Teil verbrennliche Masse, von einer sehr komplizierten Zusammensetzung. Der Hauptsache nach besteht Rastik aus einem Gemisch von chlorophyllhaltigen Pflanzenteilen, einer harzigen, braunen, in Aether oder Alkohol löslichen Substanz und Schwefelantimon. Ausserdem enthält es kleine Quantitäten von Kupfer, sowie Spuren von Blei und Eisen; letztere zwei Metalle könnten aber auch blos Verunreinigungen darstellen. Nach Angabe eines Armeniers in Smyrna, der Rastik erzeugte, besteht dasselbe aus: Galläpfeln, aromatischem Salz, Alaun, Hennah, Zucker, einem Zusatz von Kupfer und Antimon.

Die Indierinnen gelben sich mit Safran alle sichtbaren Teile des Körpers und färben sich mit einer Lösung Antimon den Rand ihrer Wimpern. Im Kamasutram, dem indischen Lehrbuche der Liebe, wird im Abschnitte „über das Gewinnen“ gesagt: „Ein Kameelknochen, mit dem Safte von Eclipta prostrata parfümiert, giebt — verbrannt — ein Augenpulver.“ Aehnlich bereitete man „Augensalben aus den Knochen von Falken, Bhasa's und Pfauen.“ Und im Abschnitte „über die Bezauberung der Frauen“ heisst es gleich im Beginne: „Eine Salbe aus Blättern von Tabernaemontana coronaria, Costus speciosus und Flacourtia cataphracta wirkt bezaubernd; aus eben diesen bereitet man, nachdem man sie gut zerrieben hat, in einem Menschenschädel eine Augensalbe, nachdem man den Lampendocht mit blauem Vitriolöl bestrichen hat.“

---

5. Heilquellen und Bäder.

Seife als Kulturmesser. — Die Reinlichkeit im Orient. — Seltsame Reinigungsmittel. — Paradiesische Bäder und Quellen. — Die arabischen Aerzte über Bäder. — Polizeiliche Bädervorschriften der Araber. — Ausschweifungen in den türkischen Bädern. — Die Bäder Konstantinopels. — Frauenbäder. — Mineralquellen. — Sofia. — Küstendil. — Anatolische Mineralquellen. — Bäder von Brussa. — Jalowa. — Armenische Thermalquellen. — Syrische Bäder. — Palästina. — Biblische Zitate. — Mesopotamisches Flussbadeleben. — Der Wasserkrieg der Bagdader Jugend. — Erinnerungen meines Freundes Dr. Beck. — Mesopotamische Mineralbäder. — Bäder und Aberglaube.

Je mehr Seife ein Volk konsumiert, desto höher steht es auf den Stufen der Zivilisation, meinte Virchow. Im Orient stimmt das nicht. Die Orientalen verbrauchen bekanntlich immense Seifenmassen. Wieviel erfordern allein die Gebote des Islams! Täglich fünfmal muss der Moslem sein Gebet verrichten; vor jeder Andachtsübung wäscht er sich Kopf und Gesicht, Arme und Hände, Beine und Füsse, um vor Allah ar Rachim rein dazustehen. Nach jeder Mahlzeit, also auch mindestens dreimal täglich, reinigt er seinen Mund mit Seifenschaum; und dort, wo Essbestecke noch nicht beliebt sind, sondern alle die fetten Speisen, die Kebab, Külbasti und Pilaw mit der rechten Hand den Schüsseln und Tellern entnommen werden, müssen auch die Hände nach Tische stets durch Seife gereinigt werden. Schliesslich befiehlt der Koran dem Moslem, jedesmal ein kompletes Seifenbad zu nehmen, wenn er das Harem verlassen hat — und dies ist sehr oft der Fall. Und trotz dieses enormen Seifenkonsums wird doch niemand behaupten, dass in den Reichen des Islams die Zivilisation auf der höchsten Stufe stehe. Die zahllosen Bäder in der Türkei sind eher ein Beweis für die ausserordentliche Verweichlichung des Osmanen, als für die Reinlichkeitsliebe

und Kultur. Sie sind mehr ein Zeitvertreib als eine Erfrischung. Die Reinlichkeit da unten ist ja ein ganz individueller Begriff.

Der Koran erwähnt mehrfach paradiesischer Quellen; namentlich in der 76. Sure, Vers 5 und 6: „Siehe, die Gerechten werden trinken aus einem Becher, gemischt mit Wasser aus der Quelle Kafur“ — der Kampherquelle —, „einer Quelle, aus der Allahs Diener trinken sollen.“ Vers 17 und 18: „Und sie sollen daran getränkt werden mit einem Becher, gemischt mit Ingwer. Eine Quelle ist darinnen, geheissen Salsabit.“

Die arabischen Aerzte meinten, jene Bäder seien die besten, deren Konstruktion alt, deren Luft frei, deren Wasser angenehm und deren Wärme stets nach dem Geschmacke der Badenden geregelt sei. Nach Annabrawi bestanden für die arabischen Bäder folgende polizeiliche Vorschriften: „Das erste Kabinet sei frisch und feucht, das zweite mässig erwärmt und feucht, das dritte heiss und trocken.“ Die Vorteile des Bades sind, nach Ansichten orientalischer Aerzte: Es erweitert die Oeffnungen des Körpers, die Nasenlöcher, den Mund, die Ohren; es treibt aus dem Körper die schädliche Feuchtigkeit heraus; es ist nützlich bei Diarrhöen, und aller Schmutz in den Gedärmen wird ausgeschieden; es vertreibt Krätze und Ausschläge; es erfrischt den Leib und erleichtert die Verdauung. Aber wenn man zu lange im Bade bleibt, so schwächt es, macht es matt, vermindert es die Kräfte des Körpers, verdirbt es den Appetit. Grosse Gefahr für die Gesundheit entsteht, wenn man die Glieder mit heissem Wasser wäscht . . . Nach den polizeilichen Regeln musste der Polizeiinspektor, der die öffentlichen Bäder beaufsichtigte, dafür Sorge tragen, dass sie häufig gewaschen wurden; dass ihr Wasser häufig erneuert wurde und stets rein war; dass das Badewasser nur zum Baden und nicht auch zu religiösen Abwaschungen genommen wurde; dass die Badediener das Steinpflaster des Bades tüchtig mit harten Gegenständen abrieben, um Eibischpappeln und Seife vom Boden zu entfernen und dadurch die Gefahr des Ausgleitens zu beseitigen. Der Intendant des Bades hatte zweimal täglich die Pflicht, Weihrauch zu verbrennen, um die Luft zu reinigen. Personen, die an Elephantiasis oder Lepra litten, durften ins Bad nicht eintreten. Die Anstalt war verpflichtet, Kleider und Tücher für die Badenden zu halten; sie mussten schon vor der Morgendämmerung offen sein, damit man sich

noch vor dem Frühgebet waschen konnte. Der Badende musste die Kleider, die er ablegte, einem Beamten übergeben; ging dann ein Stück verloren, so musste es die Anstalt bezahlen. Dem Frotteur war es anbefohlen, „seine Hand mit der Rinde des Granatapfels zu reiben, bis sie hart wurde.“ Der Polizeibeamte hatte schliesslich darauf zu achten, „dass man Bohnen und Linsen im Bade nicht gebrauche,“ und „diejenigen auf der Stelle zu züchtigen, welche ihre Schamgegend sehen liessen.“

Ueber den Missbrauch, welchen sowohl Türken wie Türkinnen heutzutage in den Bädern ausüben, schrieb Omer Haleby: „Schädlich ist das Bad euch, o Türken, die ihr dort frivole Gespräche führt und der Päderastie mit jungen Masseuren und Badedienern fröhnt. Dieser Missbrauch ist die Ursache, dass ihr, o Türken, ihr einstmaligen Eroberer der Welt, zu einer degenerierten Nation geworden seid! . . . Und welchen Missbrauch treiben erst euere Frauen mit den Bädern, indem sie dort lange Stunden verbringen, von Liebesdingen sich unterhalten, naschen, Thee und Kaffee in Unmenge trinken, ebenfalls gleich euch frivole Dinge besprechen. Ist es nicht in den Stunden des Badens, wo die Griechinnen, Priesterinnen Sapphos, euere Frauen in lesbischen Uebungen unterrichten?“ . . .

Von dem Missbrauch der Bäder zur Befriedigung der Leidenschaft, die Omer Haleby rügt, — nämlich der Päderastie — halten sich nach Polaks Versicherung die Perser frei. — Im Jahre 1768 erliess der Grosswesir Muchsinsade ein Polizeiverbot, „dass keine neuen Bäder mehr zu Konstantinopel gebaut werden sollen, da ohnedies über Holz- und Wassermangel geklagt werde.“

Konstantinopel hat indessen eine genügend grosse Anzahl neuer Bäder erhalten; unter ihnen ist das berühmteste: Tschinili Hamam', das Porzellan-Bad, in Stambul. Ueber die modernen türkischen Bäder ist von verschiedenen Reisenden ausführlich geschrieben worden. Ich will deshalb blos die Frauenbäder, über die man weniger weiss, in Betracht ziehen. Schon Lady Mary Wortley Montague schrieb 1717 in ihren Letters and Works über türkische Frauenbäder in Sofia: „Die erste Reihe der Diwans war mit Polstern und reichen Teppichen belegt, worauf die Damen sassen, hinter ihnen auf der zweiten Reihe sassen ihre Sklavinnen, ohne jedweden Rangunterschied in der

Kleidung, denn alle waren splitternackt, weder Schönheit noch Mangel war verborgen. Dennoch war nicht das leiseste zweideutige Lächeln oder sonst eine schamlose Bewegung wahrzunehmen. Sie bewegten sich mit derselben majestätischen Grazie, die Milton von unserer Stammmutter rühmt. Ich habe mich hier von der Richtigkeit einer Betrachtung überzeugt, die ich oft gemacht habe, nämlich: dass, wenn es Mode wäre, nackt zu gehen, das Gesicht kaum beachtet werden würde.“ Eine ausführlichere Schilderung der Frauenbäder verdanke ich meiner Frau; diese Beschreibung erschien in der „Neuen Freien Presse“ vom 15. August 1897 und folgt hier im Auszuge: „Das Dampfbad ersetzt den türkischen Frauen alle Vergnügungen, die europäischen Damen vergönnt sind: Theater, Ball, Reise. Es ist die einzige wesentliche Abwechselung im Verträumen ihres Daseins. Und es geht bunt und fröhlich genug her in diesen wunderschönen, marmorgepflasterten Hallen, wo jedes Wort dreifach widerhallt. Schon wenn man von der Thür aus in das erste Gemach tritt, gelangt man in eine ganz eigentümliche orientalische Umgebung. Das Eintrittszimmer ist zugleich Auskleidezimmer; da sitzen sie, die Türkinnen, schon entschleiert, in ihren bunten Kleidern, rauchend, naschend, lachend, auch ihre Kinder säugend oder sich schminkend. Man entkleidet sich ungeniert vor aller Welt. Auf einem Diwan thront, ihrer Wichtigkeit bewusst, die Kassiererin. Ihr übergibt jede Frau ihr Geld, ihren Schmuck. Sie herrscht souverän über das Badepersonal, sie mustert die Besucherinnen, hat stets eine liebenswürdige Frage im Munde, und die ins Bad gehenden Frauen grüsst sie mit dem schönen türkischen Grusse: „Güleh güleh gelirinis, lächelnd sollst du wiederkommen!“ An den Wänden entlang stehen niedrige Diwans. In der Mitte des Zimmers befindet sich eine reich geschmückte türkische Uhr. Ein Mangal, ein offener Kohlenherd, in einem metallenen Gefässe, steht auf dem Boden und strömt Wärme aus; Oefen gibt's in den türkischen Häusern und auch in den türkischen Bädern nicht. Auf der Asche des Mangals stehen die kleinen kupfernen Töpfchen mit langen Stielen, in denen Mocca gekocht wird. In grosser Zahl sind improvisierte Wiegen angebracht, da die Frauen ihre ganze Familie ins Bad mitnehmen. Die Art der Herstellung einer solchen Wiege ist ebenso einfach wie bemerkenswert: Um zwei

der Holzsäulen des Gemaches werden zwei Stricke geschlungen und diese durch einen Polster auseinandergehalten; auf das so hergestellte Bett wird nun das Kindchen gelegt und dann rund um das Baby und die Wiege ein weiches Tuch geschlungen, damit das kleine Wesen nicht herausfalle. Und daneben hockt, selbst träumend, die erloschene Cigarette in der Linken, den eintönigen Refrain eines melancholischen Liedes gurgelnd, die alte Dienerin des Hauses und zieht einen vom Bettchen herabhängenden Strick hin und her, und die Wiege schaukelt. . . . . Ueberhaupt lernt man das grosse Dolce far niente des türkischen Frauenlebens nirgends besser als im Bade kennen. Die Bade-Ausrüstung wird schon früh morgens hergeschickt, und sie ist nicht gering: handelt es sich doch darum, für den Aufenthalt eines ganzen Tages oder wenigstens mehrerer Stunden vorzusorgen. Ein ganzer Haush lt wird mitgeschleppt. Man sieht da grosse Pakete mit achtlos behandelten Teppichen und Betten eintreffen, Bündel mit Hemden und Höschen für die kleine Welt — Windeln sind hier ungebräuchlich. Dann die Wäsche der Damen selbst! Zuletzt, aber nicht als letztes an Qualität und Quantität — das Essen für das Dejeuner und das Diner, eine Kollektion kalter Eier, Hammelbraten, die sogenannten Dolmades — ein orientalisches Leibgericht: gehacktes Fleisch mit Reis und Zwiebeln in Weinblätter eingerollt — endlich Schafkäse und Obst. . . . . Und nun das Bad selbst. Wenn ich eintrete, däucht's mir, als sei ich in ein Nixenbereich getreten. So feucht ist die Luft, so weiss der Marmor, so gedämpft das Wort; und gerade vor mir im lustigen Getändel zwei junge Wesen. Lang fliesst ihnen das schwarze Haar herunter und grosse Märchenaugen blitzen aus den blassen Gesichtern, nnd an den schönen nackten Leibern rieselt das Wasser nieder. Und da — die Vision wird immer vollständiger! Ein Meeresungeheuer scheint meine beiden Nymphen zu bewachen. Vor einer Wasserleitung liegt ein immenser Körper wie mit Moos bewachsen, ganz schlammig und grün, und macht träge Bewegungen. Schon denke ich an ein wohlkonserviertes prähistorisches Urwesen — beinahe habe ich Lust zu fliehen — da erhebt sich das scheinbare Ungeheuer und entpuppt sich als Türkin ältester, fettester Ausgabe. Sie ist garnicht gefährlich, diese alte Türkin. Ich frage sie nach der Art ihres merkwürdigen Aussehens, und sie zeigt mir unter

vielen Lobpreisungen eine fette Erde, die im Wasser schleimt und mit der sie sich beinahe ganz eingerieben hatte. Dadurch, erklärt sie mir, schütze man sich gegen das böse Auge, gegen arge Hautkrankheiten und gegen das böse Fieber. Wie man mir sagte, soll diese Erde, die man Hennah oder Chnah nennt, von wirklich guter Wirkung für die Haut sein. Neben den beiden leuchtenden weissen Frauenkörpern und der „bemoosten“ Türkin erscheint als dritter Gegensatz die Badewärterin. Sie stelzt auf ihren Gallinsches, den Holzschemelchen, heran, in denen sie leicht wie in Schuhen geht und die hier notwendig sind, weil der Boden heiss und von der Seife schlüpfrig ist, und ladet mich mit einer majestätischen Handbewegung und einem Maschallah — das heisst: „Ach du Wunder Gottes!“ — ein, zu ihr heranzukommen, um mich frottieren zu lassen. Sie ist von skelethafter Magerkeit und trägt um die Lenden einen kleinen Schurz — sonst nichts; das Haar hat sie wie ein Kapuziner kranzartig um den Kopf geschnitten und über der Stirn trägt sie Hyacinthen. . .“ — Das Bad heisst türkisch und arabisch: hamam; persisch: abzen; indisch: ghassel.

An Mineralquellen ist die Türkei ausserordentlich reich, sowohl die europäische als die asiatische. Das heutige Sofia, das alte Sardika, ist eine durch ihre warmen Quellen und ihre kalten Bäder ausgezeichnete Stadt. In Küstendil, ehemals Ulpiane, ist ein Dutzend von warmen Schwefelquellen mit Domen überwölbt; das Trinkwasser wird durch Kanäle herbeigeführt, die Gärten werden durch Bäche, die vom Gebirge fallen, bewässert. Ein Bad zeichnet sich vor allen anderen durch Schönheit aus, und eine Art hier wachsender Moschusäpfel ist berühmt durch bewegliche Kerne, welche, wenn man den Apfel schüttelt, darin hörbar sich bewegen. Gold und Silber, das sich hie und da in der Nachbarschaft findet, wurde ehemals in dem benachbarten Karatova ausgemünzt. Die Wichtigkeit des Ortes verschaffte ihm die Ehre, dass Sultan Murad II. selbst von Brussa nach Europa kam, um vom Bulgaren Constantin, welcher die Stadt inne hatte, ihren Besitz gegen Erlassung allen Tributs zu übernehmen.

Noch zahlreicher als in Rumelien sind die Mineralquellen in Anatolien. In Eskischehir ist ein berühmtes Mineralbad; ebenso fand ich bei Afiun-Karahissar, sowie von dort auf den Wegen

nach Konia wie nach Smyrna eine Menge vielbesuchter Mineralbäder. Schaban Karahissar, Alaunschwarzschloss, ist im Orient ebenso durch seine Alaunminen bekannt wie durch seine warmen Bäder. Kutahije, das alte Cotyaium, besitzt sieben grosse Bäder, deren berühmtestes das fischreiche heisst, weil in der Mitte desselben ein Becken mit kaltem Wasser und Fischen ist. Die Quellen von Ajasch bei Angora gehören unter die heilsamsten, sowohl zum Baden als zum Trinken. Am berühmtesten unter allen türkischen Heilquellen sind die von Brussa. Diese Stadt war als Badeort schon im Altertum weitbekannt und blieb es auch unter den Türken, seit die siegreichen Waffen derselben sie den Seldschuken abgenommen hatten und seit sie unter Sultan Urchan zur Hauptstadt des Osmanenreiches geworden war. Einer der grössten osmanischen Sultane, Suleiman der Grosse, suchte hier Heilung von einem bösen Uebel, gegen das alle ärztliche Kunst vergebens war, das aber in diesem Heilorte schwand. Seither aber war Brussa als Badeort fast in Vergessenheit geraten, bis der österreichische Arzt Dr. Bernard, der so Unvergessliches für die Medizin in der Türkei geleistet hat, diese Eigenschaft der Stadt förmlich neu entdeckte. Bernard hat auch ein Buch über Brussas Bäder in französischer Sprache geschrieben, das aber fast völlig verloren gegangen ist.

Der Reisende, der Brussa und seine Umgebung besucht, ist überrascht von dem Ueberfluss der Gewässer, die sich von allen Seiten in das den Olymp vom Kataïrli-Berg teilende Thal ergiessen. Sieben Mineralquellen dampfen und senden ihre Fluten nach zwanzig öffentlichen und privaten Bädern. Kein Ort der Erde hat auf solch einem kleinen Rayon eine solche Zahl von Quellen und von dieser Verschiedenheit. Alle Quellen befinden sich am Fusse des Kalabak Daghy, des östlichen Olympgebietes, ungefähr 200 bis 430 Fuss hoch, auf einer Linie von $^1/_2$ Stunde Länge von Ost nach Südost. Die Quellen von Tschekirghe und Kara Mustafa gehören nach ihren medizinischen und physikalischen Eigenschaften zu der Reihe jener von Gastein, Teplitz, Ems und Vichy. Drei andere stehen auf dem Niveau der Bäder von Aix la Chapelle, Montfacon, Barèges, Baden und Mehadia. Die Kur- und Badehäuser sind von verschiedener Grösse und Ausstattung. Die allgemeine Einteilung ist folgende: Ein grosser Saal mit Ruhebetten in separierten Kammern dient als Aus- und

Ankleidehalle; man nennt dieses Zimmer Dschamekian, Vestiarium. In der Mitte murmelt eine Fontäne einschläfernde Melodieen. Vom Dschamekian tritt man in das Ssoukluk: das ist der Zwischenraum und wärmer werdende Uebergang in den dritten Raum, in das Hamam oder eigentliche heisse Bad. Hier sprudeln die heissen Wasser aus Fontänen, hier sind runde Bäder in der Mitte des Saales, viereckige Bassins in den Ecken. Die Kuppel lässt durch kleine runde, mit Glas bedeckte Löcher das Licht einströmen, ein unbestimmtes, schläfriges, mysteriöses Licht. In zwei Bädern von Brussa giebt es noch eine vierte Abteilung, genannt Boguluk, Sudatorium. Das Bad von Kainardscha ist immer den Frauen offen; die anderen Bäder haben nur bestimmte Stunden an bestimmten Tagen für den Besuch der Frauen festgesetzt. Die Armen zahlen blos 5 bis 10 Para, $2^1/_2$ bis 5 Centimes; die Wäsche ist im Preise mit inbegriffen. Die übrigen Einheimischen zahlen 1 Piaster, Fremde mehr. Das Bad Eski Kaplidscha, das alte warme Bad, ist das älteste, ganz verfallen, es wird nur von armen Leuten besucht. Das Bad Büjük Kukurtlu, das grosse Schwefelbad, ist das berühmteste Bad von Brussa, es wird von Tausenden besucht. Ganz in seiner Nähe liegt das Kütschük Kukurtlu, das kleine Schwefelbad, welches 1844 bei Entfernung eines Felsblockes plötzlich hervorsprang. Das wegen seiner Bauart bemerkenswerteste Bad ist das Jeni Kaplidscha, das Neue. Die Bäder der Quelle von Bademli Baghtsche geniessen wenig Ansehen. Ausser diesen sieben grossen Bädern giebt es noch zahlreiche kleine Thermen; die zwischen Kukurtlu und Jeni Kaplidscha liegende Gjösaiasma, die heilige Augenquelle, ist besonders bei den christlichen Bewohnern beliebt.

Nur einige Stunden von Konstantinopel entfernt, an der südlichsten Bucht des Meerbusens von Ismidt, liegt Jailakabad oder Jalowa, das alte Sugla oder Drepanon, das durch Kaiserin Helene, deren Vater hier ein Wirtshaus gehalten, bei ihrer Rückkunft von Jerusalem mit Palästen und Spitälern verschönt, und von Konstantin, dem Gründer des byzantinischen Reichs, seiner Mutter zu Ehren unter dem Namen Helenopolis zu einer Stadt erhoben wurde. Dies ist der Ort, wohin sich das von Peter dem Einsiedler und Walther dem Habenichts angeführte und bei Nicäa geschlagene Heer der ersten Kreuzfahrer zurückzog, und wo die Gebeine der Erschlagenen von Sarazenen in Türmen und

Pyramiden aufgeführt wurden. Jalowa war in der ältesten und ist in der neuesten Zeit durch seine warmen Heilquellen berühmt. Nahe bei denselben erhebt sich das Grab eines Abdal, eines bis zur Tollheit begeisterten Derwisches oder Gottesdieners, der die Scharen der Osmanen mit hölzernen Säbeln zur Eroberung dieses Ortes anführte.

Das Mineralbad von Jalowa war seit 1453 in Vergessenheit geraten und erlangte erst 1849 seinen guten Ruf wieder, als die Mutter des Sultans Abdul Medschid durch den Gebrauch jenes Bades von einem verjährten Rheumatismus geheilt wurde. Das Wasser entsprudelt dem Fusse eines Hügels. Bekannt sind drei Badeanstalten: Kuri Hamam, Jalowa Hamam, Dagh Hamam. Nicht fern davon liegen noch die Ruinen der ehemaligen römischen und griechischen Bauten; im Jalowabade hat die Mutter des Kaisers Konstantin des Grossen, Kaiserin Helene, ihre Gesundheit nach einer schweren chronischen Krankheit wiedergefunden; daher hiess Jalowa in alter Zeit auch Helenopolis. Als 1846 ein Armenier den Ort pachtete, um ihm wieder zu seiner alten Blüte zu verhelfen, da fand man die Wasserleitungen noch so gut erhalten, dass sie keiner Reparatur bedurften. Die Quellen von Jalowa gehören den warmen Schwefelwassern an. —

Reich an Thermalquellen ist auch Armenien.

Moritz Wagner berichtet im Ausland 1851, 205 in seinen Beiträgen zur Kenntnis der Naturverhältnisse im türkisch-armenischen Hochlande: „2½ Stunden nordwestlich von Erzerum sind die Thermalquellen von Elidscha. Die Hauptquellen entspringen aus zwei mit gemauerten Quadern eingefassten Bassins. Die Temperatur in den Bassins ist 38° Celsius, dicht über dem Mundloch der Quelle 39° C. Die Tiefe des Bassins beträgt 4,5 Fuss. Das Wasser hat einen leichten Salzgeschmack und setzt etwas Eisenocker an den Steinen ab, scheint aber wenige mineralische Bestandteile zu haben. Dr. Komnenos, ein türkischer Militärarzt, führte mich zu anderen Mineralquellen, eine starke ½ Stunde weiter westlich, die vorher von keinem Reisenden erwähnt wurden; sie sprudeln dort schwach aus sumpfigem Grund und zeigen eine Temperatur von 26° C.“ Vor Wagner waren Dr. Koch, Jaubert und Tournefort in Elidscha. In der Nähe der Hauptquellen tritt nackter Fels zutage. Es ist ein deutlich geschichtetes, hartes Konglomerat, das teils

eckige Trümmersteine, teils rundliche Rollsteine der verschiedenen vulkanischen Felsadern, welche in der Bergkette vorkommen, enthält. Dr. Koch fand einige hundert Fuss von den Quellen entfernt ein Infusorienlager unter Trachyt; die Masse des Lagers hat grosse Aehnlichkeit mit Aluminit; nach Ehrenbergs Untersuchungen sind es nur Süsswasserinfusorien.

Eine halbe Stunde südlich von der Stadt Erzerum befindet sich ein kreisförmiger Trachytkessel, der Rest eines Kraters, der einen unbedeutenden Strom doleritartiger Lava als Produkt einer kurzen eruptiven Thätigkeit zurückgelassen hat. Er scheint eine Zeit lang von einem kleinen See ausgefüllt gewesen zu sein. Ein Durchbruch des Wassers in nördlicher Richtung grub einen Kanal, durch den jetzt ein magerer Bach, von Quell- und Schneewasser gespeist, nach Norden zieht.

Nördlich von Erzerum — erzählt Wagner weiter, Seite 206 — eine Stunde vom Dorfe Oesni entfernt, liegt ein Trümmerhaufen von Bausteinen, von einer alten Kirche herrührend. Hier in der Nähe sprudelt eine Quelle mit einer Temperatur von 6° Celsius. Das Volk erzählt: Hier floss einst Milch; seitdem aber eine Frau ihr Hinterteil darin gebadet hat, fliesst statt Milch das Wasser ... Unweit von dieser Stelle erhebt sich der Vulkan Sichtschik, auf dessen Gipfel ein grossartiger Krater, dreimal so gross wie der des Vesuv, ist. Die Kraterwände sind aus doloritischem Gestein, welches durch Metalloxyde verschiedenartig gefärbt ist. An den Rändern und Abhängen des Kraters sind Lavaströme zu erkennen, jedoch von auffallend geringer Masse und Ausdehnung. Auch auf dem trockenen Kegel des Sichtschik — 2846′ über Erzerum und 8581′ über dem Spiegel des Schwarzen Meeres soll — nach armenischer Erzählung — einst eine Quelle gewesen sein, die in gleicher Weise wie die früher erwähnte verunreinigt wurde.

Bei dem Dorfe Matschka, unweit von Trapezunt, südlich, sprudelt aus dem Porphyr eine Mineralquelle, die auf diesem krystallinischen Gesteine einen ausgedehnten Tuffkalkbau aufgeführt hat. Eine Stunde weiter, bei dem Dorfe Hapsiköi, sprudelt eine andere Quelle dicht am Wege. Sie enthält viel kohlensauren Kalk und etwas Eisen. Ihr kalkiger Niederschlag hat eine gelbrote Farbe von Eisenoxyd. Sie floss noch vor einigen Jahren nicht dicht am Wege, verstopfte aber durch ihren eigenen

Tuffhügelbau den Kanal, wie die berühmten verfluchten Quellen bei Medschez Ammar im Atlasgebirge, und brach dann an einer anderen Stelle wieder hervor. Sie dürfte seither wohl wieder gewandert sein. Auf dem Wege von Trapezunt nach Baiburt kommt man nach $2^1/_2$ stündigem Ritte von den berühmten Blei- und Silberminen von Gümüschhane zu der Ortschaft Deköi, bei welcher merkwürdige Mineralquellen entspringen. Aus flachen Gründen sprudelnd, bauen diese Quellen gewölbte domartige Felsen auf von beiläufig 20 Fuss Höhe und 10 Fuss im Durchmesser, aus halbzolldicken Schichten von kohlensaurem Kalk bestehend, die überaus regelmässig aufeinander lagern. Die Farbe dieses Quellenkalks ist schmutziggelb, ins Graue spielend, an manchen Stellen mit einem Anflug von Rostgelb oder Rot, welcher den Eisengehalt des Wassers andeutet. Die kalten Quellen sprudeln aus Granit und führen auf demselben diese wunderbaren, durchaus symmetrischen Kuppeln aus ihren Tuffniederschlägen auf.

Auffallend gross ist die Zahl der Mineralquellen auf den Gebirgswegen von Trapezunt nach Erzerum. In diesem Artikel — sagt Wagner Seite 281 — ist das kolchisch-armenische Gebirge wahrscheinlich reicher als irgend ein Gebirge Europas; ganz Tirol hat nicht soviel mineralische Wasser aufzuweisen, als hier innerhalb eines Raumes von höchstens zehn geographischen Meilen gefunden werden.

Zwischen Palmyra und Aleppo, in der Wüste, liegt „Es Sychne“: die „heisse Quelle“, welche „Dschabs“, nämlich: Soolbrunnen, enthält. Die umwohnenden Leute — wenige Familien — benützen das Wasser zum Trinken sowohl als zum Baden. Die heisse Quelle sprudelt aus einer kleinen Anhöhe hervor und bildet zwei Becken, die offen daliegen. Das eine grössere — erzählt Dr. Th. Bischoff im Globus XL, 363 — ist geräumig, stellenweise so tief, dass man darin herumschwimmen kann. Der Hitzegrad beträgt 28° R. Abgekühlt ist das Wasser, trotz seines starken Schwefelgehalts, gut trinkbar. Süsswasser hat Sychne nicht. Einst gab es hier Obst- und Olivengärten; aber Alles ist abgehauen und verbrannt. In der Nähe sind Salzgruben, die der Regierung gehören. Die Frauen von Sychne stehen in der Wüste im Rufe grosser Schönheit.

In Palästina giebt es zahlreiche Thermen. Im siebenten

Bande der Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft — 1858 — sagt Robinson in der Schilderung seiner Reise nach Palästina: „Im Wady el Malch gibt es blutwarme salzige Quellen.“

Palästina war schon in alten Zeiten wegen seiner Heilbäder berühmt.

In Ev. Joh. V. 2 – 4 heisst es: „Es ist zu Jerusalem bei dem Schafthore ein Teich, der heisst Bethseda und hat fünf Hallen, in welchen viele Kranke, Lahme, Blinde, Dürre lagen, die warteten, wenn sich das Wasser bewegte; denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich und bewegte das Wasser. Welcher nun der Erste, nachdem das Wasser bewegt worden, hineinstieg, der ward gesund, mit welcherlei Seuche er behaftet war.“ Der Teich Bethseda, Bethsaida oder Piscina Probatica, unweit des Schafthores bei Jerusalem, wurde wegen seiner wundervollen Heilkraft auch Gnadenplatz genannt und diente den Israeliten ursprünglich zum Waschen der Schafe, die zum Schlachtopfer bestimmt waren, ehe man sie zum Tempel trieb. Dieser Teich ist noch jetzt in seiner alten Gestalt vorhanden, obgleich nun ausgetrocknet und ganz verschüttet. Vormals wurde das Wasser aus Salomos noch jetzt vorhandenen Quellen und Zisternen, jenseits Bethlehem und fast drei Stunden von der Stadt entfernt, hinein geleitet. Er ist — nach Trusen — ungefähr 100 Schritt lang, 60 breit und 40 tief und hat die Form eines Rectangulums. Die Wände sind zum Teil gemauert, zum Teil in Felsen gehauen. Unten am Boden wachsen jetzt mehrere Granatäpfelbäume und indische Feigenbüsche.

Wie Mead nach dem Eusebius berichtet und wie ich nach Trusen zitiere, hat der Teich aus zwei Sümpfen bestanden, die vom jährlichen Regen mit Wasser angefüllt wurden; der eine enthielt wunderbar rotes Wasser; er äusserte seine Heilkraft nur einmal im Jahre, zur Zeit dieser Regengüsse oder nach denselben, um die Zeit des Pfingstfestes der Israeliten, welches im Monat Mai oder Juni gefeiert wurde. Richter leitet die heilbringende Kraft des Teiches Bethseda von dem bei dem Opfern von Tieren in denselben hineingeflossenen Tierblute ab. Trusen meint: Man kann die Heilkraft dieses Wassers gegen die verschiedenen chronischen Krankheiten, aus dem rein physischen Gesichtspunkte betrachtet, wohl den mineralischen Bestandteilen desselben zuschreiben, denn der Grund dieser beiden Teiche

enthielt einen Schlamm, welcher wahrscheinlich mit mineralischen, Salzen, Schwefel, Alaun und Salpeter geschwängert sein mochte deren Wirksamkeit erhöht wurde, wenn diese Bestandteile etwa durch unterirdische oder atmosphärische Wärme, oder durch anhaltende Schlagregen, in Bewegung und Gährung gerieten; dadurch würde auch der Umstand erklärlich, dass das Wasser nur dann seine Heilkraft äusserte, wenn es sich bewegte, denn alsdann musste die Mischung der Bestandteile inniger sein, als zu anderen Zeiten, wo dies nicht stattfand und der Schlamm sich wieder zu Boden gesetzt hatte; so musste es also denen stets am hülfreichsten sein, welche zuerst hineinstiegen. Dass diese Bewegung und die davon abhängige Heilkraft des Wassers einem Engel zugeschrieben wurde, war bei den alten Hebräern gewöhnlich, da sie alles Ausserordentliche und Staunenerregende, davon sie die Ursache nicht einsehen konnten, so wie die Entstehung und Heilung der Krankheiten, einem Engel Gottes zuzuschreiben pflegten. Da das Wasser seine Wirksamkeit verlor, wenn es wieder hell wurde, also seine grösste Kraft nur auf den Zeitpunkt eingeschränkt war, wo es sehr trübe war, so hatte das Bad in diesem Teiche, wie Friedreich sagt, die grösste Aehnlichkeit mit dem Schlammbade.

In Palästina waren auch sonst Gesundbrunnen und heilsame Bäder nicht selten und im Ev. Joh. IX 11 wird noch die Quelle von Siloah, im tiefen Thale Ben-Hinnon erwähnt, durch deren wunderbare Heilkraft — nach Ev. Joh. IX 1—7 — Christus eine angeborene Blindheit heilte. Man steigt am westlichen Ende des mehrere hundert Ellen tiefen Thales, wo — wie es in Jesaja VIII 6 heisst — „die Quellader hervorspringt und stille gehet“, durch ein geräumiges, wiedertönendes, antikes Gewölbe auf zwei terrassenförmigen Treppenabsätzen hinab. Wie Robinson, Smith und Berggreen berichten, hat das Wasser „einen eigentümlichen Geschmack, der süsslich und ein klein wenig gesalzen, aber durchaus nicht unangenehm ist“; nur später, wenn das Wasser niedrig steht, soll es salziger und unangenehm werden. Was die Heilkraft des Wassers betrifft, so soll es die Verdauung befördern und bei Augenkrankheiten gute Dienste geleistet haben; es wird noch jetzt nicht blos von Christen, sondern auch von Mohammedanern getrunken. Sowohl die Quelle, als auch das durch sie am südlichen Abhange des Thales gebildete Bassin, welches in

der heiligen Schrift unter dem Namen „Königsteich" vorkommt, ist von antiken, kolossalen Gewölben umbaut, welche ohne Zweifel Ueberreste aus den Zeiten der Juda-Könige sind.

Auch das Wasser des Jordans stand wegen seines Schwefelgehaltes bei den alten Hebräern — nach dem II. Buche der Könige V 14 — in grossem Rufe, weil sich mehrere heisse Mineralquellen in den Fluss ergiessen, daher dessen Wasser auch als Trinkwasser nicht beliebt war. Wegen seines Schwefelgehaltes galt es jedoch in Hautkrankheiten als wunderwirkendes Badwasser.

Im ersten Buche Moses XXXVI 24 wird der warmen Quellen in der Wüste Erwähnung gethan, deren Entdeckung Friedreich dem Ana zuschreibt, als er die Esel seines Vaters hütete: es erscheint nicht unwahrscheinlich, dass die Tiere selbst zu dieser Entdeckung beigetragen haben können, vielleicht dadurch, dass sie von dem Wasser nicht saufen wollten; man kennt ja die Legende, wonach der Sprudel von Karlsbad durch einen Jagdhund Karls IV. entdeckt worden sein soll. Zwar wird den erwähnten Quellen in der Bibel kein besonderer Name beigelegt; doch waren sie, nach Trusens Meinung, höchst wahrscheinlich die Bäder von Kallirhoe, südöstlich vom Toten Meere gegen Petra hin gelegen, wo das bei den Römern berühmte Kallirhoe, Schönbrunn, sich befand; die Bäder von Kallirhoe werden auch bei Josephus und Plinius erwähnt. Letzterer führt an: auf der südlichen Seite des Asphaltsees sei eine warme Quelle heilbringender Kraft, Kallirhoe, deren Name den Ruhm des Wassers anzeige. Nach einem Reiseberichte von Legh „stürzt sich auf der einen Seite ein reichlicher Strom von einem Felsen herab; dessen Wände sind von einem glänzenden Gelb, von dem sich darauf ablagernden Schwefel, womit das Wasser geschwängert ist, gefärbt; ein heisser Bach, der von mehreren Seiten her Zuwachs von siedendem Wasser erhält, fliesst im Grunde und macht gleichfalls eine bedeutende Ablagerung von Schwefel; die Entfernung vom Toten Meere beträgt etwa zwei Stunden."

Zu Tiberias in Syrien sind noch jetzt heisse Schwefelbäder im Gebrauche, welche zwar nicht in der Bibel, aber im Talmud erwähnt werden, und die nächst der Quelle Siloah bei Jerusalem den grössten Umfang unter den Bädern der alten Hebräer haben. Es giebt zu Tiberias zwei Bäder, das alte, ganz in

Ruinen gelegene, und das an der Westseite der Stadt. Das letztere befindet sich „in einem viereckig gewölbten Zimmer als kreisrundes Bassin von etwa 18 Fuss Durchmesser und 4 Fuss Tiefe; die Temperatur des Wassers beträgt 143 Grad Fahrenheit und ist fast zu heiss, um erträglich sein zu können; nur langsam kann der Körper sich daran gewöhnen. Es ist von salzig bitterem Geschmack und hat den Geruch des Schwefel-Wasserstoffgases." Ausser dieser Quelle giebt es dort noch einige andere Thermen in ihrem Naturzustande, welche da, wo sie dem See zufliessen, die Steine entfärben. In den Sommermonaten werden diese Bäder besonders von Personen, die an Rheumatismus leiden, häufig benutzt. Die Kurgäste strömen aus allen Gegenden hierher zusammen. Die Lage der Bäder zu Tiberias, am Meere von Galiläa, welches wie ein Spiegel im Busen seiner abgerundeten, schönen, aber baumlosen Berge ruht, beschreibt man folgendermassen: „Nicht ein Baum, nicht ein Strauch, nur grünes Getreide, Gras und Blumen in üppiger Fülle ringsum. Auf den benachbarten Höhen, weit oben auf einem Gebirgsgipfel, steht deutlich sichtbar die heilige Stadt Japhet, und etwas näher der Brunnen, in den Joseph von seinen Brüdern hinabgelassen wurde. Ueber den See hinaus und über die Berge heben sich die schneebedeckten Spitzen des Berges Hermon majestätisch in das blaue Himmelszelt empor." — —

Interessante Mitteilungen über das mesopotamische Badeleben verdanke ich meinem Freunde Doktor Beck. Die Badesaison fängt dort schon im März an und dauert bis November, denn in diesem Monate zeigt das Thermometer noch immer 30 Grad Celsius im Schatten. Also eine neun Monate andauernde Badesaison. Welch ein Paradies wird dieses Land einst für Hausbesitzer, Gastwirte und Brunnenärzte sein, wenn es einmal in die Hände europäischer Unternehmer fallen und von einer kurbedürftigen Menschheit bewohnt sein wird . . . Der Mesopotamier hätte genug Gelegenheit zum Baden. Allah hat dafür gesorgt. Die Gewässer des Tigris und Euphrat und die zahlreichen Nebenflüsse dieser Zwillingsströme sind wie dazu geschaffen, den von der Sonnenglut ermatteten, von der Faulheit verweichlichten Bewohnern des Landes Kühlung und Erholung zu bieten. Der Schat el Hay und die Mündungsstelle am persischen Golfe sind natürliche Seebäder in herrlicher Lage. Die

wundervollen Thermen von Ayn Kybrit am rechten Ufer des Euphrat und die Schwefelquellen von Hamam Ali bei Mossul, dem einstigen Ninive, am rechten Gestade des Tigris, sind wahre Wunderheilorte für rheumatische und gichtische Patienten und Leberleidende. Aber wie wenig weiss dieses faule Volk die reichen Geschenke der Natur zu schätzen und zu nützen! Würde nicht die glühende Sonnenhitze die Araber von Zeit zu Zeit zu einer Abkühlung nötigen, die Religion ihnen nicht den Gebrauch der Bäder vorschreiben — das Reinlichkeitsbedürfnis würde sie gewiss nicht mit dem Wasser in nähere Berührung bringen, sie nicht in die Tschardachs — die Strombadeanstalten — treiben, die schon vor tausend Jahren genau so primitiv hergerichtet waren, wie heute, und die nach tausend Jahren wohl ebenso sein werden; denn Erfindungen und Verbesserungstrieb gehören nicht zu den Eigenschaften der Bewohner dieses Landes. Solch ein Tschardach ist eigentlich nichts anderes, als ein provisorisch errichtetes Kaffeehaus, das ein spekulativer Kawehdschi hart am Flussufer aufbaut, damit sich das Publikum auch während der Abkühlungs- und Reinigungsprozedur an dem unentbehrlichen Absude des Mokkas laben könne. Dieses Etablissement besteht aus einigen im Viereck in die Erde gerammten aufrechtstehenden Pflöcken, welche kaum über Manneshöhe mit Querbalken verbunden, mit Stangen, Latten und Palmzweigen gedeckt und an den drei vom Ufer aus sichtbaren Seiten mit Strohmatten umfriedet werden; die vierte, dem Wasser zugekehrte Seite bleibt offen und dient als Eingang und Ausgang. An den Wänden im Innern hängen aus Riedgras geflochtene Stricke: das ist die Garderobe. In einem Winkel steht eine mit Erde und glühenden Kohlen gefüllte Kiste als Sparherd und daneben befindet sich der Hüb, der Riesenwassertopf, in dem der Tumbeki für die Nargillehs befeuchtet und die Rauchflaschen ausgewaschen werden. In einer anderen Ecke liegen paarweise zusammengekoppelte Schafte von Dattelzweigen; diese Endstücke der Palmenäste vertreten hier wegen ihrer Korkleichtigkeit die Stelle der Schwimmblasen. Der Kawehdschi ist zugleich Schwimmmeister. Zur Belebung des idyllischen Kuretablissements, das zugleich Badehaus und Kaffeehaus, Schwimmschule und Rauchhalle ist, hält der Besitzer eine Menge Rassetauben, die

er frei züchtet und die bald so heimisch werden, dass sie sich den Badenden auf die Köpfe und Schultern setzen und sich weit in den Tigris hineintragen lassen. Es macht den mesopotamischen Gamins das grösste „Scheitanlik“, Vergnügen, wenn sie mit der auf ihrem Haupte sitzenden Taube lange ruhig umherziehen und dann plötzlich untertauchen, ehe die Taube Zeit gewinnt, zu entfliehen. Die in den Fluten ängstlich plätschernde Taube belustigt das ganze Publikum. Die Kurmusik besorgt eine in jeder Badelaubhütte vorhandene Bülbül. Ausserdem findet man da noch andere Haustiere; nur der arme Hund, dieser herrenlose Nomade aller Strassen und Städte des Orients, ist aus dem Tschardach ausgeschlossen — denn von der feuchten Schnauze eines Hundes berührt zu werden, das gilt bei den Mesopotamiern als eine Verunreinigung ärgster Art, als schlimmer noch denn die Berührung durch einen Gjaur oder Kiafir, einen Ungläubigen oder Ketzer. Ein Hauptamüsement der Badenden bildet der „Wasserkrieg“, an welchem sich aber nur die Freischwimmer beteiligen dürfen. Zu diesem „Harb el maj“ schlägt am Ufer ein Neger an seinem eintönigen Dumbuk sich die Hände wund. So monoton und langweilig klingt der Rhythmus dieses Trommelkruges, dass der Träger eines normal organisierten Ohres beim gleichmässigen Bum bumbum bum einschlafen müsste; hier aber begeistert er die Söhne Mesopotamiens bis zur zügellosen Ausgelassenheit. Mit entfesselter Wildheit stürzt sich plötzlich Alles, was im Wasser wimmelt, aufeinander. Die kahlrasierten Araberköpfe schnellen auf und tauchen nieder, wenn ein Schlag der „Feinde“ ihnen droht. Zuweilen wird auch unter dem Wasser noch fortgekämpft. Der „Krieg“ dauert so lange, bis der melancholische Dumbuktschi am Ufer verstummt. Hier und da wird der Dumbuktschi unfreiwillig zur Ruhe gezwungen: wenn beispielsweise ein Haifisch sich aus dem persischen Golf in den Tigris bis nach Bagdad verirrt und plötzlich unter die übermütige Schar schiesst . . . Die Fälle sind aber niemals Veranlassung zu Schutzmassregeln geworden. Lieber opfern die faulen Mesopotamier den Haifischen von Zeit zu Zeit Einen aus ihrer Mitte, ehe sie sich entschliessen, Verbesserungen an ihren primitiven Badeanstalten vorzunehmen. Lieber sterben, als arbeiten! . . .

Von den zahlreichen Mineralquellen, welche Mesopotamien besitzt, verdienen zwei besonders Erwähnung: Hamam Ali und Ayn Kibrit. Hamam Ali ist eine Schwefelquelle von der gleichen Temperatur wie das Leopoldsbad in Baden bei Wien; diese Quelle liegt in der Nähe des heutigen Hilleh und des alten Babylon. Ayn Kibrit befindet sich südöstlich vom heutigen Mossul und dem einstigen Ninive und ist der besuchteste und bekannteste Kurort Mesopotamiens. Ayn Kibrit ist, wie schon sein arabischer Name besagt, ebenfalls eine Schwefelquelle. Die Temperatur des Wassers variiert zwischen 35 bis 45 Graden, je nach der grösseren oder geringeren Entfernung vom Ursprung. Das Wasser wird nicht zum Trinken, sondern nur zum Baden gebraucht — hauptsächlich gegen Gicht, Rheumatismus, Lähmungen, Hautausschläge und veraltete Geschwüre, ferner gegen die Folgeübel von Schuss- und Stichwunden, endlich gegen skrophulöse Drüsenentartungen. Es giebt kaum eine Gegend auf der weiten Erde, wo so viele Leute rheumatisch sind, wie in Mesopotamien; je näher dem persischen Golfe, je häufiger trifft man dies Uebel. Die Ursache ist der bei der schrecklichen Hitze so häufig vorkommende Temperaturwechsel, der zwischen Abend und Nacht oft zehn und mehr Grade beträgt. Ueberdies bringt der Mesopotamier die Zeit von 9 Uhr Vormittags bis 6 Uhr Abends in unterirdischen, fortwährend durchnässten Räumen zu. Diese Serdabs oder Gewölbe werden einesteils von der Terrasse aus durch gemauerte Luftschläuche, ungefähr wie der Maschinenraum der Dampfschiffe, fortwährend mit durchziehender Luft versorgt, andernteils durch einen vom Gewölbe herabhängenden Riesenfächer, der von der Dienerschaft durch Stricke wie eine Schaukel in steter Bewegung erhalten wird, abgekühlt. Daraus entsteht die Gelegenheit für rheumatische Affektionen. —

An Bäder und den Besuch derselben heftet sich allerlei Aberglaube; ich zitiere zunächst die von Eijub Abela mitgeteilten syrischen Ansichten, welche auch im übrigen Orient Geltung haben: Wer aus einem warmen Bade kommt, darf nicht gleich einen Kranken besuchen; das könnte zu dessen Verschlimmerung beitragen. Wenn in einem öffentlichen Bade ein neuer Wasserkessel aufgestellt wird, beeilen sich die Moslems mit dem Besuch des Bades; denn wer sich mit dem Wasser wäscht, das zuerst in diesem Kessel gekocht worden ist, der ist geschützt vor

Hautkrankheiten oder wird geheilt, wenn er bereits an einer Hautkrankheit leidet. Nach einem warmen Bade soll man sich im Spiegel beschauen; besonders den Frauen wird es empfohlen; es schützt sie gegen Kopfschmerzen. Wenn sich aber jemand Nachts im Finstern im Spiegel besieht, so droht ihm der Verlust des Verstandes. Wer ein warmes Bad nimmt, nachdem er Fische oder Dickmilch gegessen hat, der läuft Gefahr verrückt zu werden. Der jüdisch-syrische Aberglaube verbietet der Frau, die aus dem Bade kommt, den Rest des Tages allein zu bleiben; sie muss immer etwas Lebendes um sich haben. Wenn ihr Mann abwesend ist, so soll sie für diese Nacht einen dem Gatten gehörigen Gegenstand mit ins Bett nehmen; sonst könnten die Aschmodai, die Dämone, sie besuchen.

Bei den Mazedoniern erhalten Epileptiker ein besonders hergerichtetes Bad; in dasselbe giebt man: das Ei einer Henne, die zum ersten Male gelegt hat; eine gefundene oder gestohlene Münze; Haar von Wimpern, Augenbrauen und vom Kopfe; und Fingernägel.

Allgemein herrscht der Glaube, dass eine Frau geschwängert werden könne, wenn sie in einer Wanne badet, die knapp vor ihr ein Mann benützt hat.

6. Spitäler, Irrenhäuser u. Aussätzigen-Asyle.

Persische Bezeichnung für Spital. — Historisches. — Musik als Heilmittel bei geistigen Störungen im Spital Sultan Achmeds. — Spitäler Konstantinopels. — Das Marine-Hospital. — Türkische und nichttürkische Spitäler. — Krankenhäuser der Ausländer. — Das deutsche Hospital. — Spitäler in Saloniki, Smyrna und Damaskus. — Die Aussätzigen in Damaskus. — Euphemistische Bezeichnungen der Kranken. — Dr. Zambaco Pascha und die Aussätzigen von Skutari. — Spitäler Jerusalems. — Mein Besuch des Aussätzigenspitals der Brüdergemeinde. — Türkischer Fatalismus. — Geschichte des Asyls. — Die Kranken und die Liebe. — Geschichten von Kranken.

Dar et schaefa, Pforte der Gesundheit, ist der schöne persische Name für Spital; die Wirklichkeit entspricht im Orient selten dem schönen Namen. Am besten ist es noch in der Türkei. Die osmanischen Sultane haben in ihrem Reiche zahllose Spitäler gestiftet. Bajesid II. baute zu Adrianopel, Murad III. zu Magnesia ein Krankenhaus. Achmed I. errichtete in Konstantinopel neben der Achmedije-Moschee ein Narrenspital. Sultan Abdul Medschid las am 1. Februar 1845 auf der Hohen Pforte ein von seiner Hand geschriebenes Hattischerif, worin er sagte: „Ich habe die Intention, als fromme Stiftung ein Hospital zu gründen, bestimmt für alle Armen ohne Unterschied der Rasse und Religion und selbst für die Fremden.“ Rigler hat in seinem Werke „Die Türkei“ über die Spitäler Konstantinopels zu seiner Zeit ausführliche Mitteilungen gemacht, auf die ich besonders verweise. Auch die Berichte des russischen Arztes Rafaelowitsch über die Spitäler in allen grösseren Städten der Türkei sind lesenswert. Hammer hat im ersten Bande seines Buches „Constantinopolis und der Bosporus“ auf Seite 708

nach Ewlia die Verhältnisse um 1750 geschildert; damals soll es in Konstantinopel 183 Spitäler und 9 Narrenhäuser gegeben haben. Die gewöhnlichen Hospitäler fassten 150, die grössten 300 Kranke; einige nahmen Moslems und Christen ohne Unterschied auf, andere waren nur für Frauen bestimmt. Ewlia rühmt „die Geschicklichkeit der Aerzte, die aus der Schule an der Mohammedije hervorgehen, und die Köstlichkeit und Kostbarkeit der Medizinen"; denn, sagt er, „laut den Stiftungsbriefen sollen für die Kranken selbst Tauben, Spatzen und Nachtigallen gekocht werden." Das grosse Spital an der Mohammedije-Moschee, der Moschee des Eroberers, hatte 70 Zimmer, 80 Kuppeln, 200 Diener. Die berühmtesten Irrenspitäler nennt Ewlia jene an der Moschee Chasseki, Suleimanije, Mohammedije, Selimje und Sultan Achmed; das letzte als schönstes und grösstes von allen; merkwürdig war hier, dass ein Chor von Sängern und Musikanten angestellt war, „um die Wut der Rasenden zu mildern und melancholische Narren damit zu heilen". Schon bei den alten Hebräern meinte man, geistige Störungen durch Musik beheben zu können. So erzählt das I. Buch Samuel XVI. 23: „Wenn der Geist Gottes über Saul kam, so nahm David die Harfe und spielte mit seiner Hand; so erquickte sich Saul und es ward besser mit ihm, und der böse Geist wich von ihm." Der heilsame Einfluss der Musik gegen Krankheiten war hiernach schon den Israeliten in jenen Zeiten bekannt; sie pflegten die Krankheiten der Macht der bösen Engel zuzuschreiben, und suchten diese durch Musik zu versöhnen und zu besänftigen. Asclepiades hielt die Musik für ein wichtiges Heilmittel bei der Phrenesie und bei allen Geisteskrankheiten; Aretaeus empfahl sie wider eine Art von heiliger Melancholie, und Celsus rät Vokal- und Instrumental-Musik an, um traurige Gedanken zu vertreiben. Die Direktion der Hospitäler in Paris stellte im Irrenhause des Bicêtre einen eigenen Musiklehrer zur Heilung der Irren an, und man behauptet, dass der Einfluss des Gesanges wunderbare Wirkung auf sie ausübe. Dasselbe geschah im Irrenhause zu Rouen mit eben so heilsamem Erfolge.

Renegaten, die dem Islam untreu wurden und Anhänglichkeit an ihren alten Glauben verrieten, wurden in der Türkei manchmal, statt mit dem Strange bestraft zu werden, als Wahnsinnige erklärt und erhielten blos die Kette der Narren. Solche

Wahnsinnige wurden zumeist in dem zuletzt erwähnten Irrenhause Achmedije eingesperrt.

Das Spital an der Moschee Chasseki, von der Gemahlin Sultan Suleimans des Grossen erbaut, war nur für irrsinnige Frauen bestimmt. Zur Zeit Abdul Medschids führte der Hekim Baschi Abdullah Efendi viele Verbesserungen in den Irrenhäusern ein. Er veranlasste sorgfältige ärztliche Untersuchungen der Kranken; ein vernünftigeres System wurde bei der Behandlung der Unvernünftigen angewendet, der Gebrauch der Fesseln und Zwangsjacken eingeschränkt, das Schlagen der Kranken verboten. Das Suleimanije Irren-Spital datiert aus dem Jahre 1670. Es wurde 1830 nach Skutari in eine alte Kaserne verlegt und von Dr. Mongeri neu eingerichtet. Mongeri hob die körperlichen Strafen und die Ankettungen auf und führte den Modus zivilisierter Behandlungsweise ein. Es ist heute indessen noch immer keine Musteranstalt, sondern bloss ein Asyl, wo die Kranken bewacht und ungenügend genährt werden. Therapeutische Behandlung ist dort noch nicht zur Geltung gekommen. Das Spital enthält 300 Betten; manchmal sind zwei Kranke in einem Bette. Die Kleidung der Patienten ist armselig. Die Narren sind fast alle zahm; einige leiden an Grössenwahn, andere an Verfolgungswahn, bei den übrigen herrschen Lypomanie und Marasmus vor. Tagsüber sitzen die 400 Kranken im Hofe, einer an den anderen angebunden, wortlos, unbeweglich; höchstens 5 oder 6 werden zeitweise lebhaft. Im Timarhane oder Irrenhause zu Skutari gibt es auch eine Frauenabteilung, wo etwa 200 Kranke — davon die Hälfte Christinnen — untergebracht sind. Dieses Irrenspital ist jetzt das einzige türkische in der Hauptstadt. Die Ausgaben der Anstalt betragen 300000 Franken jährlich, wovon die Regierung ein Drittel deckt; für den Rest müssen die Provinzen, aus denen die Kranken stammen, aufkommen. Die Zahl der Aerzte beträgt 3. Der Chefarzt erhält 2800 Piaster monatlich, die anderen bekommen je 900 Piaster. Für den Kranken und den Tag betragen die Kosten täglich einen Frank. Die Sterblichkeit erreicht die Ziffer von 14 Prozent.

Eine Musteranstalt ist gegenwärtig in Konstantinopel das Marine-Hospital in der Vorstadt Kassim Pascha am Goldenen Horn. Die Vorstadt, benannt nach dem Eroberer der Insel

Rhodus, hat zwar weder in sozialer, noch in sanitärer Beziehung einen guten Ruf; sie war immer der Herd der Seuchen und der Schlupfwinkel der Verbrecher. Allein das Spital liegt auf einem günstigen, erhöhten, nach allen Seiten freien Platze. Der Zugang ist streng gesperrt durch eine Reihe schwimmender Posten, die ihre Wache sorgsam halten. Die nähere Umgebung des Spitals überrascht durch die im Orient sonst nicht übliche Sauberkeit. Der Boden ist hier mit Kies bestreut und sorgfältig geharkt. Das Lazareth ist ein zweistöckiges Gebäude mit 30 Fenstern auf jeder Fassade. 25 Säle enthalten 500 Betten. Zum Spital gehören: ein kleiner Pavillon, eine Badeanstalt, eine Moschee und Wirtschaftsräume. An diesem Spital ist Isaak Pascha, der Chefarzt der Marine, thätig. Neben ihm sind 5 Aerzte und 100 Wärter vom Korps der Marine angestellt. Der Krankensaal des Pavillons ist ein wahres Prachtzimmer, ein Geschenk des Sultans. Küche und Apotheke werden als vortrefflich gerühmt. Die Sterblichkeit beträgt blos 2 Prozent. Das Marineministerium bestreitet alle Kosten; und dieses Spital dürfte das Einzige sein, was von der heutigen türkischen Marine ehrlich gerühmt werden kann.

Ebenso verdient das Hospital des Seraskierats oder Kriegsministeriums eine besondere Erwähnung wegen seiner Sauberkeit und seiner vortrefflichen Erhaltung. Vorzüglich gehalten ist unter den türkischen Spitälern Konstantinopels jetzt auch das der Sultanin-Walide in Stambul, 1845 von der Sultanin-Mutter des Abdul Asis, einer Kurdin, erbaut. Die Walide kümmerte sich bei der Einrichtung um alle Details. Man zeigt hier den Fremden eine Wage, an welcher sie selbst die silberne Kette durch eine Schnur ersetzt haben soll mit den Worten: „Ich will das Notwendige, nicht den Luxus!“ Das Gebäude ist ein grosses Viereck mit einer Etage. Es enthält 300 eiserne Betten mit Strohmatratzen. Es nimmt nur Männer auf. Das Personal besteht aus dem Chefarzt — vor einigen Jahren fungierte als solcher Achmed Pascha, ein gebildeter, fremdenfreundlicher Herr — ferner aus 3 internen Aerzten, 4 Chirurgen, 1 Apotheker und 50 Dienern und Wärtern. Das Hospital bezieht aus der Vermietung von Häusern, welche die Sultanin-Walide zu diesem Zwecke gestiftet hat, jährlich 300000 Franks; die Kosten für die Erhaltung des Hauses und die Kranken, die gratis verpflegt

werden, belaufen sich auf kaum 200000 Franks. Durchschnittlich werden hier 5000 Kranke verpflegt in zusammen 66472 Tagen; davon etwa 2000 Brustkranke. Die Sterblichkeit beträgt 10 Prozent.

Endlich wird das Spital der Sultanin-Günstlingin — türkisch: Chasseki — gerühmt. Es enthält 120 Betten nur für Frauen. Davon werden bloss sechs Betten für Zahlende — zu 10 Piaster täglich — reserviert; alle anderen sind gratis. Dieses Spital liegt ebenfalls in Stambul, in einem Konak, der von einer Favoritin des Abdul Asis für diesen Zweck um den Preis von $1^1/_2$ Millionen Franks gekauft wurde. Das Gebäude enthält einen Saal mit 10 Betten für Gebärende, einen Saal mit sechs Betten für Augenleidende, zwei Säle mit je sechs Betten für Kinder, und mehrere Säle mit etwa 100 Betten für die übrigen Patientinnen. Das Personal besteht aus drei Aerzten und 25 Wärterinnen. Es werden hier jährlich 600 Frauen und Kinder aufgenommen und zusammen durchschnittlich 30000 Tage behandelt. Die Kosten von 100000 Franks bestreitet die Hauptstadt. — Sultan Abdul Hamid II. hat anlässlich des Todes einer Lieblingstochter, die infolge von Diphtherie starb, in Schischli ein grossartiges Kinder-Spital gestiftet.

Neben den türkischen Spitälern giebt es in Konstantinopel noch jüdische, armenische und griechische Krankenhäuser, sowie Spitäler der fremden Nationen. Das griechische Hospital liegt in Balukli bei Stambul, ein Kilometer ausserhalb der alten Mauern, auf vorzüglichem Terrain, aber zu weit vom Zentrum der Stadt; der Transport der Kranken ist schwierig und oft gefährlicher für dieselben als das Leiden selbst. Unter den nichttürkischen Anstalten ist dieses Hospital räumlich das grösste, es besteht aus vier mächtigen Gebäuden: aus dem eigentlichen Krankenhause, einem Waisenhause, einem Asyl für Greise und einem Asyl für Geistesschwache. Alle vier Gebäude bedecken zusammen eine Fläche von 24000 Quadratmetern. Die Gründung des Spitals reicht in das Jahr 1837 zurück und es ist ein Denkstein der sprichwörtlichen griechischen Einmütigkeit. Die griechische Bevölkerung bestreitet alle die ungeheueren Kosten aus Eigenem. Das Krankenhaus kann in sieben gut ventilierten Abteilungen fast 400 Patienten auf einmal aufnehmen. Es besitzt auch eine Zahlabteilung, auf welcher je 20 Piaster täglich für

ein separiertes Zimmer entrichtet werden. Die Apotheke ist vortrefflich. Die Lebensmittel werden von griechischen Lieferanten um den Selbstkostenpreis beigesteuert. Das Personal der Anstalt von Balukli besteht: aus einem Chefarzt, der 500 Franks monatlich bezieht, einem internen Arzte und zwei externen Aerzten, 50 Wächtern und Dienern für das Krankenhaus, vier Aufsehern und Dienern für das Waisenhaus, sieben Aufsehern und Dienern für das Greisenasyl und 24 Wärtern für das Asyl der Geisteskranken. Die Sterblichkeit ist gross und übersteigt 15 Prozent, weil viele Schwerkranke im letzten Stadium auf den mühevollen Wegen hergebracht werden. Das Asyl der Geisteskranken soll arg vernachlässigt sein. Dagegen ist das Waisenhaus gut gehalten. Die Kinder werden auf den öffentlichen Strassen aufgelesen oder von armen Eltern selbst hingebracht. Sie erhalten Quartier, Kost und werden zu einem Gewerbe herangebildet. Man nimmt sie im Alter von acht bis zehn Jahren auf und entlässt sie mit 12 Jahren in irgend ein Geschäft, behält sie aber noch lange unter Aufsicht. Wenn sie ausgehen, tragen sie alle eine gemeinsame Uniform.

Die Engländer haben ein Marinehospital in Galata, die Italiener ein Krankenhaus im Quartier von Tophane; die Franzosen verwalten mehrere Spitäler, unter denen das von Taksim einen wohlverdienten Ruhm geniesst. Die grösste Fremdenkolonie am Goldenen Horn — die der Oesterreicher und Ungarn — hat es noch zu keinem Spital gebracht, das ihrer würdig wäre. Die Gründung des russischen Nikolai-Spitales in Pankaldi kam auf eine gar seltsame Art zustande. Ein russischer Armenier hatte während des Krimkrieges für die türkische Armee Lieferungen gehabt. Er wurde aber nicht bezahlt. Als General Ignatjew davon erfuhr, liess er den Mann kommen und sagte: „Ich werde Ihre Rechnung eintreiben; aber Sie geben davon 200000 Franks für die Gründung eines russischen Spitals. Bedenken Sie, dass Sie als Russe für die Feinde geliefert haben; nun können Sie Ihr Verbrechen billig gut machen.“ Und so geschah es; wenn auch viele Jahre später. 1874 wurde mit den 200000 Franks der Grund zum Hospital der Russen gelegt. Alexander II. spendete 100000 Rubel für die Kosten der Erhaltung, eine Grossfürstin schenkte 480 Dutzend Ausstattungen, Bettwäsche und 40 Betten.

Die Gründung des deutschen Hospitals fand 1844 statt. Bei

einem Begräbnis sagte der Pastor: „Die, welche wir eben der Erde anvertrauten, starben mangels einer richtigen Pflege.“ Er veranstaltete noch auf dem Friedhofe eine Kollekte und erhielt eine Summe, die genügte, um ein hölzernes kleines Spital zu errichten. Schon 1848 wurde ein Spital für 40 Betten errichtet. Nach der Einigung Deutschlands profitierten auch die Deutschen im Ausland von dem Ueberfluss der Heimat. 1875 gab die deutsche Regierung eine halbe Million Mark für ein deutsches Spital in Konstantinopel, und die deutsche Wohlthätigkeitsgesellschaft zu Pera verpflichtete sich, zur Erhaltung des Werkes jährlich mindestens 100 Pfund beizusteuern. Das deutsche Spital gehört gegenwärtig zu den Musteranstalten und verdient die ausführliche Schilderung, welche mir von Dionys Rosenfeld, dem vor Kurzem in Athen verstorbenen Begründer der deutschen Konstantinopeler Zeitung „Osmanische Post“, zur Verfügung gestellt wurde: Eine kurze Strecke von dem geräuschvollen Taksim mit seinen zahlreichen Wagen, Reitern und Fussgängern, dem Geklingel der Pferdebahn und den Gruppen der Kaffeehausbesucher, Pferdevermieter, Stiefelputzer, Müssiggänger, schreiender Verkäufer und zögernder Käufer, liegt auf dem Rücken der gegen den Bosporus vorspringenden Höhe ein verhältnismässig kleiner Fleck Erde, wo im Gegensatze zum Hasten und Jagen, das wir eben gesehen haben, Frieden und Ruhe die Herrschaft führen. Durch ein stattliches Gitterthor gelangen wir von der Strasse in einen wohlgepflegten Garten; im Gegensatze zum Staub und Kot draussen finden wir hier glänzende Reinlichkeit und Ordnung; die sorgfältig gepflegten Beete zeigen, dass weibliche Hände hier walten; in der milden sonnendurchwärmten Luft ergehen sich Patienten: wir stehen vor dem deutschen Krankenhause, das mit Recht ein Stolz der deutschen Kolonie ist. Gegenüber dem Eintretenden erhebt sich das einfache, aber solide Hauptgebäude mit Erdgeschoss und drei Stockwerken, rechts ein Holzbau für ansteckende Krankheiten, links rückwärts ein stattlicher Neubau. Mit grösster Liebenswürdigkeit werden wir beim Eintritt in den Hauptbau von der Leiterin der Diakonissinnen, die hier ihrer schönen aber beschwerlichen Pflicht leben, willkommen geheissen und in das geräumige, behaglich eingerichtete Empfangszimmer geleitet. Bilder deutscher und preussischer Herrscher schmücken die Wände, aus den

Fenstern blickt man in den freundlichen Garten. Ebenerdig finden wir eine würdig ausgestattete Kapelle für die armen Kranken, deren Leiden den Gang zur Kirche unmöglich macht. Die prächtige Bibel mit reich geschnitztem Deckel ist eine Spende des Kaisers Wilhelm I. und mit dem eigenhändigen Namenszuge des Monarchen versehen. Das Erdgeschoss enthält nur ein Krankenzimmer, das Zimmer für die Aerzte, eine Apotheke und Räume für die Bedürfnisse des grossen Haushaltes. Die Küchenräume liegen im Souterrain und sind mit den oberen Geschossen durch Aufzüge verbunden. In der ersten Etage befindet sich das Operationszimmer, die ernste Wirkungsstätte für die Chirurgen der Anstalt, und rechts und links davon liegen die Krankenzimmer. Für Luft und Licht ist in reichem Masse gesorgt, die hygienische Einrichtung aller Baulichkeiten entspricht den neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Heilwissenschaft. Die günstige Lage des Krankenhauses auf einem der höchsten Punkte der Stadt korrespondiert mit der Spitze des Galataturmes, bringt den Insassen reine, frische, durch den Atem der grossen Stadt unverdorbene Luft. Ueberall wohin wir blicken, herrscht peinliche Ordnung und Sauberkeit, und manche von den Patienten, die hier Zuflucht suchen, dürften darüber wohl als über etwas Ungewohntes erstaunt sein. Auch hier macht sich das freundliche Wirken der Frauenhände geltend: zur Freude und zum Trost der armen Leidenden prangen farbenfrohe und süssduftende Blumensträusschen auf den Tischen. Das Krankenhaus enthält Alles in Allem 125 Betten, deren Anzahl im Notfalle auf 150 bis 160 erhöht werden kann. Der Krankenstand beträgt im Durchschnitte täglich 100. Jedes Stockwerk enthält drei gemeinsame Säle — zu vier, sechs bis zehn Betten — und neun Privatzimmer. Letztere sind, ihrem Zwecke entsprechend, nicht ohne Eleganz eingerichtet und bieten den Patienten alle Behaglichkeit, die sie sich nur wünschen können. Ebenso enthält jedes Stockwerk geräumige Badezimmer; eine Wasserleitung versorgt jedes einzelne Zimmer mit dem krystallreinen Nass der Taksimleitung. Den Blicken der Leidenden bietet sich von den Fenstern eine Aussicht, deren wunderbare Schönheit, deren unvergleichlicher Reiz die grössten Dichter begeistert hat: der entzückende Blick auf die Kalifenstadt, auf die zauberische Propontis, mit den lieblichen Eilanden, auf die

pittoresken Abhänge des schiffewimmelnden Bosporus mit seinen glänzenden Palästen, seinen lauschigen Ruheplätzen, so nahe und doch so fern von dem geschäftigen Gewühle der Grossstadt! Wer es weiss, wie empfänglich das Gemüt des Leidenden für äussere Eindrücke ist, der wird den Segen zu würdigen wissen, den ein solcher Ausblick auf ihr geistiges und körperliches Befinden ausübt.

Der Bau für ansteckende Krankheiten enthält 26 Betten und ist mit gleicher Zweckmässigkeit und Akkuratesse eingerichtet wie der Hauptbau. Der Neubau, der seine Existenz einer Schenkung des Baron Hirsch verdankt, macht in seiner inneren wie äusseren Einrichtung einen wahrhaft glänzenden Eindruck. An dem besten Material und den modernsten Einrichtungsgegenständen ist nicht gespart worden; das Haus gleicht in der That einem Schmuckkästchen; es enthält zwei grosse Säle und drei Privatzimmer, zusammen 21 Betten und ein geräumiges Badezimmer, das mit allen Einrichtungen der Neuzeit reichlich versehen ist. — Ueber die Vorgeschichte des deutschen Krankenhauses berichtete Rosenfeld, meine einleitenden Zeilen ergänzend: Bis zum Jahre 1844 gab es kein deutsches Krankenhaus in Konstantinopel. Da ereignete es sich, dass zwei Deutsche, die krank und hülflos hier angelangt waren, unter offenem Himmel vor Hunger und Mangel an Pflege umkamen. Der Vorfall erregte Aufsehen und der damalige preussische Botschaftsprediger, Pastor Carl Forsyth Major, hielt am Grabe der elend Verkommenen eine Leichenpredigt, wie sie zuvor wohl nie in Pera gehört worden ist. Er wies auf die Opfer der schreckenerregenden Gleichgültigkeit der damaligen deutschen Kolonie hin und beschwor ihre Mitglieder, sich zusammenzuthun und eine Vereinigung zu schaffen, welche die Wiederkehr eines solchen Vorfalles unmöglich machen sollte. — So entstand der „Deutsche Wohltätigkeits-Verein", dessen segensreiche Wirksamkeit noch jetzt andauert und den Grund zu dem Krankenheim gegeben hat, das der leidenden Menschheit Zuflucht bietet.

Zuerst wurde ein kleines Krankenhaus in einem gemieteten Hause in Galata eingerichtet, dessen Leitung Dr. Stoll übernahm. Im Jahre 1847 veranlasste, nachdem König Ludwig I. von Bayern einen jährlichen Beitrag gespendet hatte, der König Wilhelm IV. von Preussen eine Kollekte in allen preussischen

Kirchen zum Besten des „Deutschen Wohlthätigkeitsvereins“, die eine Summe von 4 bis 5000 Thalern ergab. Diesen und weiteren Beiträgen fügte der König die Bedingung hinzu, dass der Titel des Vereins in „Evangelischer Wohlthätigkeitsverein“ umgeändert werde und die preussische Gesandtschaft bei wichtigen Beschlüssen Vertretung und Vetorecht in den Versammlungen habe. Das Jahr 1848 führte zu einer Trennung der katholischen und evangelischen Mitglieder und zur Errichtung eines deutschen katholischen Krankenhauses, jetzt in Ainali-Tschesme, anfänglich aber nahe bei der englischen Botschaft, wo es mit zahlreichen Kranken und zwei Vorstandsmitgliedern bei der grossen Feuersbrunst von 1870 den Flammen zum Opfer fiel.

Das evangelische deutsche Krankenhaus befand sich damals in einem elenden stallartigen Gebäude an der Strasse Sakis-Agatsch. Später wurde es in die Telegraphenstrasse, in die Nähe des Jesuitenkollegs verlegt, wo ihm der damalige Kronprinz von Preussen, der spätere Kaiser Friedrich, 1876 einen Besuch abstattete. Dort befanden sich durchschnittlich 20 Betten; vier bis fünfhundert Kranke wurden das Jahr über verpflegt. Von Kaiser Friedrich ging der erste Anstoss zum jetzigen Neubau aus. Es war dies eine Notwendigkeit, die sich aus dem vermehrten Andrang deutscher Arbeiter und Einwanderer ergab. Der Neubau wurde bereits 1876 bezogen und war auf 100 Betten berechnet. Eine Vermehrung der Betten wurde auf Anregung der Prinzessin Reuss und der Grossherzogin von Sachsen-Weimar ermöglicht; im Jahre 1878 wurde auch die Baracke für ansteckende Krankheiten errichtet. Im letztgenannten Jahre erfolgte, fast ausschliesslich ermöglicht durch die Spende des Baron Hirsch, der 3000 Pfund anwies, der Bau des neuen Pavillons.

Chefarzt des evangelischen deutschen Krankenhauses ist Dr. von Mühlig. Seit 1866 ist als Arzt für innere Krankheiten Dr. Mordtmann thätig, seit 1883 als Chirurg Dr. Camburogli; ferner sind ständige Aerzte am Spital: Dr. Sauslein und Dr. Adossides. Die Krankenpflege ruht seit 35 Jahren in den Händen der Diakonissenanstalt zu Kaiserswörth. Neben den Schwestern sind fünf männliche Krankenwärter angestellt.

Finanziell wird das deutsche Krankenhaus zunächst durch die Beiträge der Mitglieder des evangelischen deutschen Wohl-

thätigkeitsvereins erhalten, ferner durch die zahlenden Kranken, deren Verpflegung mit 30 Piaster für die erste, 15 Piaster für die zweite Klasse in Rechnung gebracht wird. — Kranke aus allen Lebensstellungen haben im deutschen Spital Zuflucht gesucht — von armen Reisenden und Unbemittelten aller Art bis zu den höchsten Würdenträgern. Den Deutschen dient das Krankenhaus gewiss in erster Linie, doch sind in der Krankenliste alle Nationen vertreten: Mitglieder der Botschaften, vornehme Fremde aus den grossen Hôtels, sogar ein Souverän, der letzte Herrscher der Camors-Inseln, sind dort behandelt worden. — —

In Saloniki wird das schönste und vollkommenste Spital erst errichtet werden. Es ist eine Stiftung der Baronin Klara Hirsch. Das hierfür bestimmte Terrain liegt in einer günstigen Gegend, im Quartier Kalamaria, an der herrlichen Allee Modiano, 25 Meter über dem Meere, in freier gesunder Luft.

Smyrna, von dem die Reisenden in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts klagten, dass es beinahe gar keine Humanitätsanstalten besässe, ist heute in der ganzen Türkei nächst Konstantinopel die an Spitälern reichste Stadt des Landes. Die Bevölkerung ist zivilisiert und gebildet worden, hat zahlreiche Erziehungsanstalten geschaffen und viel für die Sanierung der herrlichen Hafenstadt, für die Armen und Kranken geleistet. Das griechische Spital zum heiligen Haralambo ist das älteste, weil bereits 1748 gegründet, und nimmt auch den ersten Rang ein hinsichtlich des Umfanges, der Einrichtung und der guten Erhaltung. In Zeiten der Pest hat es die Erkrankten in einer besonderen Abteilung aufgenommen. Um 1780 war hier ein Mitglied der berühmten Rajah-Familie Mascagna, Dr. Michael Mascagna, leitender Arzt. Er leistete seine Dienste unentgeltlich. Ihm folgten sein Sohn und sein Enkel in der ehrenvollen Stellung Ein ganzes Jahrhundert wohlthätigen und segensreichen Wirkens ist mit diesen drei Namen verknüpft. Das Spital zum heiligen Haralambo wird durch freiwillige Beiträge der Griechen von Smyrna erhalten. Es besteht in Abteilungen für Medizin und Chirurgie, sowie für Geburtshilfe, hat besondere Asyle für Sieche, Greise und Irrsinnige, und eine Poliklinik, wo täglich über hundert Kranke jeder Nationalität und Religion unentgeltlich Rat und Medikamente erhalten. Die Anzahl der Betten im Spital beträgt 300. Es ordinieren 4 Aerzte. Die Zahl der jährlich be-

handelten Kranken beläuft sich auf 3000; die Kosten sind durchschnittlich 100000 Franks. Ausserdem haben die Griechen noch ein Findel- und Waisenhaus. Andere bedeutende Spitäler in Smyrna sind: Das katholische — auch österreichische genannt — zum heiligen Antoine; das St. Rochus-Spital; das israelitische Spital, 1831 von Baron Salomon Rothschild gegründet; ein türkisches, ein holländisches, ein englisches, ein französisches und ein armenisches Spital. Neuere Nachrichten hierüber enthält Scherzer's Buch über Smyrna, Seite 54 bis 59. —

Als Gründer des ersten Spitals in Irak bezeichnet Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der Arabischen Litteratur V 358 unter Nummer 4178 den Sahid el Olem. Die Veranlassung dazu war folgende: Der Fürst der Kurden aus dem Hause Merwan zu Diarbekr und Mossul bot eine grosse Summe demjenigen, der seine schwerkranke Tochter heilen würde. Sahid el Olema heilte die Prinzessin; als der Fürst ihm das Geld anbot, erbat Sahid die Erlaubnis, die Summe für den Bau und die Einrichtung eines Spitals verwenden zu dürfen. Dieser wohlthätige und edle Arzt lebte um das Jahr 970 unserer Zeitrechnung. — Ueber die Spitäler in Bagdad zur Zeit, als Midhat Pascha dort als Wali fungierte, habe ich nach Mitteilungen meines Freundes Dr. Bernhard Beck, der lange Zeit Midhat's Leibarzt war, in meinem Buche: „Jungtürken und Verschwörer“ bereits berichtet. — Im achten Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft — Leipzig 1854, Seite 365 — erzählte Professor Fleischer nach Michael Messchaka in einer Kultur-Statistik von Damaskus über die dortigen medizinischen Verhältnisse: „Die medizinischen Schulen oder Madaris at tibb sind folgende: Die im Jahre der Hidschret 621 von Muhaddab ad din Abdal Mumin ad dabur gegründete; die um dieselbe Zeit von Imad ad din Muhammed bin Abbas ar Rabe gegründete; die um 664 von Nadschm ad din Jahja Ibn al Lubudi, dem Sohne des Filzdeckenhändlers, gegründete.“ — Spitäler gab es 1848 nur 3: das Maristan oder Irrenhaus, welches bloss einige arme Wahnsinnige enthielt — in engen Zimmern lagen sie am Boden, mit Ketten und Halseisen angeschlossen, im Sommer der Hitze, im Winter der Kälte hülflos preisgegeben, nur vom Zufall ernährt — ferner: zwei Gemeindehäuser für die Magdumin oder Aussätzigen; das eine gehörte den Christen aller Nationen, hiess Hadira, Gehöft,

und lag innerhalb der Stadt; das moslemische befand sich ausserhalb der Stadt. Die christlichen Aussätzigen ernährten sich von Almosen und als Schinder; die moslemischen genossen mehrere fromme Stiftungen. — Im 23. Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft — Seite 309 bis 313 — berichtet Dr. Wetzstein folgendes aus Damaskus: „Das Hospital besteht aus zwei Teilen, von denen das eine Hos, Gehöft, das andere Dschami, Moschee, genannt wird. Beide sind 50 Schritte von einander entfernt. Sie liegen in einem Garten von Aprikosen, Walnussbäumen und Weisspappeln; die letzteren bilden das Damascener Bauholz. Die Dschami hatte früher eine Herberge für durchreisende Aussätzige. Aber seit lange liegt alles in Trümmern. Das Hospital liegt ausserhalb der Stadt vor dem Ostthore.“ Von dem christlichen Aussätzigenspital erzählte Wetzstein: „Ich sah von den zwei bei Seetzen, Seite 271 erwähnten, den Christen gehörigen Leprosenspitälern blos eines; das andere existiert nicht mehr. Das, welches ich sah, liegt in der äusseren Giesshausstrasse, der Hâret el-mesbek el-berrânije. Ich sah es vor dem Jahre 1860, in welchem es bei der Katastrophe der Christenstadt zugleich mit einem Teile seiner Insassen verbrannte.“ Die Moslems nennen die Aussätzigen „die Herren“, die Christen sagen: „die Brüder“. Solche Euphemismen verdanken ihre Entstehung einer abergläubischen Besorgnis, durch Nennung des Schlimmen beim rechten Namen der Macht desselben zu verfallen. Die eigentlichen Bezeichnungen sind türkisch: bers, behak, miskin, dschüsamlyk; arabisch: bers oder barass, behak, mukalat, dau el aset; persisch: dach, sefeid, dach sia, dschusam; indisch: tschangnen, kaladag, vedda dok.

Ueber den biblischen Aussatz haben Trusen und Ebstein ausführlich geschrieben; ich beschäftige mich deshalb bloss mit der Gegenwart. Der Aussatz ist im Orient noch immer stark verbreitet. In Konstantinopel giebt es auf der asiatischen Seite des Bosporus, in Skutari, ein Leprosen-Spital, ein trauriges Haus. Im Hofe liegt das Grab eines an der Lepra-Krankheit Verstorbenen, der als Heiliger gilt. Seine Ruhestätte ist zu einem Wallfahrtsort geworden und bedeckt mit Bändern, von solchen Personen zurückgelassen, die durch die Fürbitte des Heiligen von verschiedenen Uebeln Erlösung hoffen. Hinter einem zweiten Gitter ist ein anderes Heiligtum, eine Fontäne. Wenn man den

Schöpfarm zugleich mit einem Leprakranken erfasst und dreht und dabei ein Geldstück fallen lässt, und dann zurückspringt, ehe das Wasser zu fliessen begonnen hat, so gehen einem die Wünsche in Erfüllung, die man in diesem Augenblick ausgesprochen. Das Spital wurde von Sultan Selim III. gegründet. Es enthält zwanzig Stuben, für welche geringe Mittel verwendet werden. Ein frommer Scheich hat sich inmitten der Kranken niedergelassen, pflegt und tröstet die Unheilbaren. Dr. Zambaco Pascha, der auf dem Gebiete der Medizin in Konstantinopel sich viele Verdienste erworben hat, bemühte sich auch, das Los der Aussätzigen von Skutari zu verbessern, hat aber infolge der Gleichgültigkeit der Behörden nicht viel durchzusetzen vermocht.

Während eines Aufenthaltes in Jerusalem hatte ich Gelegenheit, das dortige Aussätzigenspital zu besuchen. Ich habe in meinem Buche „Aus dem modernen Russland“ das Leiden der Aussätzigen in Jakutsk geschildert. Nun sah ich dem Elend in sein jammervollstes Antlitz. Jerusalem ist ausserordentlich reich an Wohlthätigkeitsanstalten. Da giebt es jüdische Stiftungen; das Bicur Cholim Hospital, gegründet 1847; das Mayer Rothschild Spital, gegründet 1854; zwei englische Spitäler, wovon eines für Augenkranke, das andere als Missionshaus 1842 gestiftet wurde, um unter kranken Juden Proselyten zu machen; mehrere deutsche Spitäler, wie das Marienstift-Kinderhospital und das Spital der Kaiserswörther Diakonissinnen; griechische, armenische, türkische, russische, französische Spitäler und zahlreiche Konsultationshäuser. Frau Elise Herz, die Tochter des Bankiers Lämel in Prag hatte am 18. August 1855 mit 50000 Gulden eine auf den Namen ihres Vaters lautende Stiftung für eine Kinderbewahranstalt und ein Kinderspital in Jerusalem gewidmet; $^4/_5$ der Plätze wurden für israelitische, $^1/_5$ für christliche und moslemische Kinder bestimmt. Um diese Stiftung zu realisieren, reiste der bekannte Dichter Ludwig August Frankl, der auch Arzt war, nach Jerusalem.

Das merkwürdigste Spital in Jerusalem aber ist das der Aussätzigen. Vor 50 Jahren sagte der russische Arzt Rafaelowitsch darüber: „Die Aussätzigen leben in 17 kleinen Häuschen, die in einer Reihe an der inneren Seite der Stadtmauer bei dem sogenannten Zionsthor — Bab el Nabi daud — stehen. Ich fand hier 24 Kranke, darunter 6 Weiber, Christen und Moslems

friedlich nebeneinander. Sie leben alle unter einem Scheich, der ebenfalls den Aussatz hat; seine Frau ist auch eine Aussätzige; dagegen ist Beider Kind, ein Knabe, der von der Mutter genährt wurde, noch vollkommen gesund. Früher erhielten die Aussätzigen zu ihrem Unterhalte die Einkünfte der Moschee von Hebron; jetzt erhalten sie ihr Dasein nur durch Bettelei."

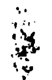
1895 machte ich in Jaffa im Gasthause Fasts die Bekanntschaft des Herrn Schubert, damaligen Hausvaters des deutschen Aussätzigenspitals. Ich verdanke diesem Zufall die nachfolgenden Mitteilungen. Schneider, Prediger der Brüdergemeine, hat 1887 die geschichtlichen Rückblicke über die Entwicklung des Spitals, in Berthelsdorf bei Herrnhut, herausgegeben. Ausserdem liegen mir alle Jahresberichte vor. — Der Aussatz ist eine Krankheit von einer Entsetzlichkeit, die nur Jener begreift, der sie einmal gesehen hat. Die Hebräer nannten sie: Gottes-Geissel; die Griechen: den erstgeborenen Sohn des Todes. Es ist eine Verfaulung bei lebendigem Leibe, ein Verlust der Sinne und Gefühle und Glieder, eins nach dem anderen, ein langsames martervolles Absterben. Die Kehle versagt den Dienst, die Stimme wird rauh und heiser. Dann fault die Lunge. Der Magen wird ein Sammelsurium ekliger Bestandteile. Zehn, zwanzig Jahre lang dauern die Qualen.

Keine Hoffnung auf Rettung, Besserung, Stillehalten des Verwesungsprozesses bei lebendigem Leibe. Aus dem Kreise der Gemeinde ist man verstossen, und verbannt aus dem Hause der Familie. In den ersten christlichen Zeiten schon hatte der Bischof Basilius, eingedenk des Wortes: „Reiniget die Aussätzigen!" in Cäsarea ein Hospital gegründet, von dem sein Zeitgenosse Gregor von Nazianz sagt: „Hier wird die Krankheit mit Freude ertragen, hier scheint selbst das Elend glücklich zu sein, hier wird die christliche Liebe auf die Probe gestellt und als wahrhaft erkannt. Man hat nicht mehr das traurige erbarmenswerte Schauspiel der Aussätzigen, deren Gegenwart mehr erschreckte, als zu Mitleid bewegte." Im Mittelalter bestand zu Jerusalem der weibliche Orden zum heiligen Lazarus, der sich speziell der Aussätzigen annahm. Aus dem Morgenlande brachten damals viele Kreuzritter den Aussatz nach dem Abendlande mit, der dann in Frankreich, Deutschland und Italien sich verbreitete; vor sechs Jahrhunderten musste ein französischer

König in seinem Testamente nicht weniger als 2000 Pflegehäuser für Aussätzige mit Gaben bedenken; die Zeitgenossen berechneten sämtliche Asyle in Europa mit 19000; unter den deutschen Städten war auch Köln von der Plage heimgesucht, in einem einzigen Asyl waren dort 100 Kranke. Die Kirche nahm sich der Kranken an, nannte sie „Gottes liebe Arme" und stiftete zahllose Pflegehäuser für die Unglücklichen, denen unentgeltliche Unterkunft gewährt wurde unter der einen Bedingung: für die Wohlthäter zu beten. Durch systematische Behandlung wurde der Aussatz in Europa beinahe ganz ausgerottet.

Anders ist es in der Türkei, namentlich in Palästina. „Min Allah, es kommt von Gott," heisst es da, und dagegen darf man nichts machen. Das Einzige, was die türkische Regierung thut, ist: Ausschluss der Kranken aus der Gemeinschaft der Gesunden. Früher gab es beim Zionsthor in Jerusalem, innerhalb der Stadtmauern, 16 aus rohen Steinen aufgeführte, jämmerlich verfallene kleine Gebäude, „die Hütten der Elenden" genannt. Am Tage waren sie wie ausgestorben.

Trat man ein, so sah man kein Bett, kein Fenster, fast nichts von Hausgerät; die Wände von Rauch geschwärzt; die Luft unerträglich, der Boden mit Schmutz bedeckt, die Decke so niedrig, dass man nicht aufrecht stehen konnte. In der einen oder anderen Höhle fand man einen Aussätzigen, auf Stroh liegend, einen Klumpen eiternder Geschwüre; eine wunde Masse statt des Kopfes, in der man kaum die triefenden Augen, die eingefallene Nase erkennen konnte; die Hände und Füsse krampfhaft verbogen. Der Klumpen stöhnte vor innerem Schmerz. Das war ein Bild des letzten Krankheitsstadiums. Denn wenn dieses Häuflein Elend sich noch fortzubewegen vermocht hätte, wäre es nicht tagsüber zu Hause gelegen. Jeder, der sich rühren konnte, musste sich hinauswälzen, vor das Jaffathor, auf die belebteste Fremdenstrasse, wo das Betteln karge Früchte trug, wo die Vorübergehenden mehr aus Entsetzen, als aus Mitleid Münzen in den Sammeleimer warfen. . . . Noch heute sieht man hier von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang diese Jammergestalten, mit heiserer Stimme um Gaben krächzend, die faulenden Glieder herzeigend. . . . Im Frühjahr zogen die Kräftigeren auf das Land, bettelten bei Beduinen und Fellachen um Lämmer



und Ziegen oder Brot, und verkauften ersteres, letzteres aber brachten sie denen, die in den Höhlen geblieben. Aber wenn der Winter kam, da wurde es unbeschreiblich hart. Dann bannte der Regen oder die Kälte alle in die Höhlen. Sie nährten sich von Reis, den sie in den Höhlen kochten, und zum Dunst und Pestgeruch gesellte sich der erstickende Rauch. — Sie bildeten eine besondere Kaste. Wer eintreten wollte, zahlte 400 bis 500 Piaster. Wer nicht zahlen konnte, kam nicht einmal in diese elenden Hütten, sondern musste sich Wohnung suchen, wo er sie zu finden vermochte, in alten Gemäuern, zerfallenen Ruinen, im Strassengraben. Nur diesen Betrag forderte die Klasse der Aussätzigen von ihren Mitgliedern; aber Stand, Religion, Nationalität, Geschlecht, Alter — das alles war gleichgültig. Das Elend einte sie alle. Aus ihrer Mitte wählten sie dann einen Scheich, dem sich jeder beugen musste. Die Tochter des evangelischen Bischofs von Jerusalem, Fräulein Gobat, spätere Frau Rappard in Basel, war die einzige Gesunde, die sich in die Hütten der Elenden wagte, um ihnen Trost zuzusprechen und Hilfe zu bringen.

Im Jahre 1874 ersuchte der Mutessarif von Jerusalem, Kiamil Pascha, die Vorsteher sämtlicher Konfessionen um Beiträge zum Baue eines neuen Hauses für die Aussätzigen. Die Ursache zu diesem menschenfreundlichen Entschlusse war aber nicht das Mitleid, sondern eine Summe, die der armenische Patriarch dem Gouverneur geschenkt hatte, damit das am Zionsthor gelegene armenische Kloster von der Nachbarschaft der Unglücklichen befreit würde . . . Man spendete viele Beiträge, der Bau begann. Dann stockte Alles. Kiamil Pascha wurde abberufen, der Winterregen zerstörte die Fundamente, und wie die Steine verschwanden, verschwand auch das schöne gesammelte Geld. Jahre und Tage vergingen. Dann hatte ein neuer Gouverneur die alten guten Gründe, den Plan wieder aufzunehmen. Diesmal kam der Bau wirklich zustande, das armenische Kloster war des traurigen Anblickes ledig, die Aussätzigen wurden gezwungen, in ihr neues Heim zu übersiedeln, das gegen früher allerdings einen Fortschritt bedeutet. Es liegt beim Dorfe Siloam, eine halbe Stunde vor der Stadt. Es ist einstöckig, hat fünf Gemächer mit je einem Fenster. Jedes Zimmer ist für 8 Personen bestimmt. Aber keine Möbel, keine Bettstellen. Die

Kranken liegen auf alten faulen Strohmatten am Boden, im Sommer der Hitze, im Winter der Nässe ausgesetzt. Frauen und Männer leben in buntem Gemisch durcheinander; eine Folge davon ist eine entsetzliche Unsittlichkeit. An bestimmten Tagen sendet die Regierung ein gewisses Quantum Brot. Reicht es nicht, so gehen die Kräftigeren betteln. Und so sieht man vor dem Jaffathor wieder das alte Bild . . . Nur als Wilhelm II. in Jerusalem war, fand ich die Aussätzigen, die ich am Jaffathor bei einem früheren Aufenthalt besucht hatte, dort nicht ein einziges Mal. Da hatte man sie in das Asyl eingesperrt und streng bewacht. Dann aber wurden sie freigegeben. Sie müssten Hungers sterben, wenn sie nicht betteln könnten. Der russische Konsul lässt ihnen monatlich 40 Franks zukommen. Aber das ist so ziemlich ihr ganzes Einkommen. Fast niemand kümmert sich um sie, um ihr Leben und Sterben, um ihre wilden Ehen, um das Geborenwerden neuen Elends. Keine Pflegerin kommt her, kein Priester, kein Arzt, kein Totengräber . . . Barmherzige Schwestern haben seit 1886 einzudringen versucht, sind aber nicht gern gesehen.

Die an Zahl ihrer Gläubigen in Jerusalem schwächste Kirche, die evangelische, hat nun vor Jahren ein Liebeswerk geschaffen, das in der Geschichte wohlthätiger Handlungen das rühmendste Blatt verdient. Freifrau von Keffenbrinck-Ascheraden auf Nehringen in Pommern besuchte 1865 Jerusalem und sah die Aussätzigen. Das Bild des Elends blieb ihr unvergesslich. Nach Europa zurückgekehrt, sammelte sie in Freundeskreisen 9000 Mark; dann lancierte sie ihr Projekt, den Aussätzigen in Jerusalem ein menschenwürdiges Haus zu stiften, durch die Presse in Deutschland, England und der Schweiz. Bald konnte man ein Grundstück erwerben und darauf ein provisorisches zweistöckiges Holzhaus erbauen. Der englische Arzt Dr. Chaplin stellte folgendes Programm auf: Sorge um möglichste Reinlichkeit der Kranken, der Kleidung, der Betten; gesunde Thätigkeit der Haut durch mindestens 3 Bäder wöchentlich und durch tägliche Waschungen mit Wasser und Seife; gesunde, ausreichende Kost, frische reine Luft in den Schlafräumen; Förderung von Heiterkeit und Zufriedenheit durch teilnehmende Aufmerksamkeit, dadurch Bekämpfung der apathischen Gleichgültigkeit; Beachtung des Auftretens besonderer Symptome und Anwendung

zweckentsprechender Mittel. Nun galt es passende Hauseltern zu finden, die das Unternehmen praktisch verwirklichen sollten. Man wandte sich an die Herrnhuter Brüdergemeine, die auch in der Kapkolonie seit 1818 die Aussätzigen gepflegt hat. Sie sandte den Missionär Tappe und seine Frau, die bis dahin in Labrador gewirkt hatten. Am 21. Mai 1867 trafen sie in Jerusalem ein, am 30. fand die Einweihung des neuen Asyls statt. Bei derselben fehlten blos — die Aussätzigen, denen man eingeredet hatte, das Asyl wäre ein Gefängnis! Mit Müh und Not bewog man vier Kranke, dem Feste beizuwohnen. Erst am 6. September 1867 erfolgte die wirkliche Aufnahme des ersten Kranken. Uebrigens hatte damals das Asyl nur Platz für 12. Seit dem 24. April 1887 besteht das neue grosse Asyl, dessen Bestimmung es ist, allen Aussätzigen nicht blos von Jerusalem, sondern von ganz Palästina Unterkunft zu bieten. Der Unterhalt wird von Gaben bestritten. Diese fliessen aus Schweden, Holland, England, Deutschland, aus Amerika, selbst aus Australien und von den eingeborenen Christen in Pendschab nach Jerusalem. Die Hausmutter Tappe starb an Erschöpfung infolge des schweren Dienstes am 26. März 1880. Eine in einem syrischen Waisenhause angestellte Schwester nahm ihre Stelle ein. Aber auch Tappe selbst war durch die mühsame Arbeit ein gebrochener Mann. Erschöpft durch Leiden und Krankheiten kehrte er am 14. Mai 1884 nach 17jähriger Thätigkeit nach Deutschland zurück. Diese Thätigkeit verdient geschildert zu werden. Tappe begann sein Liebeswerk mutig. Er musste zunächst die arabische Sprache von den Aussätzigen erlernen. Die Pflege der Kranken, die Einrichtung des Hauses, die Urbarmachung des Gartens, Mauern errichten — das alles besorgten er und seine Frau. Die Nahrungssorgen waren oft drückend. Tappe schildert einen Kranken, den er in seiner ersten Praxisperiode behandelt hatte: „Kurz vor Weihnachten starb mir der schlimmste unserer Kranken. Es war eine furchtbare Aufgabe gewesen, ihn zu bedienen. Der arme Mensch war zum Skelett abgemagert, vermochte sich selbst nicht mehr zu helfen . . . Dabei war er so eigensinnig und begehrlich, dass es oft kaum zu ertragen war. Und doch musste man, wenn man seine Wunden ansah, mit ihm Mitleid haben. Bei aller anderen Not rochen seine Wunden so fürchterlich, dass selbst die Aussätzigen, wenn sie ihm einmal eine Handreichung

thaten, sich Nase und Mund mit Tüchern verbanden . . . Das ist es überhaupt, was unsere Stellung so erschwert, dass zumeist die Kranken so eigensinnig und widerspenstig sind und uns nur als ihre Diener ansehen, die ihnen alles zu thun schuldig sind." Ein anderes Mal schreibt er: „Es will uns manchmal doch zuviel werden — und der Wunsch regt sich: wenn es doch bald zur ewigen Ruhe käme." Diese wenigen Worte sagen genug. An Stelle Tappe's wurde Friedrich Müller zum Hausvater ernannt; er fand im Asyle selber eine Gattin, die Schwester Wilhelmine Bartels, die dort seit 1880 wirkte. Ihre Stelle als Gehilfin erhielt die Diakonissin Karoline Föhrenbacher.

Viele Handwerksburschen liessen sich als Gehülfen anstellen, blieben aber nicht lange. Es gab auch begeisterte Männer, die von fern herkamen, um den Kranken zu dienen; so Ferdinand Rüdiger aus Sachsen und der Oesterreicher Karl Heider. Der arabische Evangelist Joseph Dschamel erschien seit der Gründung des Asyls zweimal wöchentlich, um seine Landsleute aufzuklären', sie zu unterrichten und mit Büchern zu versehen. 1890 gingen die Hauseltern Müller fort; seither wirkten dort Karl Schubert und Frau. Von 1867 bis 1887 wurden 95 Kranke aufgenommen — 67 Männer und 28 Frauen; davon 40 Mohammedaner und 20 Mohammedanerinnen; die übrigen: Christen und Christinnen. 25 starben im Asyl, mehrere gingen fort, zwei wurden ausgewiesen. Nach den mir vorliegenden Berichten war 1889 ein schlimmes Jahr. Bei allen Kranken war der Zustand so arg, dass sie nicht mehr wie früher zu leichteren Arbeiten verwendet werden konnten. Den Meisten waren die Füsse ganz abgefault. Jammernd und wehklagend lagen sie da. Den Uebrigen faulten die Hände ab. Bei Einigen waren die Luftröhren zugeschwollen. Alle stöhnten, flehten um Hülfe; und wem sollten die paar edelmütigen Menschen, die sich diesem ungeheuerlichen Dienst geopfert hatten, zuerst Trost spenden, Linderung schaffen? 1891 machte Dr. Einszler den Vorschlag, die Anstalt der wissenschaftlichen Forschung zunutze zu machen. Ein von einer Aussätzigen geborenes Kind behielt man im Spital, es wurde gepflegt und blieb gesund. Seltsam ist, dass die Verstümmelten trotz ihrer körperlichen und seelischen Hoffnungslosigkeit und Verkommenheit den irdischen Begierden heftig nachhängen. Sie sind unglaublich geizig. Manche stehlen sich

fort aus dem Asyl, um ein paar Münzen zu erbetteln. Sie häufen Kupfer auf Kupfer, bis sie es in Silber umwechseln können, und legen Silber zu Silber, bis sie Gold dafür bekommen. Den Schatz hüten sie eifersüchtig, kaufen nichts dafür, weder Nahrung noch Kleidung; das blinkende Gold freut sie allein. Und dann die Liebe! Ein junges Weib war aufgenommen worden, die ein Verhältnis mit einem älteren Pflegling des Asyls anknüpfte. Als man dem Paare Vorwürfe machte und es trennen wollte, wurden sie aufsässig. Man schickte die Frau fort; sie ging ins türkische Asyl bei Siloam, wo das Zusammenleben gestattet ist; in derselben Nacht noch flüchtete ihr Liebhaber und folgte ihr nach Siloam. Solche Fälle kamen häufig vor. Man sollte denken, dass diesen Wesen nichts ferner liegen würde als Heiratslust. Aber dem ist nicht so. Der sexuelle Trieb ist bei ihnen womöglich noch mächtiger als der Geiz. Die Anstalt gestattete diese Extravaganzen nicht, weil man die Möglichkeit der Vererbung annimmt. Wenn nun der Hausvater bei solchen Vorkommnissen seine Pflicht thut, erwacht zuweilen ein unheimlicher Geist der Empörung, und mehr als einmal waren die Wohlthäter in Gefahr, die Opfer ihres Edelmuts zu werden, ihre Hingebung und Menschenliebe mit dem Leben zu büssen... Dann gibt es Zeiten, wo eine wahre Flucht-Epidemie herrscht. Die Berichte sind reich an dramatischen Episoden. 1879 trat ein 14jähriger Araber, namens Hannah, ins Asyl ein. Er war Protestant. Nach drei Jahren wurde er des Lebens in der Anstalt überdrüssig, flüchtete und hetzte auch mehrere andere Insassen auf, mit ihm zu flüchten. Nicht weniger als 11 liefen davon nach dem freien Siloam, und dabei nahmen sie mit, was sie fortschleppen konnten. Das war im Sommer gewesen. Aber als der Winter ins Land kam, da erfasste Hannah Sehnsucht nach den Fleischtöpfen der „Jesushilfe". Er kam zurück, und die Barmherzigkeit verzieh ihm und gab ihm wieder Einlass. Er war in der kurzen Zeit schwerkrank geworden und erblindete, und seine beiden Beine waren bis zu den Knöcheln nichts als Wunden. Dann ergriff ihn noch eine andere Krankheit, und er war bald nichts mehr als ein Gerippe, mit einer dünnen eiternden Haut bedeckt. Man hielt den Sarg für ihn bereit; da geschah ein Wunder — er begann zu genesen, und nun ward aus dem früheren Empörer ein Vorbild für Alle, ein Muster der Bescheiden-

heit, Zufriedenheit und Folgsamkeit. Er lebte noch lange Jahre, blieb aber blind und fast stumm. . . Die Hausordnung ist den Kranken zuwider, die Ordnung diesen Nomaden fremd und lästig. Sie ziehen Schmutz und Elend vor, wenn sie dort die Freiheit finden, die sie meinen: die Ungebundenheit, die Erlaubnis zum Betteln, die Unsittlichkeit. In einem der Jahresberichte des Asyls heisst es: Während sonst die Not die Menschen miteinander verbindet, scheint der Aussatz die von ihm Geplagten zu vereinzeln, ja sie misstrauisch und missgünstig gegen Jedermann zu machen. Jedes Päckchen Tabak, jede Orange, jede Münze wird ängstlich behütet. Erhalten sie das Essen, so betrachtet Jeder argwöhnisch die Portion des Anderen, ob sie nicht grösser sei. Bald sind ihnen die Trauben nicht recht, bald die Feigen nicht dick genug. Während im Lande Hungersnot herrschte, wollten sie nur die Krumen vom Brod essen. Sie sind unaufrichtig und diebisch; und je mehr ihre körperliche Schwäche zunimmt, je grösser ihr Bedürfnis nach Pflege wird, desto geringer wird ihre Erkenntlichkeit. Wenn die Jüngeren, noch Kräftigen zu leichten Arbeiten angehalten werden, murren sie: „Warum dürfen die Anderen ruhig sitzen? wir aber sollen arbeiten!" Doch gibt es auch freundliche und rührende Bilder. Es kamen im Frühjahr 1874 drei Mädchen ins Asyl, Chassne, Fatme und Latife. Sie schlossen sich eng aneinander. Die erste war 10 Jahre, die zweite 14, die letzte 20 Jahre alt. Alle drei waren beim Eintritt schon schwerkrank. Chassne und Fatme konnten arabisch und bald auch deutsch lesen und lehrten Latife, was sie wussten. Da gab es dann vergnügte Lesestunden. Auch halfen sie der Hausmutter in der Wirtschaft, flickten und nähten, wuschen und scheuerten, waren lustig und guter Dinge. Ihre Stimmen waren noch frisch, und sie sangen deutsche Lieder. Dann kam langsam das Elend. Die Jüngste, Chassne, wurde das erste Opfer. Sie litt viel und siechte schnell hin. Latife und Fatme aber quälten sich zehn Jahre lang, ehe der Tod sie erlöste. Ihre Schmerzen waren gross, aber grösser noch ihre Geduld und Demut. Zuletzt konnten sie kaum atmen, nur Thränenströme erzählten von ihren namenlosen Leiden. . . Die unermüdliche Liebe, Geduld und Güte der Hauseltern wurden belohnt. Die Pfleglinge des Asyls sind jetzt willig und folgsam. Zank und Streit sind selten geworden. Es ist ein Haus der

Trauer und des Elends, aber auch eine Stätte der Resignation und des Friedens geworden. Da ist Musa, ein Mensch von dunkler Vergangenheit. Er hatte in seiner Jugend nie Gutes gethan, geraubt, vielleicht auch gemordet. Einmal hatte er aus Rache eine Menge Oelbäume vernichtet — die schlimmste That, die in dem baumarmen Palästina verübt werden kann, um so schlimmer, da der Oelbaum viele Jahre braucht, um ertragfähig zu werden. Da wurde Musa kurz darauf aussätzig. „Die Strafe des Himmels für sein Benehmen," sagten die Leute. Er trat ins Asyl und wurde ein Anderer: still und in sich gekehrt, ruhig, willig, dienstbereit. Der Glaube ans Asyl verbreitet sich nach und nach im ganzen Lande. Eines Tages wurde Einer, dessen Unterkörper schon ganz abgestorben war, auf einem Esel ins Asyl gebracht.... „Das Asyl wird mich retten," sagte er. Er hoffte sicher auf seine Heilung. Als Arznei wünschte er nur Branntwein. Als er es nicht erhielt, wurde er mürrisch. Er starb schon nach vier Tagen... Das Asyl beherbergt das Elend aller Religionen, aller Stände, aller Nationalitäten und Geschlechter, des Alters und der zartesten Jugend.

Im September 1889 kamen hierher zwei Greise, bei denen der Aussatz erst im spätesten Alter zum Ausbruch kam; der Eine war ein Mönch und hatte lange Zeit als Einsiedler auf Kreta gelebt. Kurz zuvor waren zwei Knaben von 10 und 12 Jahren aus Jaffa und Ramle nach einer nächtlichen Fusswanderung im Asyl angekommen. Welch rührendes Drama, diese Kinder, am Eingang in das Leben schon mit der Verfaulung bedroht! Der Eine erzählt: „Lange, lang ist mein Vater gestorben. Und die Mutter hat mein vergessen. Die Geschwister verstiessen mich und jagten mich krank aus dem Hause. Mich hungert und dürstet. Ich habe kein Heim, kein Obdach. Von allen Schwellen hetzt man mich erbarmungslos fort." Und der andere klagt: „Schon zwei Jahre irre ich umher. Meine Eltern selbst haben mich aus ihrem Hause gejagt." In der Schrift heisst es: „Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, dass sie sich nicht erbarmte über den Sohn ihres Leibes?" Das Unglaubliche, hier ist es düstere Wahrheit geworden. Der Aussatz trennt Eltern und Kinder sogar, und die Herzen von Vätern und Müttern verschliessen sich vor den Schmerzen ihrer Söhne und Töchter.

Das Asyl der Herrnhuter liegt im Südwesten der Stadt. Es ist ein schönes stattliches Gebäude; am Abhange eines steinigen Höhenzuges gelegen, schaut es hinab in die fruchtbare Ebene Rephaim. Am hohen Gartenthore sitzen einige Kranke, sich in der Sonne wärmend. Im Garten sieht man einige Frauen. Das Haus hat 3 Etagen. Im ersten Stocke liegen: die Räume für Aufbewahrung und Bereitung der Medikamente, für Ausbesserung der Krankenwäsche, die Wohnzimmer der Krankenschwestern, die Räume für die kranken Frauen, die helle grosse Küche, das Speisezimmer für die Hauseltern, die Schwestern und die Hausdiener. Im zweiten Stocke befinden sich das Zimmer des Arztes, die Zimmer der Hauseltern, das Wäschelager, die Zimmer der männlichen Kranken, Werkstätten für Tischler und Stellmacherarbeit. Das Ganze ist äusserst reinlich gehalten. Da hängen reine Kleider, da stehen saubere Betten. Das Licht ist hell, die Luft frei. Und dann diese Küche. Wie da alles blitzt und blinkt. Aussätzige Frauen helfen fleissig mit. Wieviel Mühe mag es gekostet haben, die verkommenen Geschöpfe zu solcher Arbeit zu erziehen! In einem Zimmer sitzt die Hausmutter mit drei nähenden, stopfenden, plättenden aussätzigen Frauen! Die Waschküche: welche Ueberwindung gehört dazu, um einen Blick nur hineinzuthun! Und da müssen die Hauseltern und die Schwestern doch ihre meiste Zeit zubringen.

Einige Aussätzige, die nicht mehr arbeiten können, ruhen im Freien, sonnen sich auf der Terrasse; sie grüssen freundlich, und wenn man sie um ihr Befinden fragt, danken sie und sagen: Masbut, zufrieden. Masbut — dieses Wort schwebt von allen Lippen, über allen Räumen. In diesem einen Worte liegt die Unaussprechlichkeit, die unendliche Fülle des Segens, den dies Liebeswerk der Herrnhuter, dieses einzigartige und unerreichte, über eine verlorene, verzweifelte, verstossene Menschenklasse ausgeschüttet hat . . .

Zweiter Teil.

7. Europäische Pseudo-Aerzte in der heutigen Türkei. — 8. Allerlei orientalische Kurpfuscher. — 9. Orientalische Spezialisten für Augenleiden, Wahnsinn und Epilepsie. — 10. Chirurgen, Barbiere und Zahnärzte. — 11. Krankheiten und Heilmittel. — 12. Fieber und Wasserkuren. — 13. Epidemieen: Pocken und Cholera. — 14. Die türkische Pest. — 15. Langlebigkeit und Tod.

7. Europäische Pseudo-Aerzte in der heutigen Türkei.

Der Erlass Mustafas III. gegen die Kurpfuscher. — Das Schicksal solcher Verordnungen. — Seltsame Wirkung des Unguentum aureum orientale. — Einteilung der Aerzte: Die drei Klassen der Diplomierten; die zwei Klassen der Nicht-Diplomierten. — Europäische Abenteurer als Aerzte. — Erzählungen meines Gewährsmannes Dr. Bernhard Beck: Die Geschichte des Jussuf Efendi; der Giftmischer Latinek; ungarische Emigranten; arabische Nationalspeisen; die Bedeutung des Pulsfühlens; der mystische Doktor Weinberger; vom Koch zum Regimentsarzt; wie man Apotheker wird. — Dr. Polaks Bericht über zwei Teheraner Aerzte: der Schwede Fagergren; der Tausendkünstler Tatelbam.

Unter Sultan Mustafa III. — vor mehr als hundert Jahren — erschien jener kaiserliche Irade, welcher nichtdiplomierten Aerzten und Apothekern die Ausübung der Praxis bei Todesstrafe untersagte. Auch heute regnet es häufig aus der Pforte auf die Gouverneure und Militärkommandanten strenge Emirs oder Verordnungen: nur diplomierten Aerzten, Chirurgen und Apothekern das Recht der Praxis einzuräumen. Die Erlässe werden ehrerbietig entgegengenommen, publiziert und gelesen und wandern dann unter die Doscheks, die Divanpolster; bei uns heisst solches: ad acta legen. . . Aber überflüssig sind diese Erlässe keineswegs. Kaum erhalten die betroffenen falschen Doktoren, Chirurgen oder Pharmazeuten Kunde von einem solchen Emir, so thun sie ein Häuflein goldener Liras in das Beutelchen, machen die Runde bei dem Wali, dem Militärpascha, dem Defterdar, Mektubdschi, Sertabib und anderen wichtigen Persönlichkeiten, demonstrieren ad oculos in glänzender Weise die Notwendigkeit ihres ungestörten Fortbestandes, und der Emir hat seinen Zweck — für die Taschen der getreuen Staatsdiener voll-

auf erfüllt. Er wird erst wieder in seiner Ruhe unter dem Doschek gestört, sobald die Taschen der edlen Beamten nach neuer Füllung lechzen. Wenn zufällig einem der falschen Doktoren das Handwerk doch gelegt wird, dann muss seine Ignoranz schon so arg gewesen sein, dass er nicht einmal Verordnung und Verabreichung des Unguentum aureum orientale verstanden hatte. . . Da also in der Türkei mehr als in jedem anderen Lande der Erde die Gesetze nur gegeben werden, um nicht befolgt zu werden, wimmelt es gerade dort von obskuren Individuen, welche die natürliche Anlage der Orientalen zur Leichtgläubigkeit ausbeuten, sich für Aerzte ausgeben und sine ira et studio ihr Unwesen treiben. Die Doktoren des Orients müssen daher in zwei Hauptklassen eingeteilt werden, in diplomierte und nichtdiplomierte. Bei den diplomierten muss man drei Unterabteilungen unterscheiden; erstens: Aerzte, die wirklich an ordentlichen Hochschulen promoviert haben; zweitens: solche, die sich selbst durch Lektüre einige medizinische Kenntnisse angeeignet zu haben glauben und denen es dann gelungen ist, sich in der medizinischen Schule in Konstantinopel ein Tesskere oder Zertifikat zu verschaffen; drittens: solche, die ihr Diplom entweder kaufen oder sich in anderer unredlicher Weise in den Besitz eines ärztlichen Diploms setzten, ohne auch nur vorher eine Ahnung von der Heilkunde zu besitzen. Alle diese drei Unterabteilungen der ersten Klasse haben das Gemeinsame, dass ihre Angehörigen Diplome besitzen und Rezepte verschreiben. Die zweite Klasse, die der nichtdiplomierten Heilkünstler, zerfällt in zwei Gruppen: in solche Aerzte, welche gleichzeitig die Apotheker spielen, indem sie allerlei Medikamente in ihren Taschen mitführen oder in den Buden, wo sie ordinieren, auch gleich die Arzneien selbst verabfolgen; zweitens: in Wunderdoktoren, welche von Medikamenten nichts wissen wollen und ihre Patienten auf andere absonderliche Art ins Jenseits befördern. Unter den diplomierten Aerzten gibt es viele, die nicht besser sind als die nichtdiplomierten. Namentlich die noch aus den älteren Jahrgängen der Konstantinopler medizinischen Schule stammenden einheimischen Doktoren stehen auf einer ziemlich tiefen Stufe der Wissenschaft. Daher sind auch die wichtigen Posten in den grossen Städten und Häfen mit Europäern besetzt. Leider bilden Europäer auch den Hauptteil in jenen beiden

Gruppen, in welche ich die falschen Doktoren eingereiht habe. Da finden wir Italiener, Griechen und besonders zahlreiche Oesterreicher und Ungarn, die zur Ausübung der ärztlichen Praxis im Orient nichts mitgebracht haben als einen europäischen Hut, einen Spazierstock und — wenn es hochkommt — Augengläser. . . . Zur Zeit des Sultans Abdul Asis wurde der aus Ungarn stammende Arzt Doktor Bernhard Beck als Chefarzt bei einem asiatischen Armeekorps angestellt. Er blieb mehr als sieben Jahre in den Ländern zwischen Mittelmeer und Persischem Golf. Ihm, der gegenwärtig als praktischer Arzt in Wien lebt, verdanke ich unter vielen interessanten Mitteilungen für dieses Buch auch einige der nachfolgenden Angaben über europäische Pseudo-Aerzte in der Türkei.

In Damaskus lernte Dr. Beck einen ältlichen gutmütigen Kollegen, „Doktor" Jussuf Efendi, kennen. Dieser Doktor Jussuf hatte folgende Laufbahn zurückgelegt: Während der Revolution des Jahres 1848 flüchtete er, wie so viele andere, aus seiner ungarischen Heimat nach der Türkei, trat zum Islam über und nahm Dienst als Lapadschi bei einem Regimentsarzt. Ein Lapadschi ist eine Art Feldscheer-Substitut, der Cataplasmen aus Leinsamen zu bereiten versteht, Charpie zupfen kann, dem Arzte beim Händewaschen die Schüssel hält und — wenn er schon ganz geschickt ist — Wunden ausspritzen darf. Da der biedere Ungar, der jetzt mit seinem türkischen Namen Jussuf hiess, die Kunst des Lesens und Schreibens verstand, avancierte er bald zum Timardschi oder Bataillons-Chirurgen. Als er in der Handhabung des bei den Hebammen so beliebten Instruments eine gewisse Uebung erlangt hatte, wurde er Dscherrach Baschi, Ober-Chirurg eines Regiments. Er verstand bereits folgende Künste: Blutegel setzen, Aderlassen, Schröpfen und Abszesse öffnen. Aus Mangel an anderen Räumlichkeiten in der Kaserne für seine Ordinationen hielt er die letzteren in der Apotheke ab. Hier lernte er zufällig die Namen der gebräuchlichsten Medikamente kennen, übte sich selbst in der Bereitung von Arzneien, half Pulver reiben und Pillen globulieren. Infuse und Decocte zu bereiten verstand er ohnehin ex officio, weil jeder türkische Soldat vorzüglich Kaffee und Thee zu bereiten wissen muss. Was Wunder also, dass Jussuf Efendi eines Tages Regiments-Apotheker wurde? . . . Vom Apotheker zum Arzte ist im

Reiche Osmans ein kleiner Schritt. Der Regimentsarzt ging auf Urlaub nach Konstantinopel. Wer konnte besser mit seiner Vertretung betraut werden, als der Regiments-Apotheker? Jussuf Efendi experimentierte also an einem Haufen kranker Soldaten als Doktor-Stellvertreter. Da geschah es, dass der Regimentsarzt in Stambul starb; das Regiment war ohne Arzt. Jussuf liess sich nun von sämtlichen Offizieren des Regiments — gegen wenig gute Worte und mehr Geld — ein Masbata oder Zeugnis ausstellen über seine bisherige ärztliche Thätigkeit. Der Oberst sandte das Istada, das Gesuch, welches die Belassung des Jussuf Efendi in seiner provisorischen Stellung erbat, nach Stambul, und da es den faulen Mitgliedern der Section sanitaire des Dari Schura in der ohnehin stets grossen Doktornot unbequem war, einen neuen Regimentsarzt zu suchen, wurde Jussuf Efendi nicht blos als provisorischer, sondern als definitiver Hekimbaschi oder Regimentsarzt bestätigt! . . .

So eigentümlich die Laufbahn des Jussuf Efendi auch für unsere Begriffe erscheinen mag, so muss man doch diesem „Doktor“ zugute halten, dass er erst Arzt wurde, nachdem er wenigstens Jahre lang medizinische Handlangerdienste geleistet hatte. Aber nicht einmal dies war der Fall bei dem Doktor, dessen Bekanntschaft wir jetzt machen. In Bagdad traf Dr. Beck mit einem Oesterreicher zusammen, der sich Dr. Latinek nannte und einmal in launiger Stimmung selbst erzählte, wie er Arzt wurde: Vor Jahrzehnten führte ihn des Schicksals Tücke nach dem Orient. Zarte Diskretion hat die Erforschung der Ursache verhindert. Genug, der liebe Latinek tauchte erst in der europäischen, dann in der asiatischen Türkei auf. Das Metier, das er in der Heimat erlernt hatte — wahrscheinlich Strassenpflastern — hatte im Orient keinen Wert. Was hätte der arme Emigrant — denn die meisten älteren Oesterreicher und Ungarn in der Türkei nennen sich Emigranten — eigentlich in dem Lande, wo er nicht einmal die Sprache verstand, anfangen sollen? Das bischen, vermutlich aus einer zufälligen Verwechslung von Mein und Dein herstammende Hab und Gut, das er noch zurückbehalten hatte, ging zur Neige. Mit dem letzten Restlein schlich er eines Morgens in den Bazar zu Bagdad, um zur Stillung seines Hungers saure Milch und Flammflecken zu kaufen. In ganz Irak-Arabien und Mesopotamien gibt

es kein eigentliches Brot, sondern nur dünne, auf offener Flamme geröstete, den jüdischen Mazzen ähnliche Flecken. Diese und saure Milch bilden die Nationalspeisen der Araber. Solches wollte also Latinek heute, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, verkosten. Er sollte seinen Entschluss, sich den Landessitten anzupassen, nicht bereuen. Als er so durch den Bazar schritt, erregte er Aufsehen; mit seinem europäischen Anzug, seinem europäischen Hute und dem Stocke war er in der beturbanten Menge allerdings auffallend. Aber erst langsam begriff Latinek, weshalb sich die Leute an ihn herandrängten und ihm die Hände entgegenstreckten: er sollte ihnen den Puls fühlen!

Das Pulsfühlen ist im Orient die ärztliche Hauptsache. In Persien giebt es, wie Dr. Polak erzählt, eigene Abhandlungen über den Puls und die Art, ihn zu fühlen: man soll ihn an beiden Händen befühlen, dabei niederknieen; die persisch-arabische Medizin besitzt eine sehr detaillierte Terminologie für die verschiedenen Gangarten des Pulses, deren sie nicht weniger als 64 unterscheidet. Laien wie Aerzte halten viel darauf, den Puls sorgfältig zu beobachten — „naebs diden“ — den Puls sehen, nennt man dies in Persien. Zu diesem Zwecke müssen die Taschenuhren des Persers mit Sekundenzeiger versehen sein. Aus dem Pulse will man die Natur jeder Krankheit, die Schwangerschaft der Frauen, sogar das Geschlecht der zu erwartenden Leibesfrucht erkennen. Wo sich ein Arzt blicken lässt, selbst im Vorbeireiten, streckt man ihm von allen Seiten die Hände entgegen, um sich den Puls fühlen zu lassen. Der persische Arzt ist natürlich klug genug, wenn es sich um einen Schwangerschaftsfall handelt, erst über die Menses und über die Potenz des Mannes Erkundigungen einzuziehen, bevor er einen Ausspruch thut. Bestätigt sich dann zufällig seine Voraussetzung des Geschlechts, so wird er als Bugrat, als Hippokrates verehrt; trifft sie nicht ein, so entschuldigt er sich mit der „anomalen Beschaffenheit des Pulses, der so unergründlich sei wie das Meer.“

Dieselbe Erfahrung wie unser Latinek haben ziemlich alle Europäer in den inneren Provinzen Türkisch-Asiens gemacht; denn die Eingeborenen halten jeden europäisch gekleideten Fremden für einen Arzt, weil ehemals fast alle jene, die in den

Orient aus unaufgeklärten Ursachen „emigrierten“, sich für Aerzte ausgaben und zumeist auf Rechnung der Leichtgläubigkeit der Einheimischen auch wirklich als solche ihr Auskommen fanden. Latinek nützte die Situation sofort aus — er hatte die Wissenschaft entdeckt, die ihm die ewig milchgebende Kuh werden könnte, er wurde auf der Stelle — Doktor ... Dem Einen verordnete er Kamillenthee, dem Anderen Senna-Abguss, dem Dritten ein Fussbad in Asche und Salz. Er erschien fortan Tag für Tag im Bazar und ordinierte bald in der Strasse der Schuster, bald in der Strasse der Gemüsehändler oder auf dem Obstmarkte. Dass seine Ordinationen von günstiger Wirkung gewesen sein mussten, bewiesen ihm die Honorare — wie üblich zumeist in natura: Hühner, Eier, Datteln — die ihm in Mengen zuströmten. Die Zahl seiner Patienten wuchs zusehends. Und nun begann Latinek sich selbst einzubilden, dass er eine aeskulapische Ader besitze. Er nannte sich fortan nur „Doktor“ Latinek, verschaffte sich ein pharmazeutisches Taschenbuch, ein therapeutisches Manuale und eine Rezeptenkunde. Er kurierte jetzt streng „wissenschaftlich“. Sogar der Gouverneur wurde auf ihn aufmerksam und bestellte bei ihm — Schönheitsmittel für das Harem! Dann berief er ihn auch in sein Haus und liess sich von ihm alle Freitag ein lästiges schmerzhaftes Hühnerauge schneiden; als Doktor Latinek aus Baumwolle verfertigte Bäuschchen zum Schutze gegen Druck auf die wehe Stelle legte — ihm gebührt danach die Priorität der Erfindung von Hühneraugenringen — da kannte die Bewunderung des Paschas keine Grenzen.

Um seine Dankbarkeit dem geschickten Arzte zu beweisen, „verschrieb“ nun zur Abwechselung der Gouverneur seinem Doktor Latinek etwas: er verschrieb ihm aus Stambul einen Posten als Bataillons-Chefarzt! ... In dieser offiziellen Stellung erlaubte Latinek sich die kühnsten Rezepte, die je eine Apotheke gesehen hat. Besonders für starke Gifte hatte er eine Vorliebe. Der Pharmazeut Grzesitzky, auch ein Oesterreicher, damals der einzige diplomierte Magister in Bagdad, erschrak, wenn er die Ordinationen dieses wirklichen Giftmischers erhielt. Das Veratrin, Colchicin, Amygdalin, Morphin, Atropin, Strychnin und ähnliche Alcaloide bildeten die ständigen Vorschriften des Doktors Latinek. Wenn er manchmal allzu stark von seiner

Einbildung, eine medizinische Grösse zu sein, beherrscht war, verschrieb er nicht bloss eine gefährliche Menge eines einzigen Giftes, sondern alle erwähnten Gifte durcheinander. So wäre gewiss kein einziger seiner Patienten am Leben geblieben, wenn der Apotheker seine Verordnungen jemals ausgeführt hätte Magister Grzesitzky aber lächelte bloss und verabreichte die unschuldigsten Mittel. . . Und eines Morgens wurde Latinek tot, vergiftet, in seinem Bette gefunden. An einen Mord war nicht zu denken, auch für einen Selbstmord fehlten Gründe, da Latinek in den glücklichsten Familienverhältnissen lebte und reich geworden war. Was war also geschehen? Am Abend zuvor war er, von Magenkrämpfen geplagt, in die Apotheke gekommen, um sich selbst ein Mittel zu verschreiben. Da der Apotheker die Hände voll zu thun hatte, bereitete Latinek sich allein die Medizin, trank sie auf der Stelle aus und ging nachhause. Einige Stunden darauf war er eine Leiche. Doktor Latinek starb so an dem einzigen seiner Rezepte, das ausgeführt worden war. . .

Zur selben Zeit wie Latinek weilte und wirkte in Bagdad ein kleines, schwächliches, ängstliches Männchen, Namens Weinberger. Dieser Weinberger liess sich ebenfalls Doktor nennen und übte den ärztlichen Beruf aus, obwohl er niemals nachweisen konnte, mit welchem Rechte er den Doktortitel führte und die Praxis pflegte. Alle diesbezüglichen Nachfragen scheuchte er mit der Erklärung zurück, während der polnischen Revolution im Jahre 1866 aus Galizien vor politischen Verfolgungen geflohen zu sein. Bekanntlich ist das Jahr der polnischen Revolution ein anderes als 1866. Aber das machte nichts, Weinberger war und blieb ein polnischer „Emigrant“ und konnte in Folge dessen im Orient auch nichts anderes sein als Arzt. . .

Als Dr. Beck in St. Jean d'Acre in Syrien als Chefarzt des dritten Kavallerie-Regiments beim fünften Armeekorps garnisonierte, wurde ihm ein italienischer Kollege aus Jerusalem vorgestellt. Dr. Beck erzählte mir darüber: „An den goldenen Galonen am Aermel seiner Uniform erkannte ich, dass er Bimbaschi oder Major war. Ich empfing ihn natürlich als Kriegskameraden und ärztlichen Kollegen in zuvorkommender Weise und lud ihn ein, mit mir zu speisen. Als Gesprächsthema bei Tische wählte ich die damals noch neue epochemachende anti-

septische Wundbehandlung von Lister. Die ausweichenden Antworten meines Gastes verrieten mir bald, dass er von Lister gar keine Ahnung hatte. Obwohl mir dies erstaunlich schien, versuchte ich ihn doch zu entschuldigen, indem ich mir sagte: der gute Mann lebt fern von aller Zivilisation und kann vielleicht nicht einmal Zeitungen bekommen. Ich empfahl daher den Gegenstand seiner Aufmerksamkeit und lenkte das Gespräch auf andere Gebiete unserer Wissenschaft. Aber mein guter Gast wurde immer verlegener, und es begann mir geradezu unheimlich vor seinen Antworten und Ausflüchten zu werden. Ich erhob mich und erklärte, einige Besuche bei hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt machen zu müssen. Mein Gast bat mich, ihn mitzunehmen, da ihm einige neue noble Bekanntschaften willkommen sein würden. Ich konnte nicht nein sagen, und so machten wir uns gemeinsam auf den Weg. Ich nannte beiläufig die Namen der Personen, zu denen ich ging: Stefan Agratti, spanischer Konsul; George Datodi, italienischer Konsul. Mein Begleiter nickte erfreut zustimmend. Dann nannte ich Josef Mazzingi, den belgischen, und Konstantin Averino, den russischen Konsul. Kaum hatte ich diese beiden Namen ausgesprochen, da wechselte mein Italiener die Gesichtsfarbe, sah zerstreut nach seiner Taschenuhr, stotterte, er hätte vergessen, dass er noch heute fortreisen müsste, bedauerte lebhaft, mich nicht wiedersehen zu können — und eilte davon. Ich sah ihm verwundert nach. Aber wenige Minuten später hatte ich die Lösung des Rätsels. Als ich den Herrn Mazzingi und Averino erzählte, welche Wirkung die Nennung ihrer Namen auf meinen Kollegen ausgeübt hatte, da stellte es sich heraus, dass dieser Kollege-Stabsarzt einmal bei Mazzingi Diener, später aber bei Averino Koch gewesen war.“ . . .

Auch in der Hauptstadt selbst, an dem Sitze der Verwaltung ereigneten sich — und ereignen sich noch heute — die unglaublichsten Dinge. Ich erzähle hier nur eine Geschichte: wie man Militärapotheker wird. Sie datiert blos um einige Jahre zurück, und da ihre Helden gegenwärtig in angesehener Stellung in türkischen Hafenstädten leben, will ich diesmal keine Namen nennen:

Zu einem Ingenieur, der in Konstantinopel eine wichtige einflussreiche Position innehatte, kam eines Tages ein gut empfohlener, aber gänzlich mittelloser Landsmann aus der Polakei.

Nach einigem Nachdenken sagte der Ingenieur zu dem Bittsteller: „Ich weiss nichts Leichteres und Besseres für Sie als einen Apothekerposten in der Armee. Wollen Sie?“ Dem Anderen kam dies komisch vor, da er bisher von der Pharmazie nur soviel wusste, als ihm die Pillen, Pulver und Tropfen beigebracht hatten, welche ihm das eine oder andere Mal von den Aerzten verordnet worden waren. Aber unbekümmert um sein erstauntes Gesicht stellte ihm der Ingenieur eine neue Frage: „Verstehen Sie französisch?“ „Jawohl,“ lautete die Antwort. „Das ist schlimm,“ murmelte der Ingenieur, „es wird Ihnen aber hoffentlich nicht schaden, wenn Sie vorsichtig sein und Ihre Kenntnis der französischen Sprache vorläufig nicht verraten werden . . . Und nun, verstehen Sie auch türkisch?“ „Keine Silbe.“ „Ah, das ist gut!“ Der junge Mann wurde immer verwunderter. Er konnte nicht begreifen, weshalb es nicht gut sei, wenn ein Apotheker-Kandidat französisch verstehe, und weshalb es gut sei, dass er, der auf einen Dienst in der türkischen Armee reflektierte, nicht türkisch spreche. Der Ingenieur liess ihm nicht Zeit zu langer Ueberlegung, sondern sagte ihm: „Kommen Sie mit mir in die Sektion des Sanitätswesens der Armee. Merken Sie sich, dass Sie keine andere Sprache als polnisch verstehen und überlassen Sie alles mir!“ Sie begaben sich also nach dem Seraskierat oder Kriegsministerium und suchten dort die Section sanitaire des Dari Schura auf. Dem Präsidenten des Sanitätsrates stellte der Ingenieur seinen Schützling mit folgenden Worten vor: „Dieser junge Apotheker musste aus Russisch-Polen flüchten und hatte keine Zeit, seine Dokumente mitzunehmen. Sie können ihn jedoch sofort einer Prüfung unterziehen. Da er nur polnisch spricht, bin ich bereit, selbst den Uebersetzer abzugeben.“ Und das Examen begann. Der Präsident des Sanitätsrates stellte Fragen, der „Kandidat“ antwortete in polnischer Sprache, was ihm einfiel, während der Ingenieur dann in türkischer Sprache die eigentliche Antwort erteilte. In einigen Minuten war die Prüfung beendet. Man kann sich von ihrem Ernste einen Begriff machen, wenn man bedenkt, dass die Kenntnisse eines Ingenieurs aus der Chemie und der Naturgeschichte der drei Reiche für ein Apotheker-Rigorosum genügten. Der Magister—inski erhielt sein Tesskere oder Zertifikat und wurde als Pharmazeut einem Bataillon der

Provinz zugeteilt. Als Gehalt wurden ihm kontraktlich 500 Piaster monatlich, nebst 4 Mannschaftsrationen und einer Pferderation, bestimmt. Die Tage vor seiner Abreise auf seinen Posten benutzte er, um schnell etwas aus dem Bouchardot aufzuschnappen und in einer Apotheke der Hauptstadt die wichtigsten Manipulationen zu erlernen.

Dr. I. E. Polak, der lange Jahre am Hofe des Schah Nassreddin von Persien als dessen Leibarzt gelebt hat, lernte in Schiras zwei fränkische Pseudo-Doktoren kennen, welche hier erwähnt werden müssen, weil sie vorher auch in Konstantinopel ihr Glück versucht hatten. Dr. Polak hat über die seltsamen Carrieren und Kenntnisse Beider folgendes berichtet: Der eine war ein Schwede und nannte sich Doktor Fagergren. Die Grundlage seines Studiums der Medizin bildeten einige wenige Gymnasialklassen und einige wenige medizinische und chirurgische Kunstgriffe, die er sich in der schwedischen Armee als Sanitätsgehilfe erworben hatte. Mit diesem medizinischen Schatze zog er abenteuernd durch Deutschland zuerst nach Russland, dann nach Konstantinopel. Aber das Glück scheint ihm hier nicht hold gewesen zu sein. Er verschwand eines Tages aus Istambol, um nach langen Irrfahrten durch ganz Türkisch-Asien endlich in Schiras Station zu machen. Hier blieb er bis an sein Lebensende. Er hatte sich mit einer Dame von französischer Herkunft vermählt und lebte ganz nach persischer Art und Sitte. An Europa erinnerte und knüpfte ihn blos seine — medizinische Thätigkeit . . . Ein ganz seltsamer Kauz war der andere, der sich dem Doktor Polak als Hekim Dawud Tat el Bam vorstellen liess. Dieser persische Titel und Name würde auf deutsch wörtlich lauten: Doktor David Maulbeer am Plafond. Als aber Doktor Dawud wärmer wurde, gab er sich zu erkennen; der persisch klingende Name war auch sein ursprünglicher Name: Tattelbaum! Doktor David Tattelbaum, der damals 45 Jahre alt war, sprach noch den unverfälschten polnisch-jüdischen Jargon. Er stammte aus Galizien und war über die Moldau nach Konstantinopel gekommen, wo er sich das medizinische Doktorat erwarb; er kaufte das Diplom eines verstorbenen Arztes, er wurde Moslem, heiratete eine Türkin und nahm eine Stelle als Militärarzt an. Auch ihm blühte in der Türkei das Glück nicht, auch er setzte sich erst in Schiras zur Ruhe. Da er neben Fagergren nicht aufkommen

konnte, widmete er sich ausser der Ausübung des ärztlichen Berufes noch einigen anderen Künsten: er war Bauchredner, Prestidigitateur und Musiker. Er ahmte die Laute und den Gesang der Tiere nach, ass inzwischen Messer und spie Feuer, eskamotierte Uhren und begleitete mehrere Gesänge; die entzückten Zuhörer aber riefen: „Hesar Aferim, hekim Tatelbam! Tausendmal bravo, Doktor Tatelbam!“ In Mussestunden beschäftigte sich Doktor Dawud mit der Alchymie, er fabrizierte aus unedlen Metallen mit Hilfe der Schwarzkünste — goldene Tomans, persische Dukaten. Da jedoch diese Kunst auch im Orient misslicherweise bestraft wird — und zwar mit Abhauen der rechten Hand — zeigte sich unser Freund mit ihr nicht öffentlich. Dafür trat er desto kühner mit seinen Erzeugnissen einer andern Kunst hervor: mit antiken Münzen . . . .

In Konstantinopel lernte ich den Chefarzt des kaiserlichen Harems, Omer Pascha, kennen. Er kam 1848 aus Ungarn, leistete dem Abdul Asis während einer Seekrankheit Dienste als Krankenwärter und wurde zur Belohnung dafür sultanischer Leibarzt . . . .

---

8. Allerlei orientalische Kurpfuscher.

Allah und die Medizin. — Alte osmanische Einteilung der medizinischen Zünftler. — Vorschriften des Korans bezüglich des Benehmens der Aerzte. — Kurpfuscher zu Anfang des XIX. Jahrhunderts in Konstantinopel. — Syrische Zustände. — Gegenwärtiges aus Konstantinopel. — Bei den Balkanbauern. — Bei den Albanesen. — Bei den Beduinen und Marokkanern. — Die Blutsegnung in Tripolis. — Das Horoskop in der Medizin. — Mein Freund Hadschi Mustafa. — Das Doktordiplom wird auch im Traume erworben. — Der berühmte Wunderarzt Mohammed Aga Kremli in Stambul. — Vererbung medizinischer Kenntnisse. — Eine Szene in Damaskus. — Die Priester der Moslems, Juden und Christen als Aerzte. — Die Frauen als Doctores. — Die Hebamme als Arzt. — Die berühmte armenische Aerztin Maria Dudu am Hofe Machmuds und Abdul Medschids. — Weibliche Doctores am Hofe Abdul Hamids II. — Marie Siebold. — Seltsame ärztliche Honorare. — Honorare bei den alten Arabern. — Koreanische Parallelen. — Ein chinesisches Mittel gegen Diphteritis.

„O Du, der Mittel wider Krankheit sucht,
Der Arzt ist der, der Dich hat heimgesucht;
Er ist's, der die Gesundheit Dir erfrischt,
Nicht der, der Teriak und Wasser mischt."

Verse des Dichters Hissbiss, gestorben im Jahre 574 der Hidschret.
Vergl. Hammer-Purgstall's „Geschichte der Arabischen Litteratur" II. 193.

Der Ausspruch des Dichters Hissbiss ist das Motto der gesamten türkischen Heilkunde; er ist giltig heute wie vor sieben Jahrhunderten.

In früheren Zeiten waren im Osmanenreiche alle Würdenträger des Hofes und Staates, alle Beamten, Militärs, Zivilisten, alle Angehörigen der Künste und Wissenschaften, des Handels und des Handwerks in Gilden eingeteilt. Die letzte grosse Musterung dieser Gilden wurde im Jahre 1769 vor dem Sultan Mustafa III. abgehalten. Hammer-Purgstall hat einen früheren Aufzug der 46 Gilden mit ihren 554 Unterabteilungen nach einer Schilderung des türkischen Reisenden Ewlia beschrieben.

Dieser Aufzug fand 1634 statt, zur Zeit Murads IV. Als vierte Rotte erschienen damals die Aerzte und die Vertreter aller Innungen, welche mit der Medizin in Verbindung stehen. Die vierte Rotte umfasste zehn Unterabteilungen, von der 59sten bis zur 68sten der gesamten 554. Zuerst zogen die Doctores medicinae universalis vorbei, umgeben von Kranken und den vollständigen Apparaten ihrer Kunst. In zweiter Reihe kamen die Spezialisten für Augenkrankheiten! Ihnen folgten die Tustiadschian, die Verfertiger der Augenschminken. Die Meadschinschian oder Latwergenmacher, welche in der vierten Abteilung sich befanden, stiessen im Gehen Gewürze in Mörsern und bereiteten vor aller Augen in silbernen Schalen köstliche Latwergen, wovon sie im Vorübergehen den neugierigen Frauen in den Mund zu streichen sich erlaubten. Die Dscherrachan oder Wundärzte, als fünfte Gruppe, erschreckten die Zuschauer durch den Apparat ihrer Instrumente, ihrer Messer, Lanzetten, Sägen, Spritzen, Zangen, Schwämme und Binden. Als sechste Gruppe erschienen die Scherbetdschian oder Medikamentenverfertiger. Hierauf kamen, als siebente und achte Gruppe, die Verkäufer von Rosenwasser oder Gülabdschian, und die Oelpresser oder Jaghdschian. An diese reihten sich die Timarhanedschian oder Narrenwärter; sie führten an silbernen oder goldenen Ketten die traurigen und lustigen Narren vor — lachende und weinende, halbnackte oder seltsam ausstaffierte. Die zehnte Abteilung bildeten die Wärter und Diener der Spitäler, die Bimarhanedschian. Am Schlusse schritt der oberste Vorsteher der Aerzte, der Hekimbaschi, begleitet rechts vom Kohalbaschi oder Oberst-Augenarzte, links vom Dscherrachbaschi oder Oberst-Wundarzte, und gefolgt von acht Musikanten.

Der Koran schreibt dem Arzte „ein würdevolles, gesetztes, ernstes Wesen, eine grosse Reinlichkeit, eine elegante Kleidung, einen langsamen schwebenden Schritt“ vor, sagt aber fast nichts über Krankheiten und über das dabei zu beobachtende Verhalten. Die arabischen Aerzte lernten von den persischen, indischen und griechischen; die türkischen wieder hielten sich an die arabischen Theorien, an deren dunkle Diagnostik; ihre Prognostik war: der Wille Gottes; ihre Behandlungsart hauptsächlich: Purganzen, erschlaffende Mittel, Latwergen. Das blieb so durch Jahrhunderte, bis in das erste Drittel des XIX. Sä-

culums. Zu Anfang der dreissiger Jahre des XIX. Jahrhunderts erstattete ein schon im zweiten Kapitel meines Buches erwähnter griechischer Arzt aus Konstantinopel, Fürst Demeter Maurokordato, in einer Berliner Zeitschrift folgenden Bericht über die Sanitätspflege in der türkischen Hauptstadt: „Früher gab es Aerzte der verschiedenen Schulen: Brownianer, Contrastimulisten. Das neue System von Broussais verdrängte dann alle früheren, teils wegen seiner Neuheit, teils wegen der leichten Ausführbarkeit dieser Heilmethode. Auch ein Homöopath versuchte sein Glück; er rühmte sich, Wunder gethan zu haben, aber in Wahrheit misslangen seine meisten Kuren.“ Man unterschied damals sechs Klassen von Aerzten in Konstantinopel. Unter den tausend Heilkünstlern der Hauptstadt und ihrer Umgebung gab es, nach Maurokordato, aber nur drei, die der ersten Klasse — jener der wirklichen gebildeten Aerzte — angehörten. Alle übrigen waren mehr oder weniger Charlatans. Die Klasse der Asklepiaden umfasste solche, welche die Medizin von ihren Vätern und Grossvätern ererbt hatten. Die Apotheker besassen die Mittel, um die Krankheiten zu heilen; weshalb sollten sie dieselben nicht auch anwenden? Die Empiriker nannte man jene, welche anderen Charlatans die Griffe und Kniffe abgeguckt hatten. Seit der Anwendung des Broussais'schen Systems hielten sich die Barbiere mehr als früher noch berechtigt, die Aerzte zu spielen; die Aerzte, welche sich an die Methode Broussais' hielten, wandten ja auch nur Aderlässe, Blutegel und Schröpfmittel an; das konnten die Barbiere ebenso gut oder noch besser. Endlich gab es Doktoren, welche an einer italienischen Universität ein Doktordiplom gekauft hatten; sie waren schon gebildet, wenn sie „Purgare, Clystirisare, Emeticare, Hirudinare“ wussten. Die wahrhaft gebildeten drei Aerzte konnten gegen diese Pfuscher gar nicht aufkommen.

Wenn es auch heute noch in der Hauptstadt eigentlich nur wenig besser ist, falls man von den geringen ehrenhaften Ausnahmen ab sieht, wie muss es da in den Provinzen ausschauen! In Syrien beispielsweise ist der Zustand der ärztlichen Praxis einfach verzweifelt zu nennen. Die vom Egypter Mohamed Ali während seiner kurzen Herrschaft in Syrien dort versuchte Einführung der europäischen Heilkunde hat keine besondere Nachwirkung gehabt. Pfuscher und Quacksalber blieben immer noch

mehr angesehen, als gelehrte Aerzte. Und auch letztere, solche besonders, die im Lande selbst studiert haben, sind nicht besser als die Wunderdoktoren. Die Zahl wirklich ernster Doktoren ist gering und umfasst die wenigen, von der Regierung angestellten Europäer. Die medizinische Litteratur ist bloss dem Namen nach bekannt, und man weiss nur die längst überholten Lehrer zu nennen, wie Ibn Sina, Abul Kasim, Rhasi. Aber auch dies Geringe ist blos Tradition; Schriften sind wenige im Umlaufe, hauptsächlich: eine Materia medica und Therapeutik von Dawud al Bassir al Antaki; eine andere von Masih Ibn Jahja von Damaskus; Uebersetzungen einzelner Schriften von Aristoteles, Hippokrates, Galenus. Schon der Besitz einer einzigen dieser Schriften gibt einem das Recht, sich Doktor zu nennen.

Eine Schilderung der Sanitätszustände zu Damaskus, wie sie vor nicht langer Zeit bestanden und fast unverändert heute noch fortbestehen, fand ich in einem Briefe des christlichen Syrers Michael Messchaka an einen Europäer:

„Die hiesigen Aerzte erlernen ihre Kunst durch Ueberlieferung von Geschlecht zu Geschlecht, „halafan an salafin.“ Es sind ihrer ungefähr 60 Moslems, Christen und Juden, die in drei Klassen zerfallen. Die erste, bloss aus etwa vier Personen bestehend, verfährt nach den neueren Grundsätzen; ihre Mitglieder sind Zöglinge der egyptischen medizinischen Schule. Die zweite Klasse, sechs Mann zählend, hält sich an die alten Prinzipien und empfiehlt die entsprechende Heilkunde als die allein richtige. Die dritte Klasse begreift in sich die Pfuscher, welche „Al mutataffilin ala s sina a“ genannt werden. Viele von diesen können nicht einmal lesen. Ihr Gewerbe blüht, ihre Fehler füllen die Erde. Die Wundarzneikunst wird von unwissenden Barbieren betrieben. Ungefähr 40 sind ihrer vorhanden; von ihnen kann der Aelteste nicht einmal lesen, geschweige denn, dass er wissenschaftliche Bildung besitzt; aber man muss gestehen, dass er durch empirische Ueberlieferung von seinen Vorgängern sich doch ganz gut auf die Praxis versteht. Die Augenärzte, etwa 20 an der Zahl, sind meistens Drusen. Vier von ihnen kurierten wenigstens nach den alten Kunstprinzipien. Die übrigen sind aber vollständige Ignoranten; wer sich von ihnen behandeln lässt, wird blind. Dann gibt

es noch einige europäische Aerzte und einige türkische, die zum Teil wirklich etwas wissen, zum Teil aber noch unwissender sind, als die Araber selbst. Einige sind Militärärzte, andere behördlich angestellte Armenärzte. Wenn ein Militärarzt zur Behandlung eines Stadtbewohners herbeigeholt wird, so verlangt er ein für die Armut der Leute unerschwingliches Honorar; und dann verschreibt er meistens noch die Medizin vom Apotheker, der sich unmässige Preise bezahlen lässt. Die Armenärzte kurieren allerdings unentgeltlich, aber nur an bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden und nur bei sich zu Hause. Muss ein armer Kranker das Bett hüten, so ist er gezwungen, den Arzt zu bezahlen. Wir sehen es vor Augen," — so schliesst Michael Messchaka seine Betrachtung — „dass durch ungeschickte und fehlerhafte ärztliche Behandlung mehr Menschen umkommen als durch blutige Schlachten. Deshalb sollte die Regierung auf diesen wichtigen Gegenstand aufmerksam gemacht werden, weil Sorge für die Gesundheit der Unterthanen die Hauptbedingung der Blüte eines Landes ist, insofern dadurch seine Bevölkerungszahlen vermehrt und die Eltern für die Erziehung der Kinder erhalten werden. Denn das Verwaistsein ist eine der vorzüglichsten Ursachen des Hinsterbens der Kinder. Darum bitten wir Gott um gnädige Gewährung der Mittel zur Erlangung wahren Glückes."

Trotz aller Fortschritte, welche die Regierung des gegenwärtigen Sultans Abdul Hamid II. auf dem Gebiete der gelehrten Medizin erzielt hat, sucht das Volk sowohl in der Hauptstadt als auch in den Provinzen noch immer am liebsten bei Wunderdoktoren, Wahrsagern, Derwischen, Priestern und alten Weibern seine Zuflucht. Der Barbier mit seinen Rasiermessern und seinen Blutegeln wird dem studierten Chirurgen stets vorgezogen.

Sind doch auch die christlichen Balkanstaaten, die Europa um so viel näher liegen als das osmanische Reich und die ganz europäische Einrichtungen haben, noch durchwegs Dorados der Kurpfuscherei. Die christlichen Balkanbauern bereiten sich bei kleinen Uebeln selbst ihre Hausmittelchen und erproben sie unter Hersagen altüberlieferter Zaubersprüchlein. In ernsten Fällen nehmen sie die Hülfe des Bajatsch oder der Bajaliza in Anspruch oder berufen den Wratschar oder die Wratschariza.

Bajaz ist ein Besprecher; Wratschar ein Mann, der halb Zauberer, halb Kurpfuscher ist.

Die Albanesen sind ein gesundes Volk. Unempfindlich für rauhe Witterung, gewöhnt an Strapazen, wissen sie gewöhnlich nichts von Krankheiten, bis der Tod sie bezwingt. Befällt sie eine Krankheit, so wenden sie sich an den Zauberer; studierte Aerzte werden von ihnen fast nie zu Rate gezogen. Im Jahre 1850 gab es nach einem Berichte von Robert in ganz Albanien kaum zehn griechische Aerzte, die in Pisa, Wien und Paris studiert hatten. Heute ist die Zahl der gebildeten Aerzte im Lande der Gegen und Tosken kaum viel grösser; diese Wenigen leben als Angestellte der Regierung in den grossen Städten; auf dem Lande müssten sie verhungern. — Entsetzliche Furcht vor Zauberei beherrscht die sonst nicht mutlosen Beduinen. In Allem wittern sie Hexerei, Krankheitszauber. Kranke wenden sich an weise Männer und Frauen, um sich entzaubern zu lassen. In den Tiefen nächtlicher Unkultur lebend, halten sie nun .jeden nur irgendwie geistig Höherstehenden für einen weisen Mann, ein übernatürliches Wesen. In einigen Gegenden Arabiens, besonders unter den Schiiten im Südosten der Halbinsel, ist es Gebrauch, den Nachkommen Hassans, den sogenannten Ssaids, die Hände zu küssen und zu beriechen; dies geschieht nicht aus Ehrfurcht und Frömmigkeit, sondern deshalb, weil der Geruch des Ssaids vor Zauber Schutz verleiht und Segen und Gesundheit bringt. — In Marokko vertraut man sich besonders gern den Wunderkuren der Schürfa oder Schurafa, Nachkommen des Propheten und heiliger Männer, an; ihr Speichel ist heilkräftig. Unter diesen frommen Aerzten gibt es sogenannte Feuerdoktoren, die ihre Patienten nur mit glühendem Eisen behandeln. — In Tripolis ist man überzeugt, dass die einheimischen Zauberdoktoren jede Krankheit heilen können. Diese Doktoren sagen, dass sie das Geheimnis der „Blutsegnung“ besitzen: Der Patient kniet nieder, der Arzt nimmt Feuerstein und Stahl heraus, ruft: „Bismillah, im Namen Gottes!“ schlägt Funken und sagt eine Sure des Korans her. Und die Prozedur ist fertig, das Blut des Kranken gesegnet, und die Heilung kann nicht ausbleiben. Bemerkenswert ist, dass Allah nur demjenigen „die Kraft der Blutsegnung gewährt, der viele Köpfe von Ungläubigen abgeschlagen hat.“

Die Volksärzte in der Türkei stellen häufig gleich den griechischen Astrologen das Horoskop. Sie fragen den Kranken: „Wie heisst du? Wie heisst dein Vater? Wie deine Familie und dein Stamm?“ Diese Namen schreiben sie dann auf und rechnen den Ziffernwert der Buchstaben zusammen, ziehen ab, vervielfältigen, teilen und machen allerlei Hokuspokus, bis sie die günstigen Gestirne des Patienten und die ungünstigen, die den Ausbruch seiner Krankheit verursacht, herausgefunden haben. Sie bestimmen hierauf nach dem Horoskop die Art der Behandlung und die günstigste Zeit des Arzneinehmens.

Gestern noch sass Hadschi Mustafa im Bazar und verkaufte Grünzeug und Melonen. Wie ist die Welt überrascht, am heutigen Morgen statt des Gemüses und Obstes lange Reihen von Medizinflaschen in den verschiedensten Grössen zu finden, Kräutersäcke und Pulverbüchsen!

Hadschi Mustafa sitzt vorne am Eingang seiner Bude, hat vor sich ein dickes altes Buch und leiert unermüdlich Seite um Seite herunter. Kommen die Kunden und fragen: „Salem aleikum! Hadschi Mustafa, was ist geschehen?“ Dann hebt Hadschi Mustafa das ernste Antlitz und entgegnet: „Allah ist gross! und sein Prophet Mohammed erschien mir nachts im Traume und verkündete mir: Ich sei von Allah bestimmt worden, fortan die Leiden der Menschen zu lindern!“

Und alles verneigt sich vor Mustafa und murmelt: „Allah ist gross, sein Wille geschehe! . . . Inschallah!“ Solch ein Traum genügt den strengsten Forderungen des ärztlichen Befähigungsnachweises; Gross und Klein eilt zum Doktor von Gottes Gnaden.

Da die wirklichen Aerzte den Puls fühlen, so fasst auch Hadschi Mustafa Efendi seine Patienten irgendwo am Arme und schaut dabei mit affektierter Verzückung bald zum Himmel, bald zur Erde. Schliesslich sagt er dem Kranken mit ernster Stimme: „Hole ein Stückchen Scherbe!“ Dieses Wort, gleichlautend mit dem deutschen Worte Scherbe, bedeutet ein Trinkgefäss aus Thon, das porös ist und infolgedessen das Wasser frisch und kühl erhält. Scherbestücke findet man auf allen Gassen. Der Kranke holt also schnell das Verlangte und reicht es dem Hadschi. Nun muss der Patient einen Finger in das dicke Buch — gewöhnlich ist es der Koran — stecken, der Arzt schlägt

die berührte Seite auf und liest andächtig die Stelle oder den Vers ab, worauf des Patienten Finger ruht; dann taucht er seine Schreibfeder in das Tintenfass und schreibt auf den inneren Rand der Scherbe den Vers nieder; darauf greift er nach einer beliebigen Medizinflasche — die göttliche Inspiration lässt ihn die richtige erraten — und giesst auf das Geschriebene soviel hinauf, bis sich Schrift und Medizin verwischen. Und das Heilmittel ist fertig! Folgende Gebrauchsanweisung wird zum Schlusse dem Kranken zuteil! „Gehe jetzt nach Hause; dort nimm die Scherbe in die rechte Hand und schreite dreimal um die Beluah — die Senkgrube — deines Hauses von rechts nach links und sage mit zum Himmel gerichtetem Blicke den Vers, den ich früher dir vorgelesen. Dann nimm die Scherbe in die linke Hand und gehe um die Beluah von links nach rechts und sprich abermals den Vers. Und dann trinke die Medizin aus der Scherbe und du wirst gesund werden, Inschallah, so Gott will!" Inschallah, wenn Gott will! Geht es dem Patienten trotz des verordneten Heilmittels schlechter oder stirbt er gar — nun, des Hadschi Mustafa Schuld ist das nicht; Gott wollte es so, und gegen Allahs Willen kann man nichts ausrichten. —

Schwerkranke bestellen sich die Wunderdoktoren aus dem Bazar nach Hause. Wenn solch ein Arzt zu einem Kranken gerufen wird, dann reitet er niemals auf geradem Wege hin, sondern zieht kreuz und quer und steigt mehrmals absichtlich vor unrichtigen Häusern ab, um den bösen Geist irre zu führen, der sich an ihn herandrängt und die von Allah inspirierten Heilungswunder zu stören sucht. — Wie bei Tischlern und Schlossern sich das Handwerk von einem Geschlecht auf das andere vererbt, so vererbt sich in manchen Familien des Orients das Handwerk des Arztes. In den Provinzen, wo es keine Drogengeschäfte und keine Apotheken gibt, verschaffen sich diese Aerzte ihre Medikamente bei Verkäufen der Vorräte, die abgereiste oder verstorbene europäische Aerzte hinterlassen haben. Die in Massen wahllos aufgekauften Arzneien, von deren Nützlichkeit oder Schädlichkeit sie nicht die geringste Ahnung haben, verwenden sie nach einem einfachen System: eine Arznei nach der anderen wird aufgebraucht! Verwechselung innerer und äusserer Mittel und tötliche Vergiftungen sind die natürlichen Folgen der häufig Jahrzehnte lang dauernden Wirtschaft dieser Giftmischer.

Vor mehreren Jahren geschah es, dass sich in Stambul ein gewisser Mohammed Aga Kremli eines Abends als ganz gewöhnlicher Kapudschi oder Thorwächter niederlegte, aber nach einer traumreichen Nacht am anderen Morgen als ein dreifach begnadeter Weiser der Wissenschaften erwachte: als Münedschim, Sihirbas und Hekim, als Astrologe, Wahrsager und Arzt. Aga bedeutet einen, der nicht lesen und nicht schreiben kann; Mohammed Aga konnte also nicht lesen und nicht schreiben; um so wunderbarer wirkte seine thatsächlich aus den Fingern gesogene Gelehrsamkeit. Denn er heilte durch eine blosse Berührung seiner Finger mit der kranken Stelle. Er nahm als Honorar niemals mehr als einen Piaster für die Ordination, begnügte sich aber auch mit Naturalien. Trotzdem wurde er schnell ein reicher Mann, denn von Morgens früh bis zum Untergang der Sonne drängte sich ganz Stambul vor dem Eingang seiner Bretterbude.

Aehnliches hat schon der bekannte gelehrte Orientalist Dr. J. G. Wetzstein im XI. Bande der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, bei Beschreibung des Marktes von Damaskus, über die syrischen Kurpfuscher berichtet: Auf diesem Markte sieht man die Bude des Herrn Sanitätsrates, schlechthin Hekim genannt. Aber ein türkischer Soldat, der — fest eingewickelt in seinen Kukulija-Mantel, das Haupt bedeckt mit der Kabut oder Kapuze — mit Zähneklappern herantritt und erklärt, dass er die Dôra, Anfälle von kaltem Fieber, heute bereits zum sechsten Male habe und Chinaholz wünsche, nennt, als ein schon mit der Zivilisation durch die Armee in Berührung gekommener Mensch, den Doktor doch höflich: „Hekim Baschi Efendi, Herr Oberarzt." Dieser erwidert dem Soldaten, dass er ihm Chinin geben wolle, was besser sei als das Holz, denn es komme aus Marsilia, Marseille. Die fränkische Herkunft des Medikaments aber macht den Soldaten misstrauisch:

„Was?" sagt er, „sind denn die Franken gute Aerzte? Ich habe mein Fieber verheimlicht, um nicht in ihre Hände zu fallen. Denn in unserem Hastehane, dem Militärspital, sind fast lauter fränkische Aerzte." „Mein Sohn," entgegnet der Herr Sanitätsrat, „haben sie uns denn nicht alle guten Bücher weggetragen und daraus die Geheimnisse unserer Väter gelernt? Sie haben daher gute Aerzte, aber diese kommen nicht hier-

her . . ." Hinter dem Hekim Baschi Efendi sieht man seine Apotheke, zwei kleine Reihen Büchsen und Fläschchen mit Pillen und Mixturen, die er selbst fabriziert. Er verdient kaum eine Medschidje täglich. Aber er wäre damit doch zufrieden, wenn er nicht immer sehen müsste, dass die beiden Charlatans, deren Buden gegenüber der seinen sich befinden, mehr verdienen. Der eine ist ein Kahhal, ein Augenarzt. Für alle Leiden der Augen hat er nur eine Salbe und nur ein Instrument, den Mil, ein stumpfes rostiges Messer. Manchmal, wenn er einen schweren Patienten so gleichmütig behandelt, ruft ihm der Hekim Baschi Efendi in gerechter Entrüstung zu: „Ah Kahhiluh bir-rumh, jâ ahî, wallâhi ahsan min mîlak! Ach, mein Bruder Augenarzt, salbe ihn gleich mit der Lanze, sie ist besser als dein Mil." Einen mit der Lanze salben, das ist ein arabischer Euphemismus für: blenden. Aber der Kahhal lässt sich nicht rühren; oder er antwortet schlau: „Wir Alle sind in der Hand des allgewaltigen Gottes." Ein Zweifel daran, eine neue blosse Entgegnung wäre Gotteslästerung. Der Hekim Baschi ist geschlagen und schweigt . . .

Der andere unangenehme Nachbar ist der Barbier, El Hallâk. Seine Bude ist laternenartig durchsichtig, damit schon von der Strasse aus sich Jedermann überzeuge, mit welcher Geschicklichkeit er den vollsten Schopf in eine totale Glatze verwandelt oder einem zwischen seine Kniee geklemmten Kinnbacken den bösen Zahn ausbricht. An der Wand sieht man bei ihm ein altes messingenes Asterlab, soll heissen: Astrolabium, welches andeutet, dass der Mann auch die Kunst, in den Sternen zu lesen, verstehe. Sein gesamter chirurgischer Apparat liegt offen da. Vor der Thür der Bude ist ein stattlicher weisser Bagdader Esel angebunden, wie ihn nur äusserst vornehme Leute reiten, mit rotsammtnem ägyptischem Sattel und vergoldetem Stirnband; das soll die Kunden aneifern, schnell einzutreten, da der gesuchte berühmte Hallâk im Begriffe stehe, zu einer vornehmen Kundschaft zu eilen, um Schröpfköpfe oder Blutegel zu setzen oder zur Ader zu lassen, oder auch um Hieb- und Stichwunden zu verbinden. Dieser Barbier hat nicht einmal das Idschaset el Dscherrach, das Fähigkeitszeugnis des Wundarztes, kann nicht einmal schreiben oder lesen, also auch die kufischen Charaktere seines alten andalusischen Toledo-Asterlabs garnicht verstehen.

„Ich aber," denkt sich der betrachtende Herr Sanitätsrat, „ich bin ein wahrer Doktor, der in Massr" — wie man in Damaskus für Missr, Aegypten, sagt — „an der grossen Medresset el Azharîje die innere und äussere Medizin studierte und mein Diplom besitze und fortwährend noch im Galînus und Bukrat lese, deren Werke in vier grossen Folianten neben mir liegen. Allah jirham Ibrahim Pascha! Ah dolet el mesaruwe!" seufzt der Doktor „Gott erbarme sich Ibrahim Pascha's, ach, dass die ägyptische Herrschaft unterging! Sie war streng, wir hatten viel zu zahlen. Aber es gab Gerechtigkeit, der Barbier musste beim Barte bleiben!"

Eine besondere Abart bilden die Priester aller Religionen als Heilkünstler. Man befragt sie besonders für Geisteskrankheiten, Krämpfe, Epilepsie, Wechselfieber, Lähmungen, Unfruchtbarkeit, Kopfschmerzen, Augenleiden, Zahnschmerzen, Schlaflosigkeit. In solchen Krankheiten schreiben Moslems, Juden und Christen den Priestern, den Dienern Gottes, am ehesten die göttliche Macht zu, das Uebel zu heilen, weil man die Ursachen dieser Krankheiten in dem Einflusse böser Geister vermutet. Bei den Hebräern war ebenfalls Jehova der oberste Arzt, die Priester vermittelten seine Hülfe. Die türkischen Hodschas, Hadschis und Imams sitzen in ganz Stambul auf den Gassen und erteilen da öffentliche Ordinationen; es ist eigentümlich anzuschauen, wie eine verschleierte Mohammedanerin sich vor einem solchen Strassendoktor niedersetzt und sich an allen Körperteilen betasten lässt, während sie sonst beim blossen Begegnen mit einem Manne scheu ausweicht. Eine andere Merkwürdigkeit ist es, dass die Türken oft zu den christlichen Priestern, die Christen oft zu den Türken gehen, um Rat zu erbitten. Bei Zahnweh, Kopfweh und kleinen Nervenleiden lassen sich die Moslems von den Priestern Zettelchen mit Koransprüchen geben, die sie dann bei sich tragen oder in eine Mauerritze ihres Wohnhauses stecken. Auch stehen fast überall wunderthätige Bäume, an die der Kranke einen vom Priester gesegneten Lappen hängt, in grossem Ansehen. Bei heftigeren Leiden geht man in die Moschee, lässt sich hier aus dem Koran vorlesen und vom Priester anschreien, anhauchen und massieren. Der Christ lässt sich in ein Kloster tragen und durch heilige Mittel dort die Krankheit, die Folge einer Hexerei, austreiben. Die palästinensischen Juden rufen,

sobald sie erkranken, den Beschwörer oder die Beschwörerin. Von den Sephardim sind viele der Zauberheilung kundig. Sie bestreichen den Erkrankten mit einem Kamme oder Messer, während sie die Namen der Patriarchen Abraham, Isaak, Jakob oder auch den Namen Moses geheimnisvoll aussprechen. Ich erinnere mich ferner besonders lebhaft jener merkwürdigen Konsultation, die ich einst auf einer kleinasiatischen Reise gesehen: in dem berühmten Tempel des Aeskulap bei Pergamon in Kleinasien hat sich ein Derwisch niedergelassen, der Geschwüre mit Amuleten heilt — sic tempora mutantur!

Die ältesten Volksärzte der Serben waren die Frauen. Dies rührte, wie Dr. Wladan Gjorgjewitsch, der berühmteste Arzt Serbiens und ehemalige Ministerpräsident, sagt, wahrscheinlich noch aus der vorchristlichen Zeit her, in welcher die Frauen die Priesterinnen und Prophetinnen der heidnischen Götter waren, weil jede Krankheit als eine Strafe Gottes aufgefasst wurde, und deswegen jede Hilfe einzig und allein bei den Priestern und Priesterinnen gesucht werden konnte. Diese Auffassung der Krankheiten hatte wieder zur Folge, dass die Priester am ehesten Kranke zu sehen bekamen, dass sie die mannigfachsten Beobachtungen über verschiedene Krankheiten zu machen Gelegenheit hatten; und durch die Ueberlieferung dieser Erfahrungen vieler Priestergenerationen entstand die empirische Heilkunst, welche sich alsbald von der Religion als selbständiges Metier abzweigte, sobald das Beobachtungsmaterial zu gross wurde, um von einem Menschen zugleich mit der Religion beherrscht werden zu können. Mit der Verbreitung des Christentums bekamen die Priester und Priesterinnen der alten Religion immer mehr Musse, sich ausschliesslich der Volksmedizin zu widmen.

Der Kampf zwischen dem Christentume und der alten Volksreligion bei den Serben war — wie Gjorgjewitsch fortfährt — besonders langwierig und heftig. Die heidnischen Priesterinnen und Prophetinnen wurden von ihren glücklicheren christlichen Kollegen so unbarmherzig verfolgt, dass sie bald gezwungen waren, in die damals noch jungfräulichen Urwälder zu flüchten; dort fristeten sie verborgen ihr Leben, sammelten die heilenden Kräuter und behandelten die Kranken, von denen sie aufgesucht wurden. Die dankbare Volkspoesie hat um diese Ver-

folgten einen reizenden mythologischen Schleier gewoben, sie hat aus diesen Frauen eine besondere Abart ihrer Feen — der Vila's — geschaffen, die sogenannten „Vile vidarice," die wundheilenden Feen . . . Von ihrem irdischen Ursprung zeugen bloss ihre Liebesverhältnisse mit manchem Helden der Volkspoesie und ihre Kinder; sonst aber werden sie als überirdische Wesen besungen, welche auf mächtigen Schwingen durch die Lüfte fahren, um überall, wo sie zur Hilfe angerufen werden, sogleich zu erscheinen; als Wesen, welche ewig jung und ewig schön bleiben. Mit dem Aussterben dieser zu Feen idealisierten Priesterinnen der alten Volksreligion ging auch die Heilkunst allmählich in profane Hände über.

In Albanien wird noch heute fast die gesamte Volksmedizin von Weibern ausgeübt. Diese beschränken sich auf Besprechungen und auf magisches Heilverfahren. Ihre Künste sind in der Familie erblich. — Stark verbreitet ist das Wirken weiblicher Aerzte in Konstantinopel. Diese Frauen haben geschriebene Heilungsbücher und üben trotz aller Verbote eine lebhafte Praxis gegen Bezahlung. — Die Kabli oder Hebamme ist in Bagdad bei einer Geburt die Hauptperson. Ihr wird geschmeichelt, gehuldigt. Während sich die Wenigsten um die Wöchnerin selbst kümmern, erweist man der Hebamme die zartesten Aufmerksamkeiten. Als Honorar erhält die Hebamme in Bagdad selbst bei wenig wohlhabenden Familien meistens fünf, oft aber auch zehn Pfund. Monatelang, ja jahrelang kommt sie dann von Zeit zu Zeit ins Haus und beansprucht ihren Tribut beim Zahnen, bei den ersten Geh- und Sprechversuchen des Kindes. Diese Sitte besteht übrigens mehr oder weniger auch in den übrigen Ländern des türkischen Reiches. Bei Krankheiten des Kindes wird vor allem seine Hebamme befragt. Im Harem behandelt die Ḳabli alles. Ihr ist nichts zu schwer und nichts unergründlich; an die schwierigsten Fälle wagt sie sich heran. Stark unterstützt wird dieser Missstand dadurch, dass das weibliche Geschlecht im Orient sich nur schwer entschliessen kann, sich an einen männlichen oder gar an einen fränkischen Arzt zu wenden.

In Konstantinopel war eine Armenierin, Maria Dudu, vor einem halben Jahrhundert zu ungeheurem Ansehen als Aerztin gelangt. Sie spielte auch in den Sserais der Sultane jener Zeit

eine grosse Rolle. Ihre Spezialität war die Behandlung eines Leidens, das man Gelentschik nennt und welches angeblich die damaligen gelehrten Aerzte weder erkannten, noch zu behandeln verstanden. Professor Rigler erklärte das Gelentschik als das Oedem, entstanden durch allmählich eingetretene mechanische Hindernisse des Kreislaufs im Herzen und in den grossen Gefässen; durch gehinderte Ausscheidung der wässerigen Bestandteile des Blutes, wie bei chronischen Nierenkrankheiten; durch die Unmöglichkeit, die verbrauchten festen Elemente des Blutes zu ersetzen, wie nach Krankheiten der Leber, Milz oder Lunge; oder durch chronischen Wasserkopf. Der Glaube an die Heilkunst der Armenierin war so gross, dass beim Erscheinen eines Oedems die Aerzte sofort entlassen wurden, um der Armenierin Platz zu machen, oder dass man die Armenierin heimlich neben den Aerzten zu Rate zog. Der bedeutende Ruf der Maria Dudu stammte schon aus der Zeit des Sultans Machmud. Damals war der Prinz Abdul Medschid, späterer Sultan, nach Scharlach oder Masern an Anasarca erkrankt; die Aerzte erklärten den Zustand des Patienten als bedenklich, aber Maria Dudu stellte den Prinzen leicht her. Sie wurde zum Lohne dafür dem ärztlichen Personal des Palastes eingereiht und seither bei allen Krankheitsfällen im kaiserlichen Sserai zu Rate gezogen. Sie bildete in ihrer Familie weibliche Aeskulape heran, welche sich an den verschiedenen Punkten der Hauptstadt ansiedelten und als Gelentschiktschi unglaublichen Zulauf erhielten; noch heute sollen Enkelinnen dieser merkwürdigen Frau existieren und praktizieren. Die Arzneien, welche sie gaben, bestanden nach Riglers Untersuchung aus: Orangenwasser, Regenwürmern, Bezoarstein, Ambra grisea, Nitrum, Graecum album, Coccinella; sie wurden „rotes Wasser“ genannt. Die Frauen dehnten ihr Wirken auf die gesamte Medizin aus, so dass bei jedem hartnäckigen, gefahrdrohenden Leiden schliesslich als zur letzten Hoffnung zur Hülfe eines Mitgliedes der Familie Maria Dudu gegriffen wurde.

Die Persönlichkeit der Maria Dudu ist so interessant, dass ich gern alles mitteilen möchte, was von ihr bekannt geworden ist. In den Berichten des Kronstädter Arztes Dr. Honigberger, der auf seiner Reise nach Indien um jene Zeit, da Maria Dudu

wirkte, in Konstantinopel weilte, finde ich Einiges zur Ergänzung dessen, was Professor Rigler erzählt hat.

„Zu eben derselben Zeit, als ich in Konstantinopel mich aufhielt" — so schreibt Honigberger — „war der Kronprinz Abdul Medschid, der Sohn Sultan Machmuds, gefährlich erkrankt. Man sagte mir, dass der Sultan die Aerzte, die seinen Sohn ganz verkehrt behandelt hatten — Engländer, Franzosen, Griechen und Türken — fortgeschickt hätte und dass mein Glück für immer gemacht wäre, wenn ich ihn wiederherstellen könnte. Ich erwiderte, dass ich die ärztliche Regel: Noli accedere, nisi vocatus, wohl kenne und stets beobachtet hätte, weshalb ich mich erst müsse bitten lassen, und wenn es von Seiten des Sultans selbst wäre, den Prinzen in Behandlung zu übernehmen. Inzwischen war der Sultan so glücklich gewesen, für seinen Sohn einen Arzt zu finden, wie er sich ihn nur immer wünschen konnte; denn schon in einigen Tagen war der Prinz wieder im vollkommenen Besitze seiner früheren Gesundheit. Nun liess der Sultan die Aerzte, welche den Prinzen von Anfang an behandelt hatten, wieder in das Sserai bescheiden, und stellte ihnen den Wiedergenesenen mit der Frage vor, ob sie ihn auch wirklich als solchen anerkenneten. Die Aerzte konnten nicht umhin, ihre Verwunderung über die unerwartet schnelle Heilung auszudrücken und damit den Wunsch zu verbinden, den Arzt zu sehen, der so Unglaubliches in so kurzer Zeit geleistet hatte. Da öffnete der Sultan die Thüre eines Seitengemaches, aus welchem — eine türkisch gekleidete Armenierin hervortrat, welche der Sultan lächelnd den verblüfften Aerzten als den Wunderdoktor vorstellte, welchem sein Sohn die Rettung verdanke. Hiermit nicht zufrieden, liess der Beherrscher der Moslim, um die Frau zu ehren, in allen Christenkirchen Konstantinopels öffentlich bekannt machen, dass die Mariam khatun — die Dame Maria — den Kronprinzen vollkommen geheilt habe, und dass sie die einzige sei, welche die Krankheit, Gelinjik genannt, zu heilen verstehe. Gelinjik ist nämlich ein türkisches Wort, abgeleitet von „Gelin — Braut" und heisst soviel als bräutliche Krankheit; im griechischen nennt man sie Nymphizze — von „Nymphe, die Braut" . . . Es ist eine Art Kachexie oder Hydrops alba. Sie war beim Kronprinzen infolge der Masern entstanden und liess einen üblen Ausgang befürchten, indem der jüngere Bruder des Kronprinzen kurz vor-

her ebenfalls an den schlecht behandelten Masern, wobei man ihm zur Ader gelassen hatte, gestorben war. Was die Kur selbst anbetrifft, welche die Armenierin anwandte, so hat man sich darüber folgendes erzählt, was ich so wiedergebe, wie ich es an Ort und Stelle gehört habe. Sie soll den Kronprinzen in einen geheizten Tandur — Backofen — gesteckt und zum heftigsten Schweisse gebracht haben; darauf habe sie ihn mit dem Dunste von gebratenem Wieselfleisch — welches gleichfalls Nymphizze heisst — eingeräuchert und am ganzen Körper mit Oel eingerieben. Nebst dieser äusseren Behandlung hat sie ihm — sagt man — auch innere Mittel eingegeben, wovon folgende drei Spezies die Hauptingredienzien gewesen sein sollen, nämlich: Ambra grisea, Coccinella und Lumbrici terrestres; daneben wurde eine strenge Diät gehalten; kein Fleisch, nicht einmal eine Brühe, sondern nur leicht verdauliche Fischspeisen — vom Fische gelinjik balugi, der den Namen der Krankheit hat — durften vom Kronprinzen genossen werden. Da diese Krankheit in der türkischen Hauptstadt häufig vorkommt und das Wieselfleisch ein gesuchter Artikel ist, so verkaufen es die dortigen Drogisten in getrocknetem Zustande. Ueberdies giebt es in Konstantinopel mehrere Christenweiber, sowohl Griechinnen als Armenierinnen, die sich mit dem Kurieren dieser Krankheit abgeben, deren Hauptmittel grösstenteils das Album graecum sein soll. Als charakteristische Zeichen der in Rede stehenden Krankheit giebt man folgende an: Meistenteils entsteht sie nur allmählich, entweder auf schlecht behandelte hitzige Ausschläge, vorzüglich auf Masern, oder nach einem plötzlichen Schrecken, nach starken Ermüdungen. Man erkennt sie an dem sichtbaren Pulsieren hinter den Ohren und an anderen Teilen. Am Handgelenke ist der Puls höher als gewöhnlich zu fühlen. Die Augen und Füsse sind ödematisch angelaufen. Die Lippen sind weiss und blass. Im Gehen zeigt sich Kurzathmigkeit und Schwächegefühl in den Knieen. Endlich gesellt sich ein schleichendes Fieber hinzu, das gewöhnlich die Abzehrung und den Tod herbeiführt.“ —

Im Harem Abdul Hamids II. spielen natürlich ebenfalls viele weibliche Aerzte grosse Rollen. Denn in diesem von der Welt abgeschlossenen Raume bleiben Aberglaube und traditionelle Sitten fast unveränderlich. Vor allen Dingen sind es die Hebammen,

die bedeutenden Einfluss gewinnen. Paul de Regla hat dem Wirken der „blutigen Hebammen", die sich nicht mit der Geburtshülfe allein, sondern auch mit der Engelmacherei befassen, ein ganzes Buch — „Les Mystères de Constantinople" — gewidmet. Lange Jahre wirkte die Französin Madame Branzeau als Hebamme im Jildis Kjöschk; diese Dame wurde einmal in Jalowa von Räubern entführt, aber von des Sultans Privatmitteln ausgelöst; ihre Abenteuer habe ich in meinem Buche „Der kranke Mann" erzählt. Aber auch ein weiblicher wirklicher Doctor medicinae ist gegenwärtig bei dem Sultan und den kaiserlichen Haremsdamen persona gratissima: die Deutsch-Russin Fräulein Marie Siebold. Der Ruf dieser Dame ist so gross, dass auch die Königin Draga von Serbien sie nach Belgrad bringen liess.

Das Honorar, das die Wunderärzte erhalten, ist geringfügig. Ich war einmal Zeuge, wie ein berühmter Heilkünstler als Honorar von einem Patienten eine Melone, ein Stückchen Käse und zehn Para in barem Gelde erhielt. Ein Zehn-Parastück ist die kleinste Blechmünze des Landes.

Ueber die ärztlichen Honorare galten zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, nach Maurokordato, folgende Regeln: Die Einheimischen wandten sich am liebsten an Aerzte, die gleich die Arzneien lieferten, denn sie fanden es drückend, die Visite bezahlen zu müssen und dafür nur ein Stückchen Papier zu erhalten, für das sie beim Apotheker wieder zahlen mussten. Früher bezahlte man für jede Visite einen oder zwei Dukaten, später nur einen bis zwei Thaler. Die angesehenen Aerzte liessen sich immer von Bedienten begleiten, die von den Kranken extra bezahlt werden mussten. Häufig wurde — was übrigens auch jetzt der Fall ist — ein Basarlik, ein Handel, zwischen dem Kranken und dem Arzte abgeschlossen. Es wird um die ganze Behandlung gehandelt. Ist man einig, so erlegt der Patient die Hälfte sofort, der Rest ist nach der Herstellung des Kranken fällig. Der Kranke glaubt dann, der Arzt habe dadurch ein Interesse, die Heilung zu beschleunigen. Ist der Patient geheilt, so verheimlicht er dies oft, um die Bezahlung des Restes hinauszuziehen. Andererseits veranlasst der Arzt den Patienten, wenn er diesen verloren sieht, aufs Land zu reisen, damit man ihm nicht unmittelbare Schuld beimessen könne.

Ein fränkischer Arzt erzählte folgende Geschichte: „Ein Araber, der im Gewürz-Bazar eine Bude hatte, erkrankte. Anstatt mich rufen zu lassen, wartete er, bis ich bei ihm vorüberkam. Er rief mich an, erzählte mir sein Leiden und sagte: Schliessen wir einen Handel ab! Ich erkannte ein intensives biliöses Fieber. Nach langem Reden wurden wir endlich einig; ich sollte ihn für hundert Piaster heilen und ihm dafür auch die Medikamente liefern. Er zahlte 50 Piaster sofort. Ich schickte ihm 5 Tage lang täglich eine grosse Flasche Arznei; am fünften Tage war er fast geheilt. Er wollte aber den Rest des Honorars nicht bezahlen und sagte deshalb, er sei noch lange nicht gesund. Ich sandte ihm infolgedessen noch 5 Tage dieselbe Medizin, doch war sie durch Zuthat eines anderen Syrups anders gefärbt. Am zehnten Tage wollte er noch immer nicht zahlen. Ich gab ihm ein starkes Abführmittel. Am anderen Morgen bei Sonnenaufgang liess er mich schleunigst holen. Er klagte bitterlich, dass es ihm wieder äussert schlecht ergehe. Was willst du? fragte ich, Allah ist gerecht, seine Arzeneien haben eine verkehrte Wirkung, wenn der Kranke den Arzt betrügen will. — Amin, Amin! stöhnte er, befreie mich von dieser Folter, ich zahle alles, was du verlangst! — Und er blechte die restlichen 50 Piaster, und am anderen Tage schon stand er wieder in seiner Bude. Wir wurden die besten Freunde.“ — Gegenwärtig zahlt man in der Residenz und in den grossen Städten einem diplomierten Arzte 20 Piaster für die Visite; renommierte Spezialisten erhalten $^1/_2$ bis 2 Pfund.

Der Kuriosität wegen will ich hier Einiges über die Honorare einschalten, welche die Aerzte einst von den arabischen Kalifen bekamen. Ishak ben Imram, berühmt als Sem Saa und auch unter dem Namen Ibu Dscholdschol aus Bagdad, erhielt — als er von Sijadetallah ben Aghleb berufen wurde — drei Dinge zugestanden: der Sultan sandte ihm die eigene Sänfte; gab ihm ein eigenhändiges Versicherungsschreiben, wonach er nach Hause zurückkehren konnte, wann er wollte; und sagte ihm endlich 1000 Dukaten monatlich zu. Ishak ben Imram verdiente jährlich 800000 Dirhem, das sind ebensoviele Silberstücke im Werte von je 60 Pfennigen, ausser zahlreichen Nebeneinkünften. In 13 Jahren häufte er ein Vermögen von 8800000 Goldstücken und 600000 Dirhem an. Am Hofe Harun al Raschids hatte

der Arzt Gabriel grosses Ansehen. Im Jahre 210 = 825 erkrankte der Kalif Mamun; kein Arzt konnte ihm helfen. Da rief man Gabriel, und der heilte den Herrscher in drei Tagen. Mamun belohnte den Arzt mit einer Million Dirhem. Ein anderer Leibarzt Harun al Raschids, Ibn Bachtjeschuu, hatte monatlich 10 000 Dirhem Gehalt, 5000 Dirhem für Verpflegung, ausserdem jährlich 50 000 Dirhem für Kleider und andere Zulagen, insgesamt jährlich fix 280 000 Dirhem. Einer seiner Nachkommen, Bachtjeschuu III., der um 250 = 864 lebte, genoss am Hofe des Kalifen Motawwekil das grösste Ansehen. Er gab sogar dem Kalifen glänzende Feste. Motawwekil schenkte ihm einmal 300 000 Dirhem und Kleider im Werte von 30 000, weil es ihm gelungen war, „Senf durch Beimischung von Kürbissen unschädlich zu machen.“ Bachtjeschuu revanchierte sich, indem er dem Kalifen am Neujahrstage einen mit Juwelen besetzten Löffel verehrte, den er von seinem Vater ererbt hatte und der 90 000 Dirhem wert war.

Der Augenarzt Mohesibb Eddin Abderrachman ben Ali, berühmt unter dem Namen Dochwar, Stifter einer medizinischen Schule zu Damaskus, die nach ihm den Namen Dochwarije erhielt, heilte den Melikol aadil von einer gefährlichen Krankheit und bekam dafür von den Verwandten des Sultans 7000 Dukaten. Das war im Jahre 616 = 1219. —

Aehnlich wie in der Türkei ist es nicht blos in Persien, Afghanistan oder Indien, sondern selbst in China oder Korea um die Medizin bestellt. Das russische Finanzministerium hat im Jahre 1900 in russischer Sprache eine Beschreibung Koreas herausgegeben, in welcher ein Abschnitt die Medizin behandelt. Man liest da häufig genau dasselbe, was ich über die orientalische Kurpfuscherei mitgeteilt habe. Dieses Vergleiches halber ziehe ich die interessantesten Stellen nach einer Uebersetzung der „St. Petersburger Zeitung“ hier heran:

Die ersten Kenntnisse in der Medizin erhielten die Koreaner von ihren Nachbarn, den Chinesen; mit der Zeit jedoch erzielten sie auf diesem Gebiete so grosse Erfolge, dass sie ihre Lehrer weit hinter sich zurückliessen, und zwar teils dank einigen hervorragenden Persönlichkeiten, die sich mit der Medizin aus Liebe zur Wissenschaft oder bloss zum Zeitvertreib beschäftigten; teils dank einigen professionellen Aerzten, die

sich durch ihren Eifer, ihre ernste Stellung zur Sache und eine langjährige Praxis recht umfassende medizinische Kenntnisse erwarben.

Gelehrte koreanische Aerzte giebt es nur in der Hauptstadt, wo sie alle bis vor Kurzem zum Hofstaate des Königs gehörten. Zur Ausbildung derselben existierte in Söul eine vor nicht langer Zeit geschlossene Schule, in welcher die Studenten sich einige Jahre hindurch unter der Leitung erfahrener Aerzte dem Studium der Medizin hingaben. Dabei ist noch zu bemerken, dass der ärztliche Beruf sich meistenteils von den Vätern auf die Söhne vererbte, und die letzteren somit von ihren eigenen Vätern in der Heilkunde unterwiesen wurden. Daneben mussten sich die jungen Leute eine gründliche Kenntniss der einschlägigen Fachliteratur aneignen. An erster Stelle steht in derselben ein berühmtes, aus dem XVIII. Jahrhundert stammendes Werk eines Chinesen, das 19 Bände umfasst und die Grundlage der medizinischen Wissenschaft bei den Koreanern bildet; neben einer ganzen Reihe anderer chinesischer Werke giebt es sodann manche, welche Koreaner zu Verfassern haben; so erfreut sich einer grossen Verbreitung unter den Aerzten das im Jahre 1866 erschienene Buch eines Koreaners über die Therapie.

In der Provinz begegnet man nur äusserst selten gelehrten Aerzten; die meisten sind Charlatans ohne wirkliche Kenntnisse. Sie verschreiben für alle möglichen Krankheiten meistenteils eine und dieselbe Arznei und nehmen sich häufig nicht einmal die Mühe, ihre Patienten, die sich hauptsächlich aus den niederen Ständen rekrutieren, einer Untersuchung zu unterziehen. Ein jeder Arzt in der Provinz ist zugleich Apotheker, und über seinem Hause hängt ein Schild mit der entsprechenden Aufschrift in chinesischer Sprache.

Nach der Beschreibung eines russischen Arztes erhielt man in einer solchen Apotheke in einer Provinzialstadt ausschliesslich Kräuter und Wurzeln, welche von dem Arzte oder seinem Gehilfen zerkleinert und den Patienten eingehändigt werden, und Letztere bereiten sich dann selbst nach der Vorschrift des Arztes den nötigen Trank. Die Instrumente in dieser Apotheke waren die denkbar einfachsten; ein grosses eisernes Hackmesser mit eiserner Unterlage in der Art unserer Zuckerhackmaschinen

und eine gewöhnliche Wage mit einem eingestellten Kolben und einer kupfernen Schale am Ende desselben waren die einzigen Utensilien des dortigen Apothekers.

Was nun die Bezahlung der koreanischen Aerzte anbetrifft, so erhalten sie ihr Honorar nur im Falle der Genesung oder des Todes ihrer Patienten; während der Behandlung darf der Doktor kein Honorar beanspruchen, selbst wenn die Krankheit einige Jahre dauert. Zur besseren Berechnung des Honorars einschliesslich des Geldes für die Arzneien wird einem jeden Kranken ein besonderer Zettel ausgestellt, auf welchem der Name des Kranken, der Tag seiner Erkrankung und die Benennungen aller ihm verabfolgten Medikamente vermerkt werden.

In der Hauptstadt Koreas giebt es auch eine nicht geringe Anzahl weiblicher Aerzte; dieselben sind in Korea um so notwendiger, als ein männlicher Arzt im Falle der Erkrankung einer vornehmen Frau niemals zur Untersuchung der Patientin zugelassen wird. Er darf höchstens an die Zimmerthür der Kranken herantreten und durch den kaum zurückgeschobenen Vorhang den Puls der Kranken fühlen.

Unter den koreanischen Aerzten giebt es nur wenige Spezialisten und diese nur für Kinderkrankheiten und für eine besondere Operation, die Akupunktur; im Uebrigen behandeln sie alle Kranken, die zu ihnen kommen. Die Hauptsache ist bei ihnen das Fühlen des Pulses; hat der Arzt denselben bestimmt — er zählt die Zahl seiner Schläge während dreier Atemzüge des Kranken — und den Patienten noch über sein allgemeines Befinden befragt, so verschreibt er ihm auf Grund dieser Untersuchung das entsprechende Medikament. Dabei verordnet er meistenteils eine Arznei zum inneren Gebrauch, da der Koreaner im allgemeinen kein Zutrauen zu äusseren Mitteln hat, und in den Apotheken darum nur wenige Pflaster und Salben zubereitet werden.

Alle medizinischen Mittel teilt der Koreaner in totbringende und belebende. So gehört Ohrenschmalz zu den giftigen, Speichel dagegen zu den belebenden Stoffen, weswegen man den letzteren auch nicht unnütz ausspeien soll. Sodann geben die Koreaner solchen Arzeneien den Vorzug, welche aus verschiedenen heimischen Kräutern zubereitet werden; und nur wenn der Vorrat nicht reicht, greift man zu den aus Peking impor-

tierten. Da in früherer Zeit die Vergiftung eine nicht seltene Erscheinung war, hatte die Regierung strenge Regeln ausgearbeitet, welche auch jetzt noch bei dem Verkaufe der starkwirkenden Arzneien beobachtet werden müssen; so kann eine giftige Medizin nur in dem Falle verabfolgt werden, wenn der Käufer einen Zeugen stellt, der bekräftigt, dass der Käufer die Arznei thatsächlich nötig hat.

Zugleich wird die Bereitung von Giften durch Privatleute, die keine Erlaubnis dazu haben, auf das Strengste verfolgt. Die häufigste Art der Arzneien sind die Mixturen, die gewöhnlich auf die Weise zubereitet werden, dass man 20 bis 30 verschiedene Kräutersorten zusammen abkocht und noch einige andere Zuthaten hinzufügt. Obenan stehen in der koreanischen Medizin die stärkenden Mittel; zu ihnen gehören vor allen anderen ein Trank aus der Ginsengwurzel und ein aus dem Geweihe eines jungen Hirsches bereitetes Pulver.

Die Ginsengwurzel — Panax ginseng — heilt nach den Erzählungen der Koreaner jegliche Krankheit, restauriert die Kräfte des Menschen und ist das beste stärkende Mittel in der Welt; überhaupt wird diese Pflanze, die in der Mandschurei heimisch ist, von den Völkern des fernsten Ostens hoch geschätzt. Man behauptet dort sogar, dass sie die Kraft hat, das hinschwindende Leben eines Sterbenden für einige Tage aufzuhalten. Dabei haben nach der Versicherung der Koreaner die einzelnen Teile dieser Wurzel verschiedene Heilkraft und werden darum bei verschiedenen Krankheiten gebraucht. So soll der obere Teil der Wurzel Augenkrankheiten heilen, das zweite Glied allgemeine Schwäche und endlich das dritte und vierte Glied — die sogenannten Arme und Beine der Wurzel — Magenkrankheiten, Erkältung und Frauenleiden. Zur Herstellung der Arznei nimmt man eine Wurzel, zerkleinert sie und lässt sie mindestens einen Monat lang in Branntwein liegen; die auf diese Weise erhaltene Essenz wird den Kranken in kleinen Quantitäten eingegeben, nachdem vorher noch einige andere Mittel hinzugethan worden sind. Auch Europäer haben eine solche Arznei zu gebrauchen versucht, aber sich dadurch nur ernste Entzündungen zugezogen.

Ein noch wirksameres Mittel ist, wie die Koreaner versichern, das Geweih eines jungen Hirsches, welches die Kräfte

des Menschen auf eine längere Zeit wiederherstellt als die Ginsengwurzel. Zugleich behaupten die Koreaner, dass die Heilkraft des Geweihs nicht überall dieselbe, sondern von dem Orte abhängig ist, von wo der Hirsch stammt. Endlich muss der Hirsch unbedingt getötet werden, noch ehe das Geweih sich endgiltig erhärtet, weil es sonst seine Heilkraft verliert. Wenn der Hirsch erschlagen ist, wird ihm sofort der Kopf abgehauen, welchen man dann umkehrt und in solcher Lage etwa 12 Stunden stehen lässt, damit alles Blut ins Geweih übergeht. Hierauf wird das Geweih mit allen möglichen Vorsichtsmassregeln langsam auf einem kleinen Feuer getrocknet. Um nun aus ihm eine Arznei zu bereiten, schabt man ein wenig von ihm ab und vermischt das auf diese Weise erhaltene Pulver mit dem Safte verschiedener Pflanzen. Auch dieses Heilmittel wird den Kranken nur in sehr geringen Dosen verabfolgt, die jedoch eine wunderbare Heilkraft besitzen sollen: so hat der französische Missionär Daveluy dieses Mittel Jahre lang gebraucht und an sich seine wohlthuende Wirkung erfahren.

Neben diesen beiden Heilmitteln giebt es in der koreanischen Medizin noch eine ganze Reihe anderer, die teils aus Pflanzen, teils aus Organen von Tieren zubereitet werden. So spielt das warme Blut des Hirsches, das innerlich eingenommen wird und einen geschwächten Organismus wiederherstellt, eine grosse Rolle; desgleichen auch die Leber und Galle des Hirsches und die Leber des Bären. Es existiert ferner ein Aberglaube, dass die Leber eines Knaben einige Krankheiten heilen kann; und der Mord eines Knaben zum Zwecke der Erhaltung dieses Medikaments ist sogar im koreanischen Gesetz vorgesehen und wird mit dem Tode bestraft. Auch die Knochen des Tigers werden einigen Arzneien beigemischt, nachdem man sie vorher abgekocht und zerrieben hat. Alle diese Heilmittel sind sehr teuer und werden äusserst hoch geschätzt.

Ein reiches Material für die Zubereitung von Arzeneien liefern unter anderen die wirbellosen Tiere: Ein Pulver aus Bandwürmern wird bei Augenentzündung gebraucht, ein Pulver aus Regenwürmern gegen starkes Fieber, Gelbsucht, bei Halsentzündungen und Schlangenbissen. Aus Regenwürmern wird noch eine besondere Mixtur bereitet. Eine Arznei aus Blutegeln reinigt den verstopften Darmkanal; spanische Fliegen werden

bei Blutvergiftungen, Blasensteinen und Cholera eingenommen, geröstete oder gekochte Mistkäfer bei Erkältungen, bei Krämpfen der Kinder und bei Wahnsinn angewandt. Zu ähnlichen Zwecken dienen ferner die Spinnen, Heuschrecken, Heimchen, Seidenraupen, Austern, Schnecken, Krabben, Skorpionen.

Neben allen diesen Mitteln aus dem Tierreich haben jedoch auch die verschiedenen Kräuter und Pflanzen eine grosse Bedeutung in der koreanischen Pharmakologie. So kennen die Koreaner von Alters her die Wirkung des Mohnsaftes als eines beruhigenden Mittels bei verschiedenen Krankheiten, und dieser Saft gehört zu den Hauptbestandteilen der koreanischen Apotheke. Bei dem Bisse einer giftigen Schlange bestreicht man die wunde Stelle mit einer Lösung von Weizenmehl, welche man zur Linderung des Schmerzes ausserdem innerlich einnimmt.

Wenn uns auch die meisten der angeführten Mittel höchst merkwürdig vorkommen — und es gibt noch sonderbarere — so kennen die Koreaner andererseits doch manche thatsächlich heilkräftige Mittel. Zu solchen Arzeneien gehört ein besonderer Trank, der die Eigenschaft besitzt, Blasensteine aufzulösen, und somit diese Krankheit ohne jegliche chirurgische Eingriffe heilt. Der Missionär Ferreol wurde nach langen unerträglichen Qualen dank diesem Mittel im Laufe einiger Stunden von seinem Steine befreit. Leider ist die Zusammensetzung dieser wohlthätigen Arznei ein Geheimnis, welches von denen, die es kennen, sorgfältig gehütet wird.

Infolge der Unwissenheit der koreanischen Aerzte im allgemeinen ist natürlich ein erfolgreicher Kampf gegen solche Krankheiten, wie die Cholera und die Pocken, undenkbar. Die Cholera ist in Korea mehreremale aufgetreten und hat jedesmal einige Tausende von Opfern gefordert.

Die Pocken sind eine ständige Plage der Koreaner. Es gibt kaum einen unter ihnen, der diese Krankheit nicht durchgemacht hat, und dabei wütet sie mit einer solchen Kraft, dass die Sterblichkeit eine ungeheuerliche wird. Es kommt in Korea häufig vor, dass in einem Bezirke alle Kinder zur selben Zeit an den Pocken erkranken, wobei ihre Körper sich noch mit allerhand Geschwüren und einer ekligen Rinde bedecken; dadurch wird die Luft natürlich so stark verpestet, dass man sich ohne

Gefahr nicht lange in den Häusern aufhalten kann, wo solche Kranke liegen. Ueberhaupt sterben an den Pocken gewöhnlich mehr als die Hälfte der Kinder; es giebt sogar Jahre, wo in einigen Gegenden alle Kinder ohne Ausnahme dieser tückischen Krankheit zum Opfer fallen, und in Söul werden jährlich Tausende von Menschen von ihr dahingerafft. Von der Kuhpockenimpfung hatten die Koreaner bis vor kurzem keinen Begriff; sie kannten nur eine äusserst primitive Art des Impfens, die jedoch blos bei einfachen Leuten angewandt wurde, während die wohlhabenderen Koreaner zum Schutze gegen diese Krankheit einen besonderen Trank einnehmen, dessen Zusammensetzung den Europäern unbekannt ist.

Die Chirurgie kennen die koreanischen Aerzte so gut wie gar nicht; nur eine einzige Operation wird von ihnen bei einigen Krankheiten vorgenommen: die sogenannte Akupunktur, die darin besteht, dass der Arzt mit Hilfe einer ganz besonders feinen Lanzette an den kranken Stellen des Körpers Einschnitte von 4 bis 5 Centimeter Tiefe macht, um dadurch die Blutzirkulation wiederherzustellen. Einige Aerzte machen diese Stiche so geschickt, dass dabei kein Tropfen Blut fliesst. Es gibt übrigens ganze Bücher, die über die Art und Weise handeln, wie diese Stiche ausgeführt werden müssen, sowie über die Auswahl der geeignetesten Stelle am Körper für dieselben.

In der letzten Zeit hat endlich das Chinin in Korea eine ziemlich weite Verbreitung gefunden, dank den christlichen Missionären, welche ihre Gemeinden unentgeltlich mit dem kostbaren Medikament versahen. Dieses Mittel, dem die Koreaner verschiedene magische Kräfte zuschreiben, hat bereits zum grossen Teil den Gebrauch der Ginsengwurzel bei den Eingeborenen verdrängt.

Eine andere Wohlthat, die den Koreanern von den fremden Missionären auf dem Gebiete der Medizin erwiesen worden ist, besteht in der Gründung von Krankenhäusern. An vielen Orten haben die protestantischen Missionsgesellschaften ihre Hospitäler errichtet, und die an letzteren bestehenden ambulatorischen Empfänge werden gut besucht.

Ueberhaupt hält die europäische Medizin allmählich ihren Einzug in dem Lande der Morgenruhe. So wurde im August 1899 in Söul ein staatliches medizinisches Institut nach europäi-

schem Muster eingerichtet, dessen Leitung einem japanischen Arzte übertragen wurde.

Zum Schlusse will ich hier nach dem „Ostasiatischen Lloyd" ein chinesisches Mittel gegen Diphteritis erwähnen. In der genannten Zeitung war vor Kurzem Folgendes zu lesen: In Ningpo ist an den Strassenecken ein Anschlag angebracht, der ein Mittel gegen die Diphteritis angibt und folgendermassen lautet: Diese Krankheit beginnt mit Halsweh und Hitze im Kopfe. Man soll sich so rasch wie möglich einen Regenwurm und eine schwarze entkernte Pflaume verschaffen. Der Wurm wird lebend zwischen die Pflaume gesteckt und das Ganze in den Mund genommen. Der giftige Auswurf kann dann ausgespuckt werden. Bei schwerer Erkrankung ist obige Methode zu wiederholen, bis der Auswurf ausgespieen ist. Verachtet diese Vorschrift nicht, verbreitet sie überall! Ein Regenwurm kann unter dem Wasserfang gefunden werden, und eine schwarze Pflaume kann man in jeder Apotheke kaufen. Der Auswurf soll nicht auf den Flur, sondern in einen mit Wasser gefüllten Spucknapf geworfen werden, um Ansteckung zu vermeiden. Dieses Wasser soll nur da ausgeleert werden, wo keine Menschen wohnen. Rohe Rüben, Oliven und Seegras sind gute Mittel, um dieser Krankheit vorzubeugen.

---

9. Orientalische Spezialisten für Augenleiden, Wahnsinn und Epilepsie.

Die Augenärzte. — Ispahans berühmte Augenarzneikunst. — Persisch-indische Operateure. — Gewagte Operationen. — Die 40 Tage in der Augenheilkunde. — Augenkrankheiten und Volksmittel dagegen. — Aberglaube in der Augenheilkunde. — Ein hebräisches Mittel aus dem frühen Mittelalter. — Das Augenleiden des Moses und des Tobias. — Der Koran verkündet Erblindung als Todesstrafe. — Irrenärzte. — Grausame Behandlung der Kranken. — Tötung der Wutkranken. — Rumänische Barbarei. — Ehrfurcht der Türken vor Wahnsinnigen. — Eine Szene beim Grosswesir. — Aus der osmanischen Geschichte. — Der Wahnsinn im Hause Osmans. — Gegenwärtige Zustände. — Aberglaube. — Wahnsinn ist Gottesstrafe, ist Teufelswerk. — Priester und Mönche als Nervenärzte. — Drastische religiöse und magnetische Kuren. — Der moslemische Dämon des Wahnsinns. — Seine Bekämpfung. — Teufelsaustreibungen. — Parallelen aus dem modernen Deutschland und Russland. — Epilepsie ebenfalls ein Teufelsspuk. — Ihre Kurierung. — Der Koran und die Epilepsie. — Aberglaube und Heilmittel der Albanesen. — Der montenegrinische Epilepsie-Dämon. — Südslawische Ansichten. — Ein bosnischer Bauer und Wunderarzt.

Die im Orient meistverbreitete ärztliche Species sind die Augenärzte. Der Augenarzt heisst im Türkischen, Persischen und Arabischen Kehal oder Kohol. Die Augenarznei wird gleichfalls Kohol genannt; man unterscheidet sie im genaueren Sinne von der arabischen Augenschminke Kohol, welche im Persischen und Türkischen mit den Spezialworten „tutia“ und „sürmeh“ bezeichnet wird. — Einer der ersten Augenärzte des Islams, der gleichzeitig mit dem Propheten lebte, liegt zu Ispahan begraben, das stets als eine Stätte hoher Arzneikunst weitberühmt war; noch heute kommen aus jener Gegend die meisten Augenärzte, welche den Orient unsicher machen. Vor einigen Jahren praktizierte ein solcher wandernder per-

sischer Oculist — wie Polak erzählt — am Hofe zu Peking. Die Himmlische Majestät war von seiner Kunst so entzückt, dass sie ihm nebst anderen Geschenken das persische Gouvernement Kaschan verlieh. Selbstverständlich versuchte der kluge Perser bei seiner Rückkehr nicht, das ihm gnädigst verliehene Recht geltend zu machen, wohl wissend, dass es nicht blos um seine Augen, sondern um den ganzen Kopf geschehen sein würde.

Während die eigentlichen türkischen Augenärzte sich selten an Operationen wagen und, nach den Erfahrungen des Professors Rigler nur die Depression der Cataracte mit der Nadel nach Celsus — auch bei Lymphstaaren — kennen, werden von persischen und indischen Wanderwunderärzten mit grosser Vorliebe die schwierigsten Augenoperationen unternommen. Ich sah selbst häufig folgende Schauerszene: Der Patient wird auf offener Strasse auf die Erde gelegt. Der Operateur stemmt zur Fixierung des Kopfes seines Patienten das Knie auf die Stirn des Kranken, zieht aus der Tasche ein rostiges Messer, eine rostige Scheere, Nadel und Zwirn, schneidet das, was er für krankhaft hält, einfach aus und näht die Augenlider wie einen alten Hosenstoff, unbekümmert um das Gejammer des Leidenden, zusammen. Dann drückt er Eiweiss und Watte auf das operierte Auge und verbindet es unter Zitaten aus dem Koran. Er erklärt zum Schluss, für den Erfolg nur zu bürgen, wenn der Verband erst am vierzigsten Tage nach der Operation abgenommen würde, steckt das Honorar — einige Piaster oder auch Naturalien — in die Tasche, und wendet sich einem anderen und einem dritten und vierten Kranken zu; und wenn er nichts mehr zu thun hat, packt er seinen Mantelsack, besteigt sein Ross und zieht fort, auf Nimmerwiedersehen! . . . . Ein Teil der Patienten stirbt vor dem vierzigsten Tage — dann war es Gottes Wille. Ein anderer Teil aber kann die Schmerzen der Wunde nicht ertragen, reisst den Verband ab und das operierte Auge ist — ausgeronnen . . . Die Schuld trifft natürlich nicht den Arzt-Charlatan, sondern den ungeduldigen Kranken, der den Verband vor dem vierzigsten Tage abgenommen hat. Das Ansehen der Operateure leidet in keinem Falle, der Glaube an ihre Kunst wird nicht erschüttert — und es finden sich immer neue Opfer des Aberglaubens und Leichtglaubens . . . Diese indischen und

persischen Pfuscher schrecken sogar vor der Operation des Entropiums nicht zurück. Und diese schwierige Sache machen sie einfach so: sie quetschen das leidende Augenlid zwischen ein gespaltenes Holz, binden es fest zusammen und lassen es in der Klemme, bis die Falte abgestorben ist.

Ganz merkwürdig sind die Volksmittel, die bei Augenkrankheiten angewandt werden. Bei Schwachsichtigkeit ruft man den Priester. Der sagt Gebete her und schlägt Funken vor dem kurzsichtigen Auge. Dasselbe Experiment versucht man zur Heilung völliger Blindheit; in letzterem Falle schreibt man aber auch dem Auflegen einer Hammelsleber auf das erblindete Auge besondere Heilkräfte zu. Wenn jemand weisse Flecken im Auge hat und sie verschwinden lassen will, so gelingt ihm das nach einem syrischen Rezepte am ehesten, wenn er ein wenig Salz in die Zisterne wirft. In Konstantinopel findet man häufig, dass die Augenlider an Ausflüssen leiden. Bei dem Volke kennt man dagegen folgende Mittel: auf den umgestülpten Augendeckel legt man die rauhe Oberfläche eines Glaskrautblattes; die Stacheln erzeugen reichlichen Blutfluss, der die Entzündung vermindert. Dann wäscht man das Auge mit frischer Weibermilch und bedeckt es mit Baumwolle, die mit Weihrauch durchräuchert wird. Gegen die sogenannte egyptische Augenentzündung gebrauchen die Egypter Chichinsamen, Semenza di Cisme. Dasselbe Mittel wird in der Türkei angewendet; man nennt es hier: Gjösduhumu, Augensame. Auch eine Mischung von Sepia und Realgar streut man sich in die Augen. Häufig hält man eine Abkochung von Knoblauch für heilsam. Endlich versuchen die Augenärzte die Entzündungen mit Blutegeln, blasenziehenden oder zusammenziehenden Mitteln zu behandeln. Eine prophylaktische Massregel erwähnte der Syrer Eijub Abela: Sobald eine junge Henne den Zeitpunkt erreicht hat, da sie anfängt zu legen, gibt die syrische Bäuerin Acht, wann die Henne zum ersten Male legt; die ersten warmen Eier halte man einige Minuten auf die Augenlider — und das schützt vor allen möglichen Augenleiden. In Marokko wird das Huhn ebenfalls in Beziehung zur Hygiene der Augen gebracht, jedoch in negativem Sinne; Quedenfeldt zitiert das marokkanische Wort: „Wer das Hirn der Hühner isst, der wird am Abend in der Dämmerung schlecht sehen.“ In Bosnien

sagen — wie im Urquell von 1897, Seite 24 erzählt wird — die Bauern: „Hast du ein Augenleiden, so iss 40 Tage lang nacheinander Knoblauch, und es werden dir die Augen so erstarken, dass du die Sterne am Himmel wirst abzählen können." In Palästina denkt man noch einfacher: ein Wasser schon, in das man einen Talisman getaucht hat, ist wirksam. Hilft das nicht, so legt man „Zadabijeh" auf den Kopf oberhalb des leidenden Auges; Zadabijeh ist — nach der Mitteilung der Frau Lydia Einszler in Jerusalem — eine Pflanze, die bei verschiedenen abergläubischen Kuren in Gebrauch ist. Auch bei den Juden im frühen Mittelalter kannte man ähnliche Heilmittel für Augenkrankheiten; denn in einer frommen Warnung vor abergläubischen Sitten hiess es vor fünfzehn Jahrhunderten: „Wenn jemand spricht: iss diese dattelförmige Knospe des Lattichs nicht, wegen der Staarblindheit, so ist das ein heidnischer Gebrauch."

Moses wurde, einer Tradition zufolge, durch den Speichel eines alten Weibes von einem Augenleiden befreit. Das Mittel muss wohl gewirkt haben; denn die Bibel berichtet aus der letzten Lebenszeit des Propheten, dass er die Beschwerden des Alters nicht erdulden musste, dass ihm die „Mängel des Gesichts" nicht anhafteten, dass seine Augen selbst knapp vor seinem Tode nicht erloschen waren.

Tobias II 9 und 10 erzählt: „Und während meine Augen geöffnet waren, schmeissten die Schwalben heiss in meine Augen. Da entstanden weisse Flecken in meinen Augen und ich ging zu Aerzten, aber sie konnten mir nicht helfen . . ." Im selben Buche XIV 2: . . . „Nach acht Jahren wurde ich wieder sehend." Und das geschah, wie in XI 7 berichtet wird, folgendermassen: Ein Engel machte Tobias auf die Heilkraft von Herz und Leber des Fisches aufmerksam und erwähnte dabei, dass man mit der Galle des Fisches einen Menschen, der weisse Flecken im Auge habe, die Augen bestreichen müsse, dann werde der Mensch gesund. Auf den Rat des Engels Raphael strich dem Tobias sein Sohn mit der Fischgalle über die Augen. Und als dies den Tobias biss, rieb er sich seine Augen, und die weissen Flecken schälten sich, und er erblickte seinen Sohn . . .

Im Koran wird Erblindung mehrfach als Gottesstrafe geschildert; so in der Sure II 6: „Versiegelt hat Allah ihre Herzen und

Ohren, und über ihren Augen ist eine Hülle," und in Sure II 19: „Der Blitz benimmt ihnen fast das Augenlicht, und so Allah wollte, raubte er ihnen Gehör und Gesicht."

Im ganzen Orient und bei den Byzantinern war das Blenden ein Mittel, um unbequeme Nebenbuhler, namentlich Thronanmasser, unschädlich zu machen, ohne sie töten zu müssen.

Eine andere interessante Gruppe ärztlicher Spezialisten sind im Orient die Irrenärzte. Für Wahnsinnige und Tobsüchtige gab es bis vor kurzer Zeit selbst in Konstantinopel keine Hilfe. Im alten Testament, Jeremias XXIX 26, hiess es über die Behandlung der Wahnsinnigen: „... damit du auf jeden Verrückten wohl Acht habest und solchen in den Block und das Halseisen legest." Dieses Prinzip blieb im Orient durch die Jahrtausende massgebend. Man stiftete wohl Narrenspitäler, versuchte aber garnicht, die Kranken zu retten. Man behandelte sie unmenschlich, wollte sie blos unschädlich machen, traktierte sie mit Schlägen, fesselte sie wie wilde Tiere; Griechen und Armenier sperrten sie für vier Wochen in die Kirche ein, half dies aber nicht, so isolierte man sie in besonderen Orten, wo man sie durch Misshandlungen in Furcht erhielt und bald zugrunde richtete. In den Balkanländern kommt es, nach Angabe vertrauenswerter Gewährsmänner, noch heute vor, dass man Wahnsinnige einfach umbringt; von den christlichen Bosniaken wird behauptet, dass es bei ihnen beinahe Regel sei, unheilbare Wutkranke mit Zaunpfählen zu erschlagen oder durch über den Kopf geworfene Decken zu ersticken.

So berichtete das „Bukarester Tagblatt" vom 28. Juni 1902 nach der rumänischen Zeitung „Adeverul" von folgendem Falle: Der Bewohner Tudor Anghel der Gemeinde Mastacani im Distrikte Covurlui wurde plötzlich irrsinnig und aus dem bis dahin friedlichen Manne wurde ein Rasender, der alles zerstörte, was ihm in die Hände kam. Die Ortsbehörde ergriff keinerlei Sicherheitsvorkehrungen und unternahm auch keinerlei Schritte, um ihn in einem Irrenhause unterzubringen; so that denn der arme Verrückte, was ihm gerade einfiel und richtete mancherlei Schaden an. Daraufhin schloss ihn die Ortsbehörde allein und ohne Aufsicht in ein Zimmer der Primarie ein. Anghel, sich selbst überlassen, zog einen Eisenstab aus einem der Fenstergitter und schlug mehrere Fensterscheiben ein. Der Chef der Lokalgarnison

Jon Angronic kam, „um ihn zu beruhigen,“ von rückwärts an ihn heran und streckte ihn durch einen Knüttelhieb über den Kopf zu Boden. Einige Stunden später kam auch der Primar Niculai Vieru, welcher zunächst begann, den Wahnsinnigen zu beschimpfen, indem er schrie, dass er sich blos verrückt stelle. Immer wütender werdend, sprang der Primar schliesslich auf den Kranken los und begann auf ihn mit einem Knüttel loszuschlagen, um ihn, wie er sagte, zu kurieren. Mehr als 40 Bewohner des Dorfes waren zugegen, als der Primar den unglücklichen Irrsinnigen, der doch für seine Handlungen nicht verantwortlich gemacht werden kann, in so barbarischer Weise misshandelte. Der Körper des armen Irren war von den Schlägen von oben bis unten mit Beulen und Wunden bedeckt.

Bei den Türken war das Verfahren allerdings verhältnismässig milder, da die Religion die Irrsinnigen schützt. Mohammed wurde von einigen Zeitgenossen als Verrückter, Besessener verschrieen. Gott tröstete ihn darob in der Sure 68, Vers 2—7: „Du bist nicht, bei der Gnade deines Herrn, besessen! ... Und siehe, du bist wahrlich von edler Natur, und du sollst schauen, und sie sollen schauen, wer von euch der Verrückte ist. Siehe, dein Herr, er kennt am besten, wer von seinem Wege abgeirrt ist, und er kennt am besten die Geleiteten.“ — „Glücklich sind die Geisteskranken“, sagen die Moslems, „denn sie kommen direkt ins Paradies.“ Als ich mich einmal beim Grosswesir Dschewad Pascha befand, trat ins Zimmer ein Mensch, blossfüssig, blossköpfig, in langem Mantel, staubbedeckt. Alles erhob sich von den Plätzen, selbst der Grosswesir stand auf und schob dem Gaste den bequemsten Sessel hin. Der Ankömmling nahm Platz, trank seinen Kaffee, rauchte seine Zigarette, liess sich dann eine Nargilleh bringen und sprach, ohne unterbrochen zu werden, eine halbe Stunde das wirrste Zeug. Man hörte ihm aufmerksam zu. Die wichtigsten Dinge, die der Grosswesir zu erledigen hatte, mussten warten bis nach der Entfernung dieses Gastes. Der Mann, dem soviel Achtung bezeigt wurde, war ein — Verrückter ...

Als ein Derwisch einmal einen Stein nach Sultan Achmed warf, entschuldigte man solches Beginnen zwar mit Verrücktheit, aber dies hielt den Sultan nicht ab, dem für einen Wahnsinnigen Erklärten den Kopf abhauen zu lassen. Milder wurde

zu Zeiten des Tyrannen Ibrahim ein Schwärmer bestraft, der in der alten Moschee zu Adrianopel predigte, dass er der Mufti, der Vorläufer des jüngsten Tages sei. Vom Grosswesir-Stellvertreter vorgefordert, entschuldigte er sich selbst mit Narrheit und Armut, und deshalb entging er nicht blos der Strafe, sondern wurde noch reich beschenkt, sodass das letztere unter seinen zwei Leiden gänzlich behoben wurde; als aber das erstere ihn trieb, abermals in der Moschee als Mahdi aufzutreten, traf ihn doch nur die milde Strafe der Verbannung nach Lemnos.

Im Hause Osmans gab es mehrere Fälle von Irrsinn. Seit einem Vierteljahrhundert ist der wegen Irrsinns abgesetzte Sultan Murad V. ein Gefangener seines regierenden Bruders. Aber schon vor zwei Jahrhunderten wurde dasselbe Schicksal einem Beherrscher der Osmanen, dem Sultan Mustafa II. zuteil. Ueber den Blödsinn dieses Monarchen berichtet Hammer in seiner Osmanischen Geschichte nach türkischen Quellen:

Er lief im Sserai herum, klopfte an alle Thüren und rief seinen hingerichteten Neffen Osman, dass er kommen möge, ihm die Last der Regierung abzunehmen, deren er längst müde sei. Eines Tages wollte er zu Pferde in den Nachen hineinreiten, und als er nach Hause zurückkehrte, wollte er den Kahn sich nachtragen lassen. Bei dem Bairamsfeste wollte er sich nicht auf den Thron setzen, sondern empfing stehend den Handkuss der Hof- und Staatsbeamten, was Viele seinem Blödsinne, Viele seiner Bescheidenheit zuschrieben, dass er der alten Kalifen Sitte nachahmen wollte. Wiewohl sich in seinem Gange sowohl als in den starren glotzenden Augen gänzliche Abwesenheit von Geist aussprach, so sahen doch Viele, besonders aber die Scheiche, nur die Wahrzeichen von Heiligkeit und überirdischer Verzückung. Eines Tages befahl der Sultan im Garten des Palastes von Skutari dem Bostandschibaschi, an einen ihm bezeichneten Ort zu gehen, wo er in einem Grabe ein lebendig begrabenes Schaf finden werde, das er ihm bringen solle. Der Bostandschibaschi ging hin und fand an bezeichneter Stätte das lebendig eingegrabene Schaf mit zusammengebundenen Füssen, zusammengenähtem Maule und Augen, das er dem Sultan brachte. Dieser entfesselte es, trennte die Fäden des Maules und der Augen auf und übergab das Schaf dem Bostandschibaschi, mit dem Befehle, es gross zu ziehen. Es scheint, dass

Mustafa das Schaf mit gebundenen Füssen, zugenähtem Maule und zugenähten Augen als Sinnbild seiner selbst betrachtet habe.

Solche Aeusserungen seines Blödsinnes, der Niemandem Leid zugefügt, mochten ihm zwar den Ruf der Heiligkeit, aber nicht die für den Herrscher nötige Achtung verschaffen; wenn die Scheiche ihn einerseits als heilig ausriefen, so verachteten ihn andererseits die Soldaten, und es wuchs nur mehr und mehr die Sehnsucht nach dem erschlagenen Osman, dem Vorgänger Mustafas. Zu Ende des Fastenmonats Ramasan predigte der Scheich Dscherrach Ibrahim Efendi: „Seit drei Tagen hat sich der heilige Padischah in ein Zimmer eingesperrt, wo er beständig betet und weint, ohne jemanden zu sprechen. Er hat in seinen Betrachtungen seinen Vorfahr Osman in der anderen Welt auf hoher Stufe geschaut. Gott wolle sich seiner erbarmen. Ihr aber sollt beten.“ Solche Predigt rührte die Zuhörer zu Thränen. Der Blödsinn des Sultans Mustafa war die Ursache zum ersten von allem Gesetze abweichenden Beispiel, dass ein Weib an osmanischer Fahnen Spitze treten musste. Als ein Aufruhr ausbrach, sprach nämlich die Walide, die Sultanin-Mutter, selbst hinter dem Schleier mit den Aufrührern in ihres blöden Sohnes Namen und verfertigte mit ihrer Hand das sultanische Handschreiben, welches einen den Aufrührern genehmen Grosswesir ernannte. Als Mustafa wegen seines Blödsinns abgesetzt worden war, verlangte sein Nachfolger seine Hinrichtung. Aber der Mufti verweigerte das von ihm zur Hinrichtung des eingesperrten Sultans Mustafa begehrte Fetwa, „weil es unerlaubt, einen Blödsinnigen hinzurichten“, und zog sich dadurch des Sultans Ungnade zu.

Ist es heute im Orient inbezug auf die Behandlungsweise der Kranken besser geworden, als es in den früheren Zeiten war, so ist auch das Bessere noch weit entfernt vom Genügenden. Man beschränkt sich zumeist auf das Vorlesen jener Stellen aus der Bibel oder dem Koran, welche sich auf Geisteskranke beziehen, auf Anhauchen und Anblasen, auf Bestreichen und Betasten des Kranken mit der nackten oder einer künstlich magnetisierten Faust, endlich auf Verabreichung eines gesegneten Wassers.

Dr. Bernhard Beck erzählte mir aus seiner Bagdader Praxis, dass eines Tages bei ihm ein Araber mit einem Idiotenkinde

erschien, und sagte: „O, Hekim Efendi, ich bin traurig und vom Schicksal geschlagen. Siehe dieses Kind, das dahinlebt ohne Verstand. Ich war unlängst beim grossen Scheich Omer, der am Tigris-Ufer als Einsiedler in frommer Beschaulichkeit und in Gottesverehrung lebt. Er hat meinen Sohn behandelt, er hat ihm siebenmal sieben Kieselsteine an den Kopf geworfen, bis das Kind blutüberströmt zusammenbrach. Aber obgleich die Wunden im Kopf gross genug waren, ist der böse Geist noch nicht heraus. Da selbst dieses mächtige Mittel des frommen Doktors Omer nicht genützt hat, bin ich zu dir gekommen, um einmal die Kunst der europäischen Aerzte zu erproben. Kannst du mir helfen, Efendim?" Als Dr. Beck das Kind untersucht hatte und die Frage verneinen musste, sagte der Araber verwundert: „Weshalb denn? Sonderbar, sonderbar! und ich glaubte, weil es soviel Meschnun-Frengi — verrückte Franken — gibt, müsstet ihr auch sichere Mittel gegen diese in Europa epidemische Krankheit besitzen." Sprach's und ging gravitätisch davon.

Im Alten Testament galten die Geisteskrankheiten als Strafe Gottes. Im fünften Buche Moses XXVIII, 28, heisst es: „Jehovah wird dich schlagen mit Blindheit und Wahnsinn und Geistesverwirrung."

Nebukadnezars Krankheit entstand durch Gottes Fügung. Auch böse Geister werden manchmal als Urheber geistiger Störungen erwähnt. Ich zitiere nur die Stelle aus dem ersten Buche Samuel XVI, 14: „Der böse Geist wurde zu Saul gesandt, damit er ihn quäle." Dem Tobias VIII 7 und 8 empfiehlt der Engel, Herz und Leber des Fisches vor einem, der von einem Dämon oder bösen Geiste geplagt ist, zu räuchern; „dann wird er nicht mehr geplagt." An anderen Stellen werden auch sympathetische Mittel, Amulete, Beschwörungen, Zauberbänder und Handauflegen als heilbringend in Geisteskrankheiten erwähnt. Aehnliche Ansichten wie bei den alten Hebräern bestehen auch heute im Orient. In einem Briefe des Doktor Forest von der syrischen Mission wird erzählt, dass man in Syrien zwei Formen des Wahnsinns unterscheide: Krankheit und Besessenheit. Wenn jemand geisteskrank wird, so beruft man zur Prüfung seines Zustandes sowohl den Arzt als den Priester, damit entschieden

werde, ob der Patient Arznei zu bekommen habe oder exorzisiert werden solle.

Zuerst wird eine Art medizinischer Behandlung, besonders Luftveränderung, versucht. Nützt es nicht, so wird der Kranke in eine Moschee oder ein Kloster gebracht. Der merkwürdigste dieser syrischen Zufluchtsorte für Kranke ist der Berg nahe bei Tripoli, wo sich ein reiches, dem heiligen Antonius gewidmetes Maronitenkloster befindet. Der Raum für die Irren ist eine natürliche Höhle, wo das durch's Dach tröpfelnde Wasser Stalaktiten in verschiedenen Formen hervorbringt. Diese fortwährende Neubildung von Gestein ist für die Eingeborenen ein Zeichen, dass der Ort wunderwirkende Kraft besitze. Der Kranke wird hier mit einer Kette und einem hölzernen Halsring angeschlossen. Er erhält Brot und Wasser als Nahrung. Die Behandlung besteht bloss in Gebeten, Prügeln und Exorzismen. Gelingt die Kur, so bekommt der Heilige ein Dankgebet zu hören und das Kloster erhält ein Geschenk. Gelingt die Kur nicht, so ist das ein Zeichen, dass der Wahnsinn eine natürliche Krankheit, nicht Besessenheit sei, und der Kranke wird weggeschickt und seinem grausamen Schicksal überlassen, da die Höhle blos die Kraft hat, den Teufel auszutreiben. Die Höhle ist die berühmteste in ganz Syrien, und Kranke aller Religionen werden dorthin gebracht. Manchmal lässt man auch einen Mönch in das Haus des Kranken kommen, um dort die Teufelsaustreibung vorzunehmen. Dann kommt es zu furchtbaren Scenen.

Eine Frau in mittleren Jahren — erzählt Dr. Forest — erlitt während des Wochenbettes einen Wahnsinnsanfall. Der herbeigerufene Mönch erklärte sie für besessen. Nachdem er gebetet, die Patientin mit Weihwasser besprengt und dem Geiste befohlen hatte, zu verschwinden, erklärte er die Heilung für beendet. Am folgenden Tage kehrte aber der Anfall wieder. Der Mönch, neuerlich berufen, ward zornig wegen der Hartnäckigkeit des Geistes. „Wie heisst Du, verfluchter Geist?“ schrie er die Kranke an. Die gab den Namen ihrer nächsten Nachbarin an. „Wo lebst Du?“ — „Im Grabe,“ stöhnte die Kranke. — „Woher kamst Du, ehe Du in dieses Weib hineinfuhrst?“ — „Aus dem Ofen.“ — „In welcher Form?“ — „Als Katze.“ — „Wo gingst Du hin, als Du sie gestern verlassen hattest?“ — „Aufs Dach, um sie zu versuchen.“ —

Nach diesem Zwiegespräch erklärte der Mönch, diese Art könnte blos durch Gebete ausgetrieben werden. Er versprach, drei Tage zu fasten. Während dieser Zeit wurde die Wöchnerin in der Dorfkirche eingesperrt. Dann kam der Mönch wieder, fragte den Geist wieder aus, verfluchte ihn laut, und da die Kranke jetzt ruhig war, erklärte er die Kur für endgültig gelungen. Als er aber — wie er sagte: um den Stolz des Teufels zu ärgern — von der Patientin verlangte, sie sollte ihm die Schuhe küssen, weigerte sie sich und wurde abermals wild; da gab er sie auf, da war sie rettungslos dem Teufel verfallen; er schlug sie mit seinen Schuhen auf den Mund und verliess sie . . .

In Bosnien ist allgemein die Meinung verbreitet, dass alle Krankheiten durch böse Einwirkungen des Teufels auf den Menschen hervorgerufen werden. Bei den christlichen Bosniaken ist das Austreiben des Teufels die hauptsächlichste Einnahmequelle der Dorfpopen. In der Nähe von Jaice befindet sich ein Kirchlein, dessen Dach ein Loch hat. Am Johannistage wallfahrten alljährlich zahlreiche Kranke dorthin, weil die Popen von Jaice ganz besonders geschickt in der Teufelaustreibung sind. Das Loch im Kirchdache ist nicht von Menschenhand, sondern von Gotteshand gebrochen worden und hat den Zweck, dem durch die Zauberformeln des Popen grässlich gepeinigten Teufel, wenn er aus dem Leibe des Kranken in die Höhe fährt, den Weg ins Freie zu schaffen.

Der moslemische Priester behauptet, jede Nation habe ihre eigenen Krankheitsdämone; sie seien verschiedener Art und gehorchten einem Oberhaupt; es gäbe unter ihnen eine Rangordnung, die einen seien mehr, die andern weniger mächtig, daher auch die Behandlungen verschieden sein müssen. Bei Geisteskrankheiten, Lähmungen, Epilepsie sagt man: „Der Teufel hat den Kranken gequetscht.“ Die Bekämpfung einer solchen Krankheit geschieht nach verrichtetem Gebet und nach mehrmaligem Anrufen des Krankheitsdämons, sich freiwillig zu entfernen: teils durch Aufzeichnen eines dämonischen Bildnisses auf einem Stück Papier und durch Einklammerung dieses Bildnisses, also durch symbolische Einkerkerung, worauf noch der Sicherheit halber das Papier in eine Flasche gegeben wird, die man fest versiegelt und ins Wasser wirft; teils in dieser Weise, dass man dem erwähnten Bildnis unter Hersagen heiliger Sprüche den

Kopf abschneidet. Gelingt die Kur: gut. Gelingt sie nicht: dann tobt in dem Kranken ausser dem Dämon noch ein anderes Leiden, das nur Gott kennt! ... Auch bei den Albanesen werden Wahnsinnige von Priestern, besonders von Mönchen, behandelt. Man legt sie in Fesseln und geisselt sie so lange, bis sie die Namen aller Teufel und Zauberer, welche in sie gefahren sind, ausgesagt haben. Diese Namen werden auf Papierschnitzel geschrieben und unter Bannflüchen dem Feuer überantwortet. Beliebt sind magnetische Kuren; solche sind in Konstantinopel häufig beobachtet worden: Der „Arzt" bewegt zuerst die Hände um Stirn, Brust und Bauch des Kranken, um die bösen Dünste zu vertreiben und spricht dann das Glaubensbekenntnis, das Teschehid: „Es ist kein anderer Gott ausser Gott, und Mohammed ist sein Prophet!" ... Dann spuckt er rechts und links aus, um den bösen Geist wegzuekeln, und murmelt die letzte, die 114. Sure des Korans, welche lautet: „Ich nehme meine Zuflucht zu dem Herrn der Menschen, zum Könige der Menschen, dass er mich befreie von dem Uebel Satan, der entflieht, wenn der Mensch sich Gottes erinnert, dass er mich befreie von dem Einflüsterer, der einflüstert böse Neigung in das Herz der Menschen, und mich befreie von bösen Geistern und Menschen." Infolge dieser dem Kranken in die Ohren gesprochenen Sure ist es schon jetzt möglich, dass der Teufel des Wahnsinns entflieht. Aber vielleicht sitzt er noch auf den Schultern, der Arzt bläst daher kräftig über die rechte und linke Schulter hinweg. Zeigt der Kranke noch immer keine Besserung, verharrt er in seiner Apathie, dann zieht der Arzt plötzlich ein Messer aus dem Gürtel und rückt dem Satan energisch auf den Leib. Er fährt mit der scharfen Spitze über die Augenbrauen und die Brust des Kranken, um den Dämon zu durchbohren, er fuchtelt über Stirn, Wangen, Rücken und Füsse herum, um den Geist zu treffen, wo immer er sich aufhalten mag. Wenn der Kranke vor Schrecken ob der drohenden Messerspitze zu jammern anfängt, ist das ein Jammern des bedrohten Geistes, und die Anstrengungen des Arztes werden immer grösser, um des Geistes Herr zu werden. Und endlich bricht der Kranke zusammen, zerschmettert von Angst und Aufregung. Ein schmerzliches Stöhnen entringt sich seiner Brust und seine fiebernden Lippen flüstern: „Maschallah, Maschallah, o Wunder

Gottes, oh, oh! . . ." — „Maschallah, Scheker Allah, Gott sei Dank, der Geist ist fort, der Kranke ist geheilt," ruft jetzt auch der Wunderdoktor, aber er vergisst nicht hinzuzusetzen: „Satan ist aus dem Munde des Gläubigen, Allah sei Dank, entflohen, um in den Mund eines Ungläubigen zu schlüpfen." So ist also der Geisteskranke in einigen Minuten gesund geworden — Inschallah, wenn Gott will. Wenn Gott nicht will, dann muss eben der Kranke krank bleiben . . . Leichtkranke können infolge dieser Kur wohl genesen, schon aus Furcht vor einer Wiederholung . . .

Der englische Oberst Charles White erzählt in seinem Buche „Three Years at Constantinople, or domestic manners of the Turcs" den Verlauf einer solchen Kur beim Wunderdoktor und Waffenhändler Ibrahim Emir Zadeh Efendi in Stambul.

Man darf über diese Dinge nicht zu sehr erstaunt sein: kann man doch solche Teufelsaustreibungen auch im zivilisiertesten Europa noch heute beobachten. Kürzlich publizierte der „kirchliche Anzeiger" aus einem mit Billigung des Erzbischofs von Freiburg erschienenen Buche eines Pfarrers Hagen das Rezept einer Teufelsaustreibung. Danach ist die Anwendung eines übelriechenden Gegenstandes als probates Mittel zur „Demütigung des dämonischen Stolzes" geeignet. Die Teufel, heisst es da, gehören bekanntlich in die Hölle, fürchten sich aber vor derselben und erhalten manchmal die Vergünstigung eines freien Herumschweifens in der Luft; dies benutzen sie, um in menschliche Leiber zu fahren. Man muss den Teufel als Ungeziefer betrachten und ihn austreiben, wie man Ungeziefer austreibt.

Und spielt nicht in Russland, in der Zarenresidenz St. Petersburg, der Priester Johann von Kronstadt eine klassische Rolle als Teufelsaustreiber, über dessen Wunderkuren die „Wjedomosti Gradonatschalstwa," das Organ der St. Petersburger Stadthauptmannschaft, offizielle Berichte bringt! So war dort im April 1902 folgendes zu lesen (Uebersetzung in der deutschen St. Petersburger Zeitung vom 3./16. Mai und vom 7./20 Mai 1902):

Die Bäuerin Jewdokia Iwanowna Kulikowa litt sechzehn Jahre lang an einer Art Epilepsie, welche die Bauern als Besessenheit (russisch: Portscha) bezeichnen. Charakteristisch für diese Krankheit ist, dass die davon Befallenen beim Anhören

des Kirchengesanges, des Gottesdienstes oder von Kirchenglocken von den Anfällen ergriffen werden, die sich in krampfhaften Zuckungen, unartikulierten Schreien und Aehnlichem äussern. Die Kulikowa wurde von ihren Angehörigen zu wunderthätigen Heiligenbildern geführt, auch wurde die Hilfe von Dorfzauberinnen in Anspruch genommen. Aber es half Alles nichts. Einige Male wandten sich die Verwandten der Kranken an Aerzte, deren Mittel nichts fruchteten. Am 18. April begab sich das Ehepaar Kulikow, welches inzwischen einen Kramladen in Petersburg eröffnet hatte, in die Leuschinski-Klosterfiliale an der Basseinaja, wo der Protohierei Joann aus Kronstadt erwartet wurde. Als man die Kranke zum Empfang des hl. Abendmahls führen wollte, erreichten die Anfälle, von denen die Kulikowa in der Kirche ergriffen wurde, ihren Höhepunkt. Der Priester Joann konnte ihr das Abendmahl nicht erteilen. Aus der Klosterfiliale fuhr der Priester zur Familie Bogomolow in das Haus Nr. 63 an der Galernaja, wohin sich auch die Kulikows begaben. Hier wurde die Besessene dem Priester vorgeführt, der sie, nach einem Gebet um Heilung der Kranken, fest ansah und ihr befahl, sich zu bekreuzigen. Die Besessene sah mit irrem Blick vor sich hin. Als der Protohierei Joann sie zum zweiten Mal aufforderte, that es die Frau, die sich sechzehn Jahre nicht bekreuzigt hatte, zur Verwunderung aller Anwesenden. Der Priester erteilte ihr darauf den Segen, worauf die Kranke fühlte, dass sie vollständig geheilt sei. Am 22. April konnte die Kulikowa, ohne von Anfällen heimgesucht zu werden, dem Gottesdienst beiwohnen. — Die Geheilte wohnt im Hause Nr. 110 am Quai der Moika. — — Ein zweiter Fall:

Am 14. März d. J. ereignete sich während der Zelebrierung der Liturgie durch den Priester Joann von Kronstadt in der Leuschinski-Klosterfiliale (an der Basseinaja) ein Fall, den in unserer Zeit des Verfalls des Glaubens mitzuteilen nicht unnütz ist. — Unlängst traf in Petersburg eine kranke Frau ein — die Bäuerin aus dem Gouv. Twer, Kreis Stariza, Dorf Shelesowa, Feodossia Ssergejew, 24 Jahre alt. Ihre Krankheit äussert sich darin, dass sie z. B. beim Hören der Kirchenglocken, wo sie auch sein möge, sofort hinfällt, mit schrecklicher, wilder Stimme zu schreien beginnt und in Schweiss ge-

badet von fürchterlichen Konvulsionen bis zur Erschöpfung geschüttelt wird. Dasselbe überfällt sie bei jeder Kirchenprozession. Die Kirche besuchte die Frau selten, indem sie sich auf ein fingiertes Unwohlsein berief; so oft sie aber in der Kirche war, wiederholten sich bei ihr die geschilderten Anfälle, nach deren Aufhören sie sich nicht mehr darauf besann, was ihr zugestossen war. Nach allen diesen Anzeichen muss man ihre Krankheit als jene Besessenheit bezeichnen, von der oft im Evangelium die Rede ist. Drei Jahre litt die Frau an der Krankheit, ihre Kräfte verfielen, so dass die Verwandten beschlossen, das letzte Mittel anzuwenden: die Gebete des Priesters Joann von Kronstadt für die Leidende zu erbitten. Zu diesem Zweck wurde sie nach Petersburg geführt, wo am 14. März der Priester Joann die Liturgie in der Kirche der Leuschinski-Klosterfiliale zelebrierte. Während der Darreichung des Abendmahls an die Gemeinde wurde sie auch zum Abendmahl geführt. Sofort überkam sie wieder ein Anfall, sie schrie und verzerrte das Gesicht: drei starke Männer mussten die Frau halten. Der Protohierei Joann legte der Kranken seine Hand auf, heftete auf sie einen festen Blick und sagte mit fester und lauter Stimme: „Im Namen unseres Herrn Jesu Christ befehle ich dir, Satan, auszufahren.“ Diese Worte wiederholte der Priester mehrere Male. In der von Andächtigen überfüllten Kirche trat tiefe Stille ein. Man hörte nur noch die mächtigen Worte des verehrten Priesters: „Fahre aus, fahre rasch aus!“ — dazu die unartikulierten Schreie der Besessenen und die Worte „ich fahre gleich aus!“ Das dauerte etwa drei Minuten. Dann hörten die Schreie auf, und die Kranke fiel mit geschlossenen Augen, schwer atmend, den Begleitern in die Arme. Der Priester Joann wandte sich an sie und sagte drei Mal: „Oeffne die Augen!“ Die Kranke erfüllte langsam mit grosser Anstrengung den Befehl. Ferner hiess sie der Protohierei mehrere Male sich bekreuzigen; das erste Mal that sie es mit Anstrengung, darauf freier. Nach einigen Fragen an die Frau hiess der Priester sie loslassen und sagte: „Lasst sie, sie ist jetzt vollkommen genesen!“ und reichte ihr das hl. Abendmahl, das sie fromm annahm. Später liess er sie noch ein Mal vorführen und sagte ihr, sie möge Gott danken und gesund bleiben. Die wunderbare Heilung machte den tiefsten Eindruck auf die Anwesenden.

Ein dritter Fall „von der Macht des Gebetes des Protohierei Joann Ssergjew“ wurde von den „Wjedomosti Petersb. Gradonatschalstwa“ noch im Oktober 1902 publizirt. Dieses Referat lautet nach einer Mitteilung in der deutschen Lodzer Zeitung vom 6./19. Oktober 1902: Eine Bäuerin aus Tula hatte vor 5 Jahren die Sehkraft und die Fähigkeit, ihre Hände zu gebrauchen, verloren. Man wandte sich schriftlich mit der Bitte an den Protohierei Joann Ssergjew, eine Fürbitte für ihre Genesung zu thun. Am 29. Juni erhielt sie vom Protohierei ein Schreiben mit einem Heiligenbildchen. Als sie dieses an ihre Augen und Hände legte, genas sie. — —

Aehnlich wie die Behandlung der Wahnsinnigen ist im Orient diejenige der Epileptiker. Beim Volke in Konstantinopel übt man zuweilen folgenden Gebrauch: man umwickelt den Kopf des Kranken mit einem Tuche, legt auf seinen Scheitel eine Handvoll Gerste und lässt davon fünf Hühner und zwei Enten der Reihe nach fressen. Die Türken empfinden vor Epileptikern die gleiche ehrfurchtsvolle Scheu wie vor Irren, da sie den epileptischen Anfall als Folge einer Unterredung mit überirdischen Geistern ansehen. Die bösen Geister werden den Epileptikern nämlich nach türkischer Meinung sichtbar. Der Patient steht in geheimer Verbindung mit einem Mädchen, und zwar einer Negerin; ein Dämon, in Liebe für dasselbe Wesen entbrannt, überrascht den Nebenbuhler, erfasst ihn beim Halse und sucht ihn zu erwürgen; daher die konvulsivische Bewegung. Fixiert sich das Kranksein in einem Mädchen, so steht sie mit einem Neger in einem strafbaren Bündnisse und wird in flagranti von dem Dämon überrascht, der sie liebt und nun aus Rache sie erdrosseln will. Bei einem epileptischen Anfalle treten daher die Hodschas-Zauberärzte mit grosser Zuversicht an die Seite des Kranken, dessen Leiden sie genau zu kennen glauben, hauchen und rufen ihn an, zitieren den bedrängten Dämon, befehlen ihm den Rückzug, arretieren und enthaupten ihn. — Professor Rigler, der viele solcher Fälle in Konstantinopel selbst beobachtet hat, sah die Macht der Einbildungskraft auf die von Vorurteil und Aberglauben befangenen Gemüter als so stark, dass ein Hodscha-Arzt jeden Epileptiker beliebig zum Anfall bringen konnte. Die Hodschas zeigen ihre Kunststücke gern, um einheimischen und fremden Zweiflern die Bedeutung ihres Einflusses

vor Augen zu führen und von ihrer Macht über die im Körper des Kranken hausenden Geister einen Beweis zu geben. Bei einem solchen Vorgang sitzt der Patient mit gekreuzten Füssen vor dem Geisterbeschwörer in einem Zimmer, dessen Fenster und Thüren fest verschlossen werden. In der Mitte des Zimmers steht eine Schüssel, gefüllt mit glühenden Kohlen und bestreut mit Aloeholz, so dass die Luft bald drückend und beängstigend wird. Nach dieser Vorbereitung ruft der Hodscha die Geister an, sich zu regen, zu bewegen und ihr Unwesen zu treiben. In 10 bis 15 Minuten erblasst der Kranke und beginnt zu zittern, zu wanken, sich zähneknirschend über das Erscheinen des Dämons zu beklagen, welcher ihn halte und würge, und endlich verfällt er im Kampfe gegen die ihn umgebende Gefahr in konvulsivische Bewegungen. Wenn bei einer epileptischen Person die Anfälle sich häufig wiederholen, so sagen die Hodschas, der Patient sei „janmisch“: gebrannt, unheilbar. — Mit Epilepsie bedroht der Koran in der III. Sure „die, welche vom Wucher leben“. Sie werden „dereinst auferstehen als Besessene, vom Satan berührt“ — nämlich in Verzuckungen und Konvulsionen, welche die Orientalen den Wirkungen des Satans zuschreiben. Von Murad III. behaupten die Geschichtschreiber, dass sich bei ihm Unmässigkeit im Genusse des Harems durch die fallende Sucht rächte. — Das türkische Wort für Epilepsie ist: sara oder tutarik; im Arabischen sagt man: nokta oder meskut; im Persischen sera; im Indischen mirgie. — Nach den Ansichten der Bewohner von Elbassan in Albanien wird die fallende Sucht den Menschen durch den weiblichen Dämon Fljamea angezaubert. Bei den Tosken in Süd-Albanien bedeutet das Wort Fljamea Seuche im Allgemeinen. Von einem Epileptiker sagen die Albanesen: „Er liegt in der bewussten Abrechnung mit dem Dämon“ oder: „Das Ding hat ihn überfallen.“ Man wagt den wahren Namen der Krankheit nicht zu nennen, um den Krankheitsdämon nicht zu reizen. Bei den Montenegrinern glaubt man: es überfällt eine Hexe den Schläfer, versetzt ihm mit einer Zaubergerte einen Streich über die linke Brust, worauf sich der Brustkorb von selbst öffnet. Die Hexe reisst das Herz heraus, und die Wunde wächst gleich wieder zu, so dass kein Zeichen äusserlich zurückbleibt. Manche so Ueberfallene können sich noch weiter schleppen, die meisten aber sterben gleich. Mit byzantinischen

Münzen, welche das Bildnis der heiligen Helena tragen, und mit alten ungarischen Münzen, die das Bild der Madonna zeigen und St.-Anna-Münzen genannt werden, glauben die Montenegriner vielfach die Epilepsie kurieren zu können. Die Südslaven heilen die Krankheit in folgender Weise: Befällt die „Padaviza" oder „Straschna bolest" — die hinfallende oder die fürchterliche Krankheit — einen Menschen zum ersten Male, so zieht man ihm vor allen Dingen gleich die Kleider, die er trägt, vom Leibe ab. Ist es ein Mann, so fängt man einen schwarzen, ganz fleckenlosen Hahn, ist es eine Frau, so holt man eine schwarze, ganz fleckenlose Henne. Hahn oder Henne wickelt man in die Kleider und wirft das Bündel übers Dach, von Sonnenaufgang gegen Abend. Wo das Bündel niederfällt, gräbt man eine Grube und steckt die Kleider samt dem Tier hinein; doch darf man das Loch nicht zuscharren, sondern blos mit einem Stein zudecken. Oder: trifft es sich, dass einer dazu kommt, der noch im Leben einen solchen Kranken nicht gesehen hat, so soll er dem Kranken mit den Zähnen in die grosse Zehe des rechten Fusses beissen; dann wird die schreckliche Krankheit den Leidenden nie wieder heimsuchen.

Der noch im vorigen Jahrzehnte im bosnischen Savelande berühmt gewesene Bauer und Wunderarzt Bositsch empfahl — wie Krauss in seinem „Urquell" berichtet — gegen die „Hinfallende" den Bauern folgende Mittel:

Der Kranke gelobe vor allem, während 80 Tage alle Montage und Samstage zu fasten und jeden Freitag zu heiligen. Dann suche man einen selbstgewachsenen Weissdornpfahl, „bijeli gloschtschitsch samonik", schäle davon Rinde in der Breite eines Leibriemens ab, zerstosse darauf Knoblauch und hefte ihn an den Bast an, umwickle das Ganze mit Leinwandfetzen und schnüre diese Binde dem Leidenden um den Leib. Dann zerstosse man wieder Knoblauch und stecke den Brei ins Innenfutter der Mütze. Binde und Mütze behalte man ununterbrochen 80 Tage, doch muss man den Knoblauchbrei im Futter der letzteren jeden Abend mit eiskaltem Wasser befeuchten. — Oder: Man schüttet in ein Gefäss Wasser von neun Quellen, wirft darein einige Stückchen nicht gemessener roter Seide, gibt dazu Blätter von wilden Granatäpfeln, Ljutac prvi udarac genannt, und noch acht verschiedene Kräuter, sowie ein eingetrocknetes Kirschen-

pfropfreislein; hierauf schneidet man einem makellos schwarzen Hahn den Kamm ab, fängt das Blut auf, mengt es mit Wasser und wäscht damit die Muskeln des Kranken; wenn dies geschehen ist, führt man den Kranken oder die Kranke, unter Mitnahme einer besonderen reinen Kleidung, an einen Kreuzweg, schneidet einen Stab von einem einsam stehenden Brombeerstrauch — od ostruge samice — ab und reisst einem Hahn — oder bei der Heilung einer kranken Frau, einer Henne — eine Feder aus. Diese Zeremonie übe man am späten Nachmittag oder besser noch um Mitternacht. Dann bade man den Kranken mit dem anfangs erwähnten Wasser von neun Quellen und vergrabe die Kleider, die er am Leibe hat, und die dem Hahn — oder der Henne — zuletzt ausgerissene Feder. Dann ziehe man dem Kranken die besonders mitgebrachte reine Kleidung an. Damit der, welcher am Patienten diese Heilung vornimmt, nicht die eingegrabene Krankheit erwische, spalte er den Stab vom Brombeerstrauche, schneide ein Stück von seinem Gewande ab, klemme es in den Spalt und werfe den Stab weit weg. Dann eile er mit dem Kranken, ohne sich umzuschauen, zurück. Nach 80 Tagen muss der Patient gesunden, so Gott will...

Wenn in Serbien der Epileptiker einen Anfall bekommen hat, so nimmt — wie Dr. Wladan Gjorgjewitsch erzählt — die Besprecherin, die Bajaliza, eine Sichel, einen Besen und einen Vogelflügel, und indem sie den Kranken damit berührt, spricht sie: Der Peter — oder wie der Kranke sonst heisst — ist mir krank geworden. Es begegneten ihm die Verdammten, welche einen Heukopf, Siebaugen und Sichelzähne haben. Mit dem Kopfe erschreckten sie ihn, mit den Augen sogen sie sich ein und mit den Zähnen zerfleischten sie ihn. Peters Wehklagen drangen bis in den Himmel, es hörte ihn die unbestechliche Mutter Gottes, welche also frug: „Warum klagst du, Peter, dass deine Klage von der Erde bis zum Himmel reicht?" — „Ich klage," antwortete Peter, „weil mir die Verdammten alle meine Kräfte verzehrten, meine Knochen zerbrochen, mein Blut ausgesogen haben." — „Klage nicht weiter" — sagte die Muttergottes darauf — „sondern geh' zur Dona Bajaliza, sie wird dir alles Böse wegblasen mit ihrem Atem, wegnehmen mit den Händen, wegzaubern mit ihren Worten, vergiften mit ihren Kräutern, und dir wird es leicht werden, dass du ruhig ein-

schlafen wirst wie ein Lämmchen im grünen Grase." Peter kam zur Dona Bajaliza, und sie fing allzugleich an zu beten: „Ihr Unbestechlichen, die ihr nie an einer Brust gesäugt wurdet, Ihr ungetrauten Hexen und Winde der grossen Krankheit, Euch bitte ich, die Dona Bajaliza, kommt heraus aus Peters Kopfe, aus seinem Gehirne, aus seinem Verstande, aus den Kopfhaaren, der Stirn, den Augenbrauen, der Nase, den Zähnen, den Lippen, aus dem Rachen, aus den Ohren, aus dem Kehlkopf, dem Halse, den Schultern, aus den Vorder- und Oberarmen, aus den Handgelenken und Händen, deren Fingern und Nägeln, aus dem Rücken und Kreuze, aus der Brust und den Rippen, aus den Bauchweichen, aus dem Herzen, aus den Lungen, der Leber, dem Nabel, dem Magen, den Gedärmen, den Nieren, aus der Harnblase, aus den Hüften und Oberschenkeln, aus den Knieen, den Schienbeinen, den Füssen, deren Fersen, Zehen und Nägeln. Ich bitte Euch, Ihr Verdammten, tretet ab, geht auseinander wie der Staub auf den Landstrassen, wie das Sonnenlicht über den Feldern, wie der Wind im Gebirge, wie das Volk, wenn die Kirchweih' zu Ende, wie die Leute vom Markte. Tretet ab, Ihr Verdammten, tretet ab!"

10. Chirurgen, Barbiere und Zahnärzte.

Einteilung der türkischen Chirurgen. — Staatliche Erlaubnis für Operationen. — Der Patron der moslemischen Wundärzte. — Der erste Chirurg des Islams. — Berühmte albanesische Feldscherer. — Die serbischen Volksärzte. — Berichte von Wladan Gjorgjewitsch. — Arabische Volkschirurgie. — Persische Chirurgen. — Knochenbrüche und Verrenkungen. — Eingeweidebrüche. — Berühmte Steinschneider. — Die Suluktschi. — Schröpfen. — Aderlassen. — Blutegel. — Massenhafte Blutentziehungen. — Chirurg, Barbier und Kawehdschi. — Persische Chirurgie. — Tätowierungen. — Blasenziehende Mittel. — Moxen. — Fontanellen. — Zahnärzte. — Ein Zahnheilmittel des Propheten Mohammed.

Die türkischen Chirurgen zerfallen zunächst in zwei grosse Gruppen: die eine bilden die Wundärzte, die man in der Einzahl Dscherrach nennt; die andere umfasst die Suluktschi oder Blutegelsetzer, meist armenische und jüdische Barbiere, die auch das Handwerk von Zahnärzten ausüben. Jede dieser Abteilungen besteht wieder aus zahlreichen Unterabteilungen, und namentlich hat jede Art Wundarzneikunst ihre Spezialisten. Zwar gibt es jetzt schon einige gebildete Chirurgen unter den Türken, wie beispielsweise den Dschemil Pascha, Schwiegersohn des Scheichs ul Islam; Dschemil lässt sich von seinen Landsleuten sogar gern als türkischen Billroth feiern. Aber im grossen und ganzen sind die einheimischen Chirurgen noch heute solche Ignoranten, wie vor Jahrhunderten.

Für jede Operation muss der Chirurg um die Erlaubnis des Richters nachsuchen, da er sonst bei einem unglücklichen Ausgang dem Gesetze als gemeiner Mörder verfällt. Das ist ein gewisser Vorteil für ein Land, in dem dieses medizinische Fach noch in den Händen gewissenloser Pfuscher sich befindet. Schade nur, dass nicht die gesamte Heilkunde solcher strengen Kontrolle unterliegt; es ist dem Charlatan blos verwehrt, seine

Nebenmenschen mit dem Messer zu töten, aber vergiften darf er sie ungestraft.

Die türkischen Wundärzte verehren den Jeremias als ihren Patron. Als der erste Wundarzt des Islams gilt der Fleischer Ebu Obeid, ein Zeitgenosse des Propheten. Doch wird dem Ebu Obeid diese Ehre streitig gemacht, denn in der arabischen Geschichte wird auch ein anderer, Namens Ibn Ebu Remset, aus dem Stamme der Beni Temim, als der erste Wundarzt der moslemischen Welt bezeichnet; von Ibn Ebu Remset sagte Mohammed: „Er ist von zarter Hand und ein Arzt Gottes"; was die Ausleger so verstehen, dass seine medizinischen Kenntnisse nicht weit her gewesen und er kein Arzt aus eigener Erfahrung und Bildung, sondern nur durch die Gnade Gottes war. Das könnte noch heute von fast allen türkischen Chirurgen gelten. Sie besitzen nichts Eigenes in ihrem Fache, weder Bildung noch Kenntnisse. Selbst ihre Instrumente beziehen sie aus der Fremde. Nicht eine einzige Lanzette wird in der Türkei gemacht.

Zu den berühmtesten Chirurgen im Türkenreiche gehören die albanesischen Kaloiatri oder Feldscherer; ihre Pflanzschule war von jeher — wie Hahn mitteilt — der Bezirk von Sagori im Pindusgebirge. Dort haben sich unzählige Arten von traditionellen Heilverfahren erhalten, und die Kunst vererbt sich von den Vätern auf die Söhne. Die Kaloiatri von Sagori heilen die schwierigsten Hieb- und Stichwunden durch das Auflegen bestimmter Kräuter, wobei sie als innerliches Medikament nichts als mächtige Portionen Branntwein verordnen: „dieses Medikament erhält das Fleisch lebendig," sagen sie, „und verhütet den Brand".

Berühmt sind ferner die serbischen Volkschirurgen; Wladan Gjorgjewitsch, erzählt in seinem Buche über die serbischen Sanitätszustände interessante Dinge über diese „Etschin": Sie nehmen die schwierigsten Operationen vor. Die Anatomie studieren sie an Tier bern.

Wie bei jedem Volke, bei dem der Ackerbau und die Viehzucht die Hauptbeschäftigungen bilden, so sind auch bei den Serben die einzelnen Organe des tierischen Organismus wohlbekannt. In jedem Hause wird Vieh geschlachtet, somit bekommt ein Jeder oft Gelegenheit, das Innere des tierischen

Körpers zu sehen, den Zusammenhang der einzelnen Organe zu begreifen, die verschiedenen Schichten und deren Aufeinanderfolge kennen zu lernen; man fängt an, die Muskeln und deren Sehnen von den Knochen und deren Gelenken zu unterscheiden, man bekommt allmählich eine Idee von Blutgefässen, von Nerven. Auf diese Weise wurden jene Kenntnisse gesammelt, die man, mit einer gewissen Idealisierung, die Anatomie der Volksmedizin nennen könnte. Mag diese anatomische Grundlage und ihre Anwendung auf den menschlichen Körper noch so mangelhaft sein, die Volksärzte haben doch auf ihr ein stolzes Gebäude der Volkschirurgie aufgeführt, welche heutzutage noch in Serbien nicht blos den messerscheuen Aerzten, sondern sogar den Operateuren vom Fach starke Konkurrenz macht. — Vor 50 Jahren lebte in Belgrad eine alte Frau, Stanija genannt, welche durch ihre Dexterität beim Einrichten selbst inveterierter Luxationen und bei der Behandlung der kompliziertesten Knochenverletzungen einen grossen Ruf erlangt hatte; die Regierung wurde von der öffentlichen Meinung gezwungen, dafür Sorge zu tragen, dass die wertvollen Kenntnisse dieser Frau nicht verloren gehen sollten. Die Regierung gab der alten Volks-Chirurgin infolgedessen nicht blos eine anständige Pension, sondern schickte zu ihr einige Schüler, die sie in ihrer Heilkunst unterrichten sollte. Also eine wahrhaftige Schule für Volkschirurgie, von Amtswegen errichtet! . . . Ein Jünger dieser Schule, der Gendarm Alexa, praktizierte im Jahre 1883 noch im Geheimen in Belgrad, trotz aller Polizeiverbote.

Vor 15 oder 20 Jahren geschah es, erzählt Gjorgjewitsch, dass der Militärarzt der Garnison von Pozarewatz sich eine Fractur der Tibia zuzog. In einem ziemlich schlechten Verbande heilte die Fractur mit starker Dislocation der Fragmente. Ein Volkschirurg des Ortes, der den schlecht verheilten Unterschenkel gesehen, ersuchte seinen diplomierten Kollegen um die Erlaubnis, den Fehler auszubessern, und als er diese Erlaubnis erhalten, fracturierte er die Tibia mit eigenen Händen, legte sie in einen festen Verband aus gestossenen Ziegeln, Werg, Seife, und in sechs Wochen war das Schienbein gerade geheilt. Die Kühnheit der Volkschirurgen begnügt sich nicht einmal mit der groben Arbeit bei Fracturen und Luxationen, sie wagen sich selbst ans Auge.

Gjorgjewitsch zählt folgende in letzter Zeit noch berühmt gewesene serbische Volksärzte und Volkschirurgen auf: Marko Giljacsa und Andrija Zivaljevitsch aus Lezevci, Kristo Medigovitsch aus Paschtrovitsch, Lazo Gorokutja aus Budua, Petar Mitrov Merdzanovitsch aus Rissanj in Montenegro; Marko Ilicskovitsch aus der Crmnitza und die Frau Manda Perovitschka aus Trebinje.

Der Volksaugenarzt Dimitrije aus Paratschin, hat durch 40 Jahre in ganz Serbien schwierige Staroperationen ausgeführt; und er pochte nicht blos auf seine Erfolge, sondern auf eine Unmasse von Zeugnissen, welche ihm diplomierte Aerzte ausgestellt, in deren Beisein oder gar mit deren Assistenz er operiert hatte. Ja, die Volkschirurgie der Serben hat auch Spezialisten aufzuweisen. Jefto Ducsitj, der aus Nadlug in der Herzegowina stammte und in der Boche di Cattaro praktizierte, hatte sich in Herniotomien einen grossen Ruf erworben. Nicht blos incarcerierte Hernien operierte er mit Erfolg, nachdem er immer früher die Taxis versucht hatte, sondern er machte auch radikale Operationen der freien Hernien. Jefto war so stolz auf seine Erfolge, dass er mit sehr wenig Respekt von den diplomierten Aerzten und dem „lateinischen Firlefanz" sprach, von dem er behauptete, dass er blos „die Welt betrüge und vergifte."

Das Wissen und die Manipulationen der Volksärzte und Volkschirurgen bilden ein Familieneigentum und Geheimnis, welches von einer Generation auf die andere vererbt wird, so zwar, dass es ganze volksärztliche Dynastien gibt, welche man an den Zunamen gleich erkennen kann. So bedeutet der Zuname Medigovitsch die Söhne des Medigo, oder Hetjimovitj die Söhne des Hetjim.

Uebrigens gibt es Beispiele aus Serbien, wo einzelne Patienten nicht einmal die Hilfe des Volkschirurgen in Anspruch nehmen, sondern an sich selbst den Chirurgen machen. Gjorgjewitsch erzählt: Ein Schmied, der am Fussrücken ein Neugebilde hatte, exstirpierte sich's eigenhändig mit seinem Brodmesser, und als das Uebel recidivierte, wiederholte er die Exstirpation. Erst als das Neugebilde zum zweiten Male recidivierte, kam er zu Gjorgjewitsch mit der Bitte, ihn „von dieser Unreinlichkeit radical zu befreien." — Eine Bäuerin, welche auf einer Fuss-

reise im strengsten Winter auf der Landstrasse erschöpft eingeschlafen war und deren beide Füsse bis zu den Tarso-metatarsalgelenken erfroren, wurde von barmherzigen Passanten bis in das nächste Landhaus an der Strasse getragen und dort zur Pflege übergeben. Die Magd des Hauses nahm, sobald sie die Eiterung zwischen den schwarzen abgestorbenen und den lebenden Teilen des Fusses gesehen, das Küchenmesser und machte eine förmliche Lisfrancsche Amputation, wobei ihr die natürliche Demarcationslinie das Messer geführt hat. Die Montenegriner und Dalmatiner in der Boche di Cattaro bedienen sich des Etschin oder Medigo, des Berufsarztes, eigentlich nur bei Verwundungen. Bei allen inneren Krankheiten ruft man die alten Weiber oder kuriert sich selbst. Eine sprichwörtliche Redensart in der Boche di Cattaro heisst: „Wer 30 Jahre alt ist und sich nicht selbst zu helfen weiss in Krankheiten, ist nicht wert, dass er lebt."

Unter den Serben ist nach Mitteilung von Gjorgjewitsch besonders die Kriegschirurgie gut ausgebildet. Die Not war hier die Meisterin. Die Stich- und Risswunden werden sogleich mit Salzwasser, an der dalmatinischen Seeküste mit Meerwasser, ausgespült. Bei Lappenwunden wird der Lappen reponiert und so befestigt, dass eine Verschiebung unmöglich ist. Bei allen Schnittwunden wird die Heilung per primam intentionem angestrebt; gelingt sie aber nicht, dann werden Wundsalben aufgelegt, deren Zusammensetzung ein Familiengeheimnis bildet. Der Verband wird zweimal täglich gewechselt. Wenn trotz der wunderthätigen Salbe Eitersenkungen oder Phlegmonen eintreten, sucht der Volkschirurg die tiefstgelegenen fluctuierenden Stellen auf, sticht sie mit dem Taschenmesser auf, lässt den Eiter ausfliessen und führt in jede solche Gegenöffnung ein mit seiner Wundersalbe angestrichenes Bourdonnet ein, welches bei jedem Verbandwechsel erneuert wird. Bei perforierenden Brustwunden wird die geöffnete Pleurahöhle von der Wunde aus mit etwa zwei Liter weissen Weines angefüllt; dann wird der Verwundete in horizontaler Lage auf die Hände genommen und so geschüttelt, wie ein Fass, das ausgewaschen werden soll; hierauf wird er umgewendet, damit der ganze Wein durch die Wunde herausgelassen wird. Dieses Auswaschen des geöffneten Pleurasackes wird so lange wiederholt, bis der herausfliessende Wein

wenig oder gar kein Blut mehr enthält; dann erst wird der Verband angelegt. Als der Volkschirurg Ilicskovitj nach einem blutigen Jataganduell, welches im Beisein des Fürsten Danilo von Montenegro stattgefunden und mit einer perforierenden Brustwunde des einen Duellanten geendet hatte, diese Prozedur mit dem Verwundeten ausführte, fragte ihn ein Schriftsteller aus der Suite des Fürsten, Vrcsevitj, warum er diese Ausspülung mit Wein vornehme; der Volkschirurg gab folgendes zur Antwort: „Ja Herr, wir sind um die Taille durch eine fleischige Scheidewand geteilt, zwischen der Brust- und Bauchhöhle haben wir einen Boden. Nun, wenn ich die Brusthöhle nicht mit Wein ausspülen würde, so möchte sich der Eiter auf dem Boden sammeln, dort verderben, zur Jauche werden, und der Verwundete würde mir an dieser Eiterverderbnis zu Grunde gehen. So aber, wenn ich ihn davor bewahrt habe, ist es mir ein Leichtes, die Wunde zu behandeln, welche ich sehen kann."

Bei den Wunden der vorderen Bauchwände werden die Wundränder möglichst genau aneinandergelegt und so gehalten, bis eine originelle Art von Nähten angelegt ist, nämlich eine nach der Länge der Schnittwunde grössere oder kleinere Zahl von starken Käfern, denen, sobald sie sich an die Wundränder fest angeklammert haben, die Hinterteile abgeschnitten werden . . .

Wenn nicht blos die vordere Bauchwand, sondern auch die Gedärme verletzt sind, dann bekommt der Verwundete täglich 20 bis 30 nussgrosse, aus Mehl und Hasenhaaren geknetete und gebackene Teigknödel zu essen, „damit die Hasenhaare auf diese Weise bis zur Darmwunde gebracht werden, dort haften bleiben und sie verstopfen mögen."

Wenn einzelne Weichteilstücke ganz abgeschnitten sind, versucht der Volkschirurg allsogleich ihre Wiedereinheilung. So ist es erwiesen, dass dem Ivo Martinovic, dem in der Schlacht die Nase weggeschnitten war, dieselbe auf folgende Weise wieder angelegt und befestigt wurde: Zwei Metallröhrchen wurden ihm in die Nasenlöcher gesteckt, „damit die Nase nicht inwendig verwachse." In sechs Wochen war die Nase so schön auf ihrem Platze eingeheilt, dass man blos durch die Narbe an die von ihr überstandene Verlustgefahr erinnert wurde.

Bei Bisswunden, besonders wenn der Mensch von einem

tollen Hunde gebissen wurde, wird der betreffende Körperteil oberhalb der Bisswunde fest eingeschnürt, „damit das Gift nicht in die Adern gelangen kann,“ und dann wird die Bisswunde mit starkem Essig oder Branntwein ausgewaschen. Hierauf kommen Fisolenbohnen in die Wunde, um in ihr als fremde Körper eine profusere Eiterung hervorzurufen.

Wenn der Volkschirurg zu einem Patienten gerufen wird, der sich einen Knochenbruch zugezogen, fängt er mit seinen Händen, welche er mit gewärmtem Oel angestrichen, zunächst das verletzte Glied behutsam zu massieren an, „bis er die Fragmente eingelegt hat“. Dann nimmt er Linnen, breitet ihn in der Mitte ein bischen aus, giesst darauf das Eierklare zweier Hühnereier und etwas gestossenen Alaun, legt das so Zubereitete auf die Bruchstelle des Knochens und verbindet sie mit einem schmalen Handtuch. Dann nimmt er zwei Holzschienen, jede so lang wie der frakturierte Knochen, und 3 bis 4 Finger breit. Dieser Schienenverband wird mit einem Gurt fest zusammengeschnürt und 8 Tage liegen gelassen. Nach der ersten und nach der dritten Woche wird der Verband erneuert; blos wird bei dem zweiten Verbandswechsel keine Schiene mehr zu Hilfe genommen. Nach der Meinung der Volkschirurgen heilt ein junger Knochen in drei Wochen, während beim Knochenbruch eines Erwachsenen doppelt so viel Zeit notwendig ist, „weil sich der alte Knochen viel schwieriger anschmiegt“.

Höchst interessant ist das Verfahren der serbischen Volkschirurgen bei Verletzungen der Schädelknochen. Sobald der Verunglückte über heftigen Kopfschmerz zu klagen beginnt, sobald er aus einer Ohnmacht in die andere fällt, sagt der Volkschirurg allsogleich: „das Blut fängt an, sich auf das Gehirn zu setzen,“ und macht eine Operation, welche der Trepanation lege artis auf ein Haar ähnlich ist. Zuerst wird mit einem Rasiermesser auf der betreffenden Stelle des Schädels ein Kreuzschnitt gemacht, die Lappen werden zurückgeschlagen, und dann wird das Rasiermesser als Raspatorium benützt, um eine Stelle des Knochens, etwa so gross wie ein Markstück, blosszulegen. Und jetzt wird thatsächlich trepaniert mit einem Instrumente, welches sogar in der serbischen Volkssprache „trapan“ heisst. Nach der Entfernung des heraustrepanierten Knochenstückes wird ein Stück Schwamm auf eine lange stumpfe Nadel gebunden

und damit das ganze etwa in der Schädelhöhle extravasierte Blut aufgesogen. Zuletzt wird das Loch im Schädel mit einem gleich grossen, schön abgerundeten Stücke eines Kürbisses zugestopft, welches dann bis zur Anwachsung des neuen Knochens „aufgesogen“ wird. . . .

Was die Luxationen anbelangt, so behauptet der serbische Ethnograph Vuk Vrcsevitj, dass es kein Dorf in den Ländern der serbischen Zunge gebe, wo nicht wenigstens ein Volkschirurg wäre, welcher sich speziell mit der Einrichtung der ausgerenkten Glieder befassen würde; die Methode dieser Spezialisten besteht immer in der Traktion. Es wird genau unterschieden, ob der Gelenkkopf nach unten, nach vorne oder nach hinten luxiert ist; und wo es notwendig ist, wird immer vor der Traktion ein grosses Knäul Garn unter den Gelenkkopf gelegt, um ein Hypomochlion zu haben.

Von den Geschwülsten kennt die serbische Volkschirurgie blos die Lymphomata und Atheromata. Die letzteren werden immer mit einem Holzdorn angestochen; der Dorn wird 24 Stunden stecken gelassen, dann herausgezogen und hierauf legt man eine Salbe auf, „welche in 9 Tagen unfehlbar den ganzen Inhalt der Balggeschwulst herausziehen muss“. Die Volkschirurgen sind so sicher mit dieser Methode, dass einer einmal vor Staunen kaum zu sich kommen konnte, als nach einer solchen Operation der Patient Erysipel bekam und daran starb.

Bei den nichttraumatischen Entzündungen der Weichteile bei Panaritien — welche „nepomenik“: der „Gott sei bei uns“ genannt werden — ferner bei Phlegmonen und Abscessen wird immer zuerst mit verschiedenen Cataplasmen eine „Reifung“ — die Eiterung — angestrebt und, sobald sie durch Fluctuation nachzuweisen ist, dreist eingeschnitten. Die einzige Ausnahme macht merkwürdigerweise der Karbunkel, welcher auf eine sonderbare Weise behandelt wird: Es werden nämlich die posteriora einer lebenden Henne auf die karbunculösen Stellen gelegt, weil die Volkschirurgen behaupten, „dass dadurch das ganze Gift aus dem Karbunkel in die Henne fahren muss“; die Hennen sollen auch in Folge dieser Vergiftung gleich krepieren; das Verfahren wird solange wiederholt, bis eine Henne am Leben bleibt. Dann ist der Karbunkel unschädlich gemacht.

Etwas barbarisch, aber zweckmässig ist die Lage der Pa-

tienten, welche ihnen die serbischen Volkschirurgen geben, um die Reposition der freien Hernien auszuführen. Es werden den Kranken nämlich die Füsse an zwei unweit von einander stehende Pfosten angebunden, so zwar, dass Kopf und Oberkörper auf der Erde liegen. Der Volkschirurg stellt sich oder setzt sich auf die aufgehängten unteren Extremitäten des Patienten und beginnt die Streichung des Bruchsackes mit gewärmtem Oele, welche Prozedur eine volle Stunde fortgesetzt wird. Wenn der Bruchsack unter dieser Manipulation zusehends kleiner wird, so wird die Operation fortgesetzt bis zum Verschwinden der Hernie. Geht es aber mit der Streichung nicht, dann wird der Patient in dieser wenig beneidenswerten Lage bis zum nächsten, sogar bis zum übernächsten Tage gelassen und bekommt während dieser Zeit einzig und allein etwas Brod zu essen, „damit die Gedärme durch verschiedene Speisen nicht strotzen." Ist der Bruch trotzdem nicht verschwunden, dann werden das Scrotum und der Bruchsack aufgeschnitten, die Bruchpforte wird mit einem „einer Feile ähnlichen" Instrumente erweitert und die Darmschlinge in die Bauchhöhle zurückgeschoben. Gleich darauf wird auf die Wunde eineP flanze gelegt, „welche im Stande ist, dieselbe in 24 Stunden verheilen zu lassen." Die Volkschirurgen sind so überzeugt von der Wunderkraft dieser Pflanze, dass sie es nie unterlassen, auch in Fällen, wo die freie Taxis gelungen, doch die Pflanze auf die gesunde Haut, in der Gegend der äusseren Oeffnung des Inguinalkanals, aufzulegen. Gjorgjewitsch bemerkt über diese Pflanze, dass er das geheimnisvolle Kraut allen seinen Bemühungen zum Trotze weder zu sehen bekommen, noch seinen Namen erfahren konnte.

Honigberger erzählt, wie die Araber in der Wüste ihre Wunden heilen oder zubacken: „Sie machen nämlich ein Loch in die Erde, wie ein Grab, das sie ausheizen; dann legen sie den Verwundeten hinein und bedecken ihn; er bleibt solange darin, bis er entweder geheilt oder gestorben ist; stirbt er, so haben sie nur die Erde über ihn zu schütten; kommt er auf, so kann er wieder auf das Kameel aufsitzen und dem Feinde entgegenreiten."

Das Einrichten gebrochener und verrenkter Glieder wird in Persien, nach Polak, von Leuten aus dem Volke geübt, von den Bruchbindern — schickeste-baend — die sich grossen Zu-

spruchs erfreuen. Bei der leichtesten Kontusion wird ein Schikestebänd gerufen. Er diagnostiziert immer Bruch, zum mindesten eine Verrenkung, reckt und zieht das Glied nach allen Dimensionen — denn nach der Heftigkeit des Schmerzes richtet sich die Höhe seines Entgelts — schmiert es dann reichlich mit Eidotter ein und umgibt es endlich mit Binden oder mit Schienen aus Holz oder Rohr. Vermögendere lassen sich die Glieder statt mit Eidotter mit dem kostbaren Mumiai, einem Erdpech einreiben, dessen Heilkraft nach der Behauptung der Perser eine so wirksame sein soll, dass man damit das gebrochene Bein eines Huhns in einem Tage vollständig heilen kann. Von Honigberger wird diese Behauptung als Thatsache angeführt.

In der Türkei werden Knochenbrüche und Verrenkungen von den Kiriktschi und Tschikiktschi geheilt. Diese Specialisten erklären jede Erschütterung, Quetschung oder leichte Verrenkung als einen schweren Knochenbruch, um den Ruhm zu geniessen, dass sie das angeblich schwer verletzte Glied schon nach wenigen Tagen brauchbar gemacht. Sie umwickeln die Extremität mit Binden, legen Holzschienen darüber und empfehlen Ruhe und Diät; durch zu starken Druck des Verbandes verursachen sie gewöhnlich Brand; dennoch stehen sie in hohem Ansehen, das durch noch so offenkundige Fehler nicht erschüttert werden kann.

Als Lorenz Rigler vor fünfzig Jahren die Reorganisation der Spitäler Konstantinopels durchführte, waren die Tschikiktschi und Kiriktschi in allen öffentlichen Heilanstalten angestellt und den Aerzten im Range gleich. Rigler verdrängte sie schleunigst, aber sie sind wiedergekehrt und müssen geduldet werden; lernte ich doch selbst im kaiserlichen Palaste von Jildis Kjöschk den Kiriktschi Schachnasar Efendi als eine Persönlichkeit kennen, gegen welche die höchsten Hofärzte nicht aufkommen können.

Andere türkische „Chirurgen“ beschäftigen sich mit dem Eröffnen von Abscessen; sie haben in ihrem ganzen Leben nur diese Operation ausgeführt, aber nicht einmal die Uebung macht sie zu Meistern. Sie kennen bei allen Geschwülsten blos zwei Methoden: sie eröffnen die Abszesse oder verordnen Kataplasmen und partielle laue Bäder. Bei dem Eröffnen der Abszesse gehen sie rücksichtslos vor, das Leben der Patienten empfehlen

sie der Gnade Gottes. Gottes Ungnade ist es, wenn sie dem armen Kranken bei einer Kniegeschwulst eine Incision von zwei Zoll Länge machen und dabei das ganze Kapselband durchschneiden.

Mit der Kurierung der Eingeweidebrüche wiederum betraut man die Kasiktschi. Ihre Kunst ist die Reduktion beweglicher Hernien und die Anlegung eines Bruchbandes.

Bei eingeklemmten Brüchen versuchen sie, die Reposition der Eingeweide nach einem Aderlass im Bade und durch Aufhängen des Kranken an den Füssen zu erleichtern. Erreichen sie ihren Zweck nicht — und das ist das Häufigere — dann empfehlen sie ebenfalls ihren Patienten und seine Heilung dem allmächtigen Allah. Als tüchtige Kasiktschi gelten übrigens die albanesischen.

Häufig findet man in der Türkei die Taschtschi oder Steinschneider. Einen berühmten islamitischen Steinoperateur erwähnt Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der Arabischen Litteratur unter Nummer 8112. Dort heisst es: „Hebetallah Ben el Mesihi Ebu Nassr lebte um 600=1203 und war Leibarzt des Kalifen Nassir li Dinillah, den er im Jahre 598 von einem gefährlichen Steinübel rettete, wofür er so reich von allen Mitgliedern der Kalifenfamilie beschenkt wurde, dass ihm die Kur 20000 Goldstücke eintrug."

Rigler erzählt einen merkwürdigen Fall aus neuerer Zeit: Als er sich bei einem Taschtschi befand, kam zu demselben zum ersten Mal ein Patient. Der Taschtschi untersuchte ihn und diagnostizierte auf einen Blasenstein. Ohne weitere Vorbereitungen zu treffen, liess er den Kranken entkleiden, an den Rand einer Ottomane legen und von zwei Dienern festhalten. Mit dem linken Zeigefinger drückte er den Stein an, und mit der rechten Hand führte er einen raschen Schnitt, um dann mit einer Kornzange ein taubeneigrosses Ding herauszureissen. Nachdem er die Wunde zugenäht hatte, schickte er den Kranken mit einem Wagen in seine eine halbe Stunde entfernte Wohnung, empfahl ihm Ruhe, nichts zu essen, aber viel Wasser zu trinken. Die Wunde war am 31. Tage geheilt, ohne eine Fistel zu hinterlassen. — Als besonders gute Steinoperateure galten von altersher die Griechen aus Metzowo in Rumelien.

In Serbien scheinen die Blasensteinschneider, wie Gjorgjewitsch glaubt, keine ständigen Vertreter gehabt zu haben; aber

bevor die diplomierten Aerzte angefangen haben, selber die Lithotomien zu machen, verging kein Jahr, ohne dass der eine oder der andere Steinschneider aus Mazedonien, Epirus oder Albanien nach Serbien kam, um eine Reise im Lande zu machen und viele Lithotomien auszuführen.

Zu einer Steinoperation muss sich in der Türkei der Taschtschi nicht blos mit einer richterlichen Erlaubnis, sondern auch mit einem Freibriefe für den Fall des Misslingens versehen. — Ein allgemein verbreitetes orientalisches Volksmittel gegen Stein ist ein Thee von trockenen Blättern des Mandelbaumes.

Alle bisher erwähnten chirurgischen Spezialisten gehören in die Gruppe der Dscherrachs; nun will ich mich den Suluktschi zuwenden, die mit der Blutentziehung hantieren, mit Schröpfen, Aderlässen und Blutegeln. Dr. Bernhard Beck sagte mir: „Eine Araberin kann nicht einen Monat, ja nicht eine Woche existieren, ohne sich Schröpfköpfe setzen zu lassen.“ Das beim Schröpfen im Orient im Allgemeinen übliche Verfahren ist folgendes: Mit einem Rasiermesser oder einer Lanzette werden an den zur Blutentziehung bestimmten Körperteilen Einschnitte gemacht; auf diesen wird ein unten geglättetes, an der oberen Spitze abgesägtes und dadurch eine kleine Oeffnung besitzendes Horn mit der Basis aufgesetzt; der Operateur drückt den Mund an die kleine Oeffnung der Spitze, saugt die Luft aus und verschliesst das Loch mit einem Stückchen Wachs.

Ein ähnliches Verfahren ist in ganz Afrika bekannt. Loyer berichtete dies schon 1714 von den Völkern Inner-Afrikas und Mungo-Park das Gleiche 1799. Professor Vambéry erzählte mir einmal, dass der Dscherrach-Baschi oder Ober-Wundarzt im Sserai Abdul Medschids mittels einer alten Flinte schröpfte.

Im Innern des Reiches, wo wissenschaftlich gebildete Aerzte häufig vollständig fehlen, ist die Blutentziehung ein wahrer Unfug, eine männermordende Seuche. Wenn ich in den Provinzstädten und Dörfern die Gassen der Bazare durchwanderte, sah ich in den Schauläden der Barbierstuben Glas an Glas stehen; Glas an Glas mit Blut, mit Menschenblut. Die Bude des Raseurs ist hier gleichzeitig chirurgische Klinik und Kaffeehaus. In einer Ecke hocken die Leute, die ihren kleinen Schwarzen schlürfen oder ihre Nargilleh gurgeln; in einem anderen Winkel lassen sich einige einseifen oder rasieren. In der Mitte des Lokals

aber steht der Meister des Hauses, in der Hand sein schärfstes Rasiermesser haltend, und hackt in den nackten Körper eines Opfers Schnitt um Schnitt. Dann nimmt er ein Schröpfglas, wirft ein Stückchen Watte hinein, brennt sie an und stülpt das Glas auf den Rücken des Patienten. Wenn die Watte verbrannt und das Glas luftleer geworden ist, zieht der Operateur das Blut ab und stellt Glas um Glas eines neben das andere, bis der Gemarterte ohnmächtig wird. Manchmal haut der Raseur sein Messer statt auf den Rücken auf die Schläfe oder die äussere Handfläche seiner Kundschaft, und er macht sich garnichts daraus, wenn er statt einer Vene eine Arterie trifft, sodass der Patient, der sich aus einem vielleicht geringfügigen Anlasse Blut entziehen lassen wollte, rettungslos zu Grunde geht.

In den Dörfern Palästinas wird das „Taschtib“ — vom Verbum schattab, ritzen — selbst bei kleinen Kindern angewendet; wenn sie von heissem Fieber befallen sind, ritzt man ihnen die Haut an Rücken und Füssen mit dem Mus, dem Rasiermesser, so lange bis man glaubt, dass genug schlechtes, den kleinen Körper mit Fieber plagendes Blut abgeflossen ist.

Eine eigentümliche Art des Schröpfens findet, wie mir Dr. Beck berichtete, in Bagdad bei Darmleidenden und Hämorrhoidalkranken statt. Da der Operateur in solchen Fällen ein Glas mit brennender Watte nicht gut verwenden kann, setzt er an die leidende Stelle ein Saugglas in der Art desjenigen an, das man zum Abziehen der Muttermilch gebraucht, und saugt eigenmündig Glas um Glas auf . . .

In Aegypten wird bei Kopfschmerz die Nase geschröpft; in Konstantinopel und Arabien macht man dagegen auf der Kopfhaut Einschnitte; das hervorquellende Blut wird dann mit einem scharfen Holze fortgestrichen. Bei Gelbsucht schröpft man die untere Zungenfläche, Stirn und Nase oder rasiert den Scheitel, macht Einschnitte in die Kopfhaut und reibt letztere mit einer aus Knoblauch und Fett bestehenden Salbe ein. — Die Scarification heisst türkisch: jarma; arabisch: tebze oder taschtib; persisch meist: schateb; indisch patsch. Nicht weniger verbreitet als das Volksmittel des Schröpfens ist das Aderlassen. Letzteres heisst türkisch: Kan alma; arabisch: fast, fessad oder mebzak; persisch: fäsd oder chun keschiden; indisch: fäst oder loukitschne. — Bei den leichtesten Anfällen von Unwohlsein eilt man zum Barbier, um

einen Aderlass zu verlangen. Man fragt den Operateur nicht um Rat, man erzählt ihm nichts von der Krankheit, die man zu haben glaubt, man setzt sich einfach nieder und lässt sich zwischen Kaffee und Nargilleh mehr oder weniger Blut abzapfen. Spritzt dieses in schwarzem Strahl hervor, dann sagt der Operateur: „Oho! welch schlechtes Blut!“ und der Patient erwidert: „Allah sei Dank, dass es heraus!“ Das Aderlassen geschieht meist mit der Lanzette, seltener mit dem Schnepper. Die Art, die Vene zur Schwellung zu bringen, unterscheidet sich von der in Europa üblichen und ist im Orient noch heute dieselbe, wie sie Professor Rigler geschildert hat: ein rotes, nur fingerbreites Seidenband wird befeuchtet und um die Extremität geführt; begegnen sich die beiden Enden das zweitemal, so wickelt man das eine drei bis viermal um das andere, giebt es in der Form einer Schlinge zwischen die erste Kreistour und die Haut und drückt den Knoten an die Gliedmassen an. Ist nach Eröffnung der Vene die an der Peripherie befindliche Blutmenge entfernt, so hat man nur durch Ausziehen der Schlinge den Druck zu mildern, um durch leichtes Aufdrehen oder Zudrehen der zweiten Kreistour den Ausfluss des Blutes in gewünschtem Maasse zu erhalten. Zum Verbande dient ein Stück Baumwolle, an der Venenwunde aufgedrückt und mit einem Tuche festgehalten. Jede gesegnete Frau wird bis zu ihrer Niederkunft drei- oder viermal an den Venen des Handrückens zur Ader gelassen; bei Frauenleiden wird aber sonst häufiger das Setzen von Blutegeln angeraten, das auch bei Fieber und hitzigen Krankheiten als Heilmittel dient. Wenn man bei Kopfschmerzen, Halsschmerzen und Brustschmerzen Blutegel anwendet, dann setzt man diese gewöhnlich nicht an die leidenden Stellen, sondern an die von ihnen entfernten Körperteile, da die Meinung herrscht, es würde durch ein Ansetzen der Blutegel in der Nähe der leidenden Stellen das Blut dort eher zu- als abgeleitet werden.

Während seines Aufenthaltes in Damaskus wurde Dr. Beck einmal zu einem blutbrechenden Patienten gerufen. Die Untersuchung des Magens und der Lunge ergab keinen Grund für den Blutausfluss. Bei einer Spiegeluntersuchung des Kehlkopfes und der Speiseröhre fand der Arzt in der letzteren einen Blutegel. Der Patient hatte sich bei Zahnschmerzen den Blutegel in den Mund setzen lassen, das Egelchen aber rutschte

in die Speiseröhre. — Der Verbrauch der Blutegel ist so gross, dass diese je nach der Nachfrage im Preise steigen und fallen. Zum Stillen der Blutung aus Blutegelbissen wird feingestossener Kaffee oder Zucker oder auch mit Zitronensaft vermischter Bolus in die Wunden gerieben.

In ausserordentlich übertriebenem Masse kommen auch in Persien, wie Dr. Polak erzählt, Blutentleerungen zur Anwendung. Nicht nur, dass bei jedem Leiden mit katarrhalischem oder entzündlichem Charakter einer oder mehrere Aderlässe verordnet werden, auch ohne alle Nötigung pflegen die meisten Leute wenigstens jährlich zweimal, viele alle zwei bis drei Monate, ja jeden Monat einmal, sich zur Ader zu lassen. Nur wenige Perser — und zu ihnen gehörte der Schah Nassreddin — haben die Gewohnheit des öfteren Blutablassens nicht angenommen, noch weniger entsagen ihr im vorgerückten Alter. „Habe ich Blut?“ — „Soll ich zur Ader lassen?“ sind die stehenden Fragen des Persers oder der Perserin an den Arzt. Auch in den letzten Monaten der Schwangerschaft lassen sich die Frauen häufig zur Ader, während sie es in den ersten Monaten, besonders gegen Ende des dritten, für schädlich halten. Das zur Aderlassen ist auch in Persien Sache der Chirurgen oder Bader; der persische Arzt hält diese Operation unter seiner Würde, und vom europäischen behaupten die Perser, dass er sie nicht verstehe. Die Ader wird mittels einer sehr feinen pfriemenartigen Lanzette, der „Nischter“, geöffnet, nachdem vorher der Oberarm mit einem dünnen Lederbändchen fest geschnürt und dem zu Operierenden, damit er die Finger bewege, eine Kugel in die Hand gegeben worden ist. Man hat besondere Anzeichen für die Vena Basilica, persisch: „Baslik“, die Cephalica oder „Keifal“, die Salvatella-Saphena oder „Safen“.

An Tagen, an welchen es nach Berechnung der Astrologen besonders gut ist, zur Ader zu lassen, fliesst in der Rinne vor den Barbierstuben das Blut buchstäblich in Strömen. Bei sogenannten feuchten Krankheiten, bei Apoplexie, wo das Gehirn von Feuchtigkeit ergriffen sein soll, ist der Aderlass verpönt, ebenso beim eigentlichen Typhus oder „Muhrege“; beim typhoiden Fieber, dem „Mutbegeh“, ist er dagegen vorgeschrieben. Von seiner nachteiligen Wirkung beim Wechselfieber, auch dem perniciösen, hat sich Dr. Polak vielfach überzeugt; ein unzeitiger

Aderlass genüge oft, das einfache Fieber in ein perniciöses ausarten zu machen. Unstreitig entstehe, meint Dr. Polak, aus übel angebrachten wie aus zu häufigen Aderlässen Blutleere, die sich zu zeitweiliger Hautwassersucht steigern könne, und es bedürfe dann langer Zeit, ehe sich die normale Blutmenge wieder einstelle. Dazu komme noch der besondere Uebelstand, dass die Bader das Reinigen der fortwährend im Gebrauch befindlichen Lanzette vernachlässigen, und dadurch umschriebene oder ausgedehnte Venenentzündungen erzeugt werden; ein Aneurysma kam ihm jedoch nicht vor.

Nicht minder wie die Anwendung der Aderlässe wird in Persien die der Blutegel, die man dort „Zalu" nennt, übertrieben. Hat der Perser Langeweile, so sucht er irgend einen schmerzenden Punkt an seinem Leibe auf, sei es auch an der Nasenspitze oder am Ohrläppchen, um sich dort Egel anzusetzen. Die Tiere finden sich in grosser Menge in den Süsswassersümpfen am Kaspischen Meer, von wo vor einigen Jahren viele nach Frankreich verschickt wurden, und in der Nähe von Schiras, sie fehlen aber ganz im östlichen Teile des Reiches. Ihr Preis ist äusserst gering; in den Strassen Teherans ziehen immer Leute aus Masanderan umher mit dem Rufe „Ai zalu!" Wird ein solcher Verkäufer gerufen, so setzt er gleich die gewünschte Anzahl selber an, wobei es ihm auf fünf bis zehn Stück mehr nicht ankommt. Als Mittel gegen die so häufig vorkommenden Augenleiden setzt man Blutegel an die Schläfe.

Endlich wird auch die dritte Blutentziehungsmethode, durch Schröpfköpfe, welche „Hedschameh" heissen, in Persien mit Eifer benutzt. Zwischen den Schulterblättern ist der Körper fast jedes Persers ganz von Striemen durchfurcht. Anfangs glaubte Dr. Polak, dass sie von Rutenstriemen herrührten, bis er sah, dass Streiche ausschliesslich nur auf die Fusssohlen erteilt wurden, und nun Schröpfnarben in den Striemen erkannte. Das Verfahren ist wie im ganzen Orient auch in Persien noch dasselbe wie zu den ältesten Zeiten der Aegypter: Man macht die Schnitte mit einem Rasiermesser und stülpt ein Horn darüber, wodurch das Blut herausgezogen wird. Mit Bezug auf dieses Verfahren lautet daher die Ordination des persischen Arztes: „Ein bis drei Horn Blut." Besonders häufig wird das Schröpfen bei Kindern angewandt als beliebtes Mittel gegen

Wasserkopf und Kongestionen. Ausser zwischen den Schultern schröpft man auch an anderen Teilen des Körpers, am Kreuz, um die Gelenke, in der Milzgegend. Polak erklärt, dass er nur in zwei Fällen nachteilige Folgen wahrgenommen habe; in diesen beiden Fällen verwandelten sich die Schnittwunden in syphilitische Geschwüre. Man beschuldigte den Dalak, den Barbier, dass er sich unreiner Messer bedient habe. In der That waren an anderen Körperteilen keine Symptome von Syphilis zu bemerken. Da jedoch beide Fälle Frauen betrafen und dem Dr. Polak nicht gestattet wurde, die geheimen Teile zu untersuchen, konnte er den wirklichen Sachverhalt nicht authentisch ermitteln.

Der unblutige Schröpfkopf, persisch: „Hadschameh badi“ oder auch „Kuze,“ der Krug genannt, wird in Persien nach folgendem Verfahren gesetzt: Man drückt einen Teig platt auf die betreffende Körperstelle, legt ein angezündetes Kerzchen oder Stück Baumwolle darauf und lässt dieses unter einem darüber gestürzten Krug von drei bis vier Zoll Mündungsweite verbrennen. Infolge der hierdurch erzeugten Luftverdünnung ziehen sich mit Blut unterlaufene Flecke in der Haut zusammen, sodass ungefähr dieselbe Wirkung erzielt wird wie mit der Junodschen Ventouse oder mit Senfpflaster. Der Kuze wird bei Kongestionen gegen den Kopf am Rücken, bei Kreuzschmerzen in der Lendengegend, bei Amenorrhöe am Kreuz und an den Schenkeln appliziert. Auf dem Lande ersetzt man den Krug durch Auflegen eines Breies von frisch zermalmter Ranunkel, der aber leicht schmerzhafte Blasen zieht.

Das Tätowieren oder „Chal“ ist endlich ein Lieblingsmittel der unteren persischen Volksklassen bei Geschwülsten aller Art: Man durchsticht die Haut ähnlich wie beim Baunscheidtismus mit Nadeln und reibt Pulver in die feinen Oeffnungen. Heilerfolge hat Dr. Polak davon nicht wahrgenommen.

Bei allen Orientalen sind blasenziehende und ableitende Mittel in grossem Missbrauch. Man nennt sie türkisch: Pehliwan jakisi; arabisch: mokerchat; persisch: avleh keschidin; indisch: dova dagh oder plaster. Die durch diese Vesikantien entstehenden Blasen verbindet man im Sommer mit einem frischen, unbehaarten Blatt. Eine andere Art, die einst auch in Europa angesehenen Fontanellen, unterhalten die türkischen

Volksärzte durch gewöhnliche Erbsen oder durch Kügelchen aus Glas, Bernstein, und durch ähnliche Mittel. Auch von den persischen Aerzten wird die Fontanelle, „Dagh“ genannt, als Heilmittel geschätzt. Man brennt mit dem glühend gemachten Knopf eines Ladestocks eine hinlänglich tiefe Wunde und legt, um sie offen zu erhalten, die ersten Tage Wachskügelchen, später ein bis zwei Küchenerbsen hinein. Am gebräuchlichsten ist das Legen der Fontanelle an einem Oberarm oder an beiden zugleich; doch bringt man sie, zur Bekämpfung örtlicher Leiden, auch an verschiedenen Körperteilen an: an den Schläfen, der Stirn und dem Hinterkopf gegen Augen- und Kopfleiden; unter dem Schlüsselbein gegen Brustbeschwerden; am Wadenbein gegen Hüftgicht, in der Magengrube, der Milz- und Lebergegend gegen Leiden dieser Organe.

Die in ganz Asien in Gebrauch befindlichen Moxen kennt man natürlich in der Türkei ebenfalls. Aus dem Morgenland wurden sie bekanntlich nach dem Abendland verpflanzt durch Prosper Alpini, den venezianischen Arzt und Botaniker, der um 1580 in Kairo praktizierte und 1591 in Venedig sein Werk „De medicina Aegyptiorum“ veröffentlichte. Man nimmt im Orient als Ursachen der meisten Krankheiten Blähungen an und glaubt, dass diese mutmasslichen Ursachen durch Brennen zerstört werden können. Die Form der Moxen ist bei den verschiedenen Völkern Asiens verschieden. Die Kamtschadalen rollen Zunder konisch auf und stecken ihn oben in Brand; das ist die primitivste Art der Brennzylinder; die Lappen machen es ebenfalls einfach; die Indier bereiten Moxen aus dem Mark des Binsenrohres; die Chinesen und Japaner wiederum fabrizieren ihre Brennzylinder aus einer weichen, saftigen, aschgrauen Materie, die aus den jungen Blättern des Beifuss genommen wird; die Araber benützen ein Stückchen Baumwolltuch, aber die Farbe muss blau sein, weil dies die Schutzfarbe gegen den bösen Blick ist.

In den Küstenländern des Mittelländischen Meeres, von Syrien bis Marokko, versengt man bei Schwindsucht, Asthma und Leberleiden die Haut des Kranken an Rücken und Brust mit glühendem Eisen. In den Fellachendörfern Palästinas brennt man den Kindern, wenn sie schwer zahnen, mit einer glühenden

Stecknadel die Zunge oder mit einem glühenden Nagel den Kopf. Dieses Brennen nennt man dort: „Kejj.“

In Konstantinopel zerstört man bei chronischen Krankheiten die ergriffenen Stellen durch Feuer in der Weise, dass die hierin erfahrenen Chirurgen männlichen oder weiblichen Geschlechtes einen in Salpeter getauchten und getrockneten Leinwandlappen auf die vorher skarifizierte Haut legen und dann anzünden, um schliesslich die Asche in der Wunde zu verreiben. Diese Brennmethode heisst: „Alaslama.“

Wir haben nun die verschiedenen Gebiete der orientalischen Chirurgie und die wichtigsten ihrer Spezialisten kennen gelernt; zur Vervollständigung muss ich nur noch die Zahnärzte — türkisch: Dischtschi — erwähnen. Gegenwärtig findet man in Konstantinopel und in jeder grossen Stadt eine Menge gebildeter Zahnärzte; doch ist die Konkurrenz, welche ihnen die Volkszahnärzte machen, eine ganz gewaltige. Vor deren Buden hängen ganze Kränze von ausgezogenen Zähnen; wer kann solcher Reklame widerstehen? Oder welcher europäische oder amerikanische Dentist möchte es mit dem syrischen Zahnarzt-Zauberer aufnehmen? Der kuriert in folgender Weise: Er nimmt ein Stück Holz und einen alten Nagel aus dem Hufeisen eines Maulesels; während er Gebete murmelt und Zaubersprüche hersagt, muss der Kranke einen Finger fest auf den schmerzenden Zahn drücken; und im Augenblick, da der Patient bei der Berührung aufschreit, stösst der Zauberer-Zahnarzt den alten Nagel aus dem Hufeisen eines Maulesels in das Holz — einmal, zweimal, dreimal; hilft es, gut; hilft es nicht — dann muss eben wieder Allah helfen! . . . .

Oder wer kann mit dem unfehlbaren Mittel des Propheten Mohammed konkurrieren? Der empfahl einer Tradition zufolge: „Wenn jemand über Zahnweh klagt, lege er einen Finger auf den kranken Zahn und spreche Vers 98 der VI. Sure, der also lautet: „Und er ist's, der euch entstehen liess aus einem Menschen; und er gab euch eine Stätte und einen Lagerraum im Mutterschosse. Deutlich haben wir die Zeichen nunmehr erklärt für einsichtige Leute.“

---

11. Krankheiten und Heilmittel.

Aussprüche des Propheten Mohammed über Gesundheit. — Abergläubische Heilmittel in der Türkei. — Wichtigkeit der Farben in der Volksmedizin. — Bedeutung des Feuers. — Bedeutung des Wassers. — Das unbesprochene Wasser. — Similia similibus curantur. — Widerliche Heilmethoden. — Exkremente als Medikamente. — Die Heilmacht des Urins. — Rosenkonfekt, Honig und Rosenwasser. — Persische Heilmittel. — Heiliges Wasser. — Misstrauen gegen starke Mittel. — Strafe für ungeschickte und erfolglose Kuren. — Seltsame Ansichten und Mittel. — Gifte und Gegengifte. — Amazonenstein und Bezoar. — Skorpionenstiche. — Tollwut. — Cocaïn. — Schreck. — Hypochondrie. — Massage. — Molken. — Kopfschmerz und seine Heilung. — Konstantinopeler Mittel. — Marokkanische Gebräuche. — Abgeschnittene Haare und Kopfleiden. — Die Hündchen des Kopfschmerzes. — Vom Schlafen und der Schlaflosigkeit. — Grippe. — Die Nase. — Ohnmachten. — Das Ohr. — Mittel gegen Taubheit. — Aus der Praxis meines Freundes Dr. Beck. — Für die Stimme. — Für das Gedächtnis. — Mundgeschwüre. — Schwere Zunge. — Gliedersucht. — Bauchweh, Magen- und Darmleiden. — Der Nabelfall. — Hämorrhoïden. — Bandwurm. — Medinawurm. — Beulen von Mesopotamien und Aleppo. — Brenngeschwüre auf dem Libanon. — Ein syrisches Mittel gegen Halsweh. — Konstantinopeler Mittel gegen Diphtherie und geschwollene Mandeln. — Montenegrinischer Gebrauch bei Halsleiden. — Sperlingsblut gegen Keuchhusten. — Abergläubische Mittel gegen Husten. — Beliebte Medikamente. — Salep. — Die Milz und die Spezialisten für Milzkrankheiten. — Das Herz und der Karneolstein. — Die Angst vor Ansteckungen. — Lungenschwindsucht. — Wie der Hodscha-Arzt die Gelbsucht heilt. — Zauberheilung der Bleichsucht. — Rotlauf. — Der Schlangenkrankheitsstein. — Bosnische Beschwörung bei Rotlauf. — Hautkrankheiten. — Skropheln. — Elephantiasis. — Skorbut. — Frauenleiden.

Die Gesundheit ist der schönste Schatz. Das wissen auch die Orientalen. Der Prophet Mohammed sagte: „Wer gesunden Leibes ist und ruhig im Gemüte, ohne Sorge für das tägliche Brot, der ist so, als hielte er die Welt in seiner Hand“. Und

bei einer Gelegenheit tröstete Mohammed in Allahs Namen einen Verzagenden: „Habe ich Dir nicht einen gesunden Körper gegeben? Habe ich Dir nicht frisches Wasser als Getränk gegeben?“ Die Traditionisten fügen den Worten des Propheten den Kommentar hinzu: „Die Gesundheit ist die Krone auf dem Haupte des Menschen, aber nur der Kranke sieht sie.“

Wenn man aber um seine Gesundheit gekommen ist, dann trachtet man sie zunächst nicht durch natürliche, sondern durch abergläubische Mittel wiederzugewinnen.

Der medizinische Aberglaube in der Türkei ist noch heute viel stärker als der Glaube an die Kunst der gelehrten Aerzte. Auch die Volksmittel, die Dank dem reichen Völkergemisch an Zahl ins Ungeheuerliche angewachsen sind, sind durchweg mit den seltsamsten abergläubischen Zuthaten vermengt. So ist bei vielen Kuren die Farbe der Heilmittel wichtig. Die syrischen und egyptischen Frauen glauben beispielsweise, dass nur eines schwarzen Huhnes Fleisch geeignet sei, die dort zu Lande gesuchte Fettleibigkeit zu verschaffen; einem Cholerakranken legt man ein eben enthauptetes schwarzes Huhn auf die Magengegend; nur eines schwarzen Hammels Leber heilt Milzkrankheiten; in Albanien werden beim Ausbruch der Pest schwarze Hammel geschlachtet. Blaue Farbe wiederum ist ein sicheres Schutzmittel gegen den bösen Blick; die Brennzylinder der Araber bestehen aus blauem Baumwolltuch; der Rauch von verbranntem blauen Papier heilt Schnupfen; auf blauem Papiere löst man Tannenharz auf, mit welchem Eitergeschwüre kuriert werden. Ein grünes Kopftuch trägt die junge Frau in den ersten acht Tagen ihrer Ehe, um sich Fruchtbarkeit zu sichern. Ein rotes Tuch bindet man bei Rotlauf um die kranke Stelle; bei Augenentzündungen wird für Umschläge ein rotes Tuch benützt; bei Oedem wendet man als Medikament ein rotes Wasser an; bei Ohrenkrankheiten führt man in die leidenden Teile rote nagelartige Körperchen ein; beim Aderlassen benützt man ein rotes Seidenband, um die Vene zur Schwellung zu bringen.

Grosse Heilsamkeit wird allgemein dem Feuer zugeschrieben. Die Albanesen sagen vom Feuer: „Es reinigt und verscheucht die Geister, lindert die Beschwerden des Alters.“ Das Johannisfeuer macht die jungen Leute, die darüber springen, kräftig

und gesund, die alten macht es jung. Es brennt in der Nacht vor jedem hohen Feiertage, auch Sommers; es brennt an manchen Feiertagen Tag und Nacht; es brennt vierzig Tage und Nächte ununterbrochen im Zimmer der Wöchnerin. Wenn der Priester in der Grabeskapelle zu Jerusalem durch eine geheime Manipulation, wie durch ein Wunder, die Kerzen zu Ostern angezündet hat und mit dem Ausruf hervorgetreten ist: „Das heilige Feuer ist herabgestiegen zu den Völkern, die heilige Kerze ist entzündet!“ so entsteht unter den Gläubigen ein Kampf auf Leben und Tod, weil jeder am ehesten sein Feuer von der heiligen Kerze empfangen möchte; denn das heilige Feuer, so meinen namentlich Armenier und Kopten, ist am wirksamsten in den ersten fünf Minuten, und wer damit kranke Teile des Körpers berührt, heilt sie auf der Stelle.

Eine ähnliche bedeutende Rolle wie das Feuer spielt das Wasser. Bei den Türken hält man die Besprechung des Trinkwassers und Waschwassers, die man als „Nathrah“ bezeichnet, für heilbringend; in den Balkanländern jedoch nur das „unbesprochene“ Wasser, nämlich Wasser, bei dessen Transport nicht gesprochen werden darf. Auch in Syrien wird dem unbesprochenen Wasser eine besondere Heilkraft zugemutet: Wenn ein Kind erkrankt, sucht man die Ursache in einem Zauber oder in der Unterlassung irgend einer abergläubischen Vorschrift. Um das Kind wieder gesund zu machen, vertraut man es einer weisen alten Frau an. Die nimmt das Kind auf die Arme und geht von einem Brunnen oder Wasserbehälter bis zum zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten und siebenten; aus jedem schöpft sie etwas Wasser und gibt es dem kranken Kinde zu trinken. Sie darf aber dabei kein einziges Wort sprechen. Wenn sie also gethan hat, bringt sie das Kind zur Mutter zurück, und es ist alle Hoffnung vorhanden, dass die Krankheit verschwinde.

Aehnliche Gebräuche habe ich bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt. Ebenso erzähle ich an vielen Stellen von Heilmitteln, die nach dem Prinzipe „Similia similibus curantur“ gebraucht werden. Dieses Prinzip wird von den serbischen Volksärzten häufig in der merkwürdigsten Weise angewandt. Bei Harnkrankheiten soll man den eigenen Harn oder Harn von einem kastrierten Eber trinken; bei langen Verstopfungen soll

man Menschen- und Pferdekot schlucken; bei langwierigem Husten die Lunge gewisser Tiere essen; bei Abmagerung allerlei Fettes geniessen; bei Menstruationsbeschwerden den Saft roter Blüten trinken; Gelbsüchtige müssen gelbfärbende Wurzeln essen; bei allen Krankheiten, die Uebelkeit und Kopfweh erzeugen, gebrauche man bittere und stinkende Heilmittel; wenn man von einem wütenden Hunde gebissen worden ist, so lege man die Haare dieses Hundes auf die Wunde. Bei Gerstenkorn berührt man die leidende Stelle mit einem erwärmten Gerstenkorn. Bei den Juden heisst es: Hat sich ein Knochen in der Kehle festgesetzt, so lege man einen Knochen von derselben Art auf den Kopf, um das Uebel zu beheben.

Vielfach werden Krankheiten durch Speichel und Anspucken kuriert. Zu den berühmtesten Wunderdoktoren im heutigen Konstantinopel gehört der Scheich der heulenden Derwische in Skutari. Er verabfolgt keine Medikamente, sondern heilt die schwersten Leiden nur auf zweierlei sympathetische, wenn auch nicht sympathische Weise: durch Fusstritte und Anspucken. Nach einer moslemischen Tradition wurde Moses vom Augenweh durch eine Frau geheilt, die den Staub unter seinen Füssen wegnahm und, mit ihrem Speichel gemischt, als Arznei auflegte. Wenn sich jemand an seinem Speichel verschluckt, so wird er, nach syrischem Aberglauben, sofort fähig, seine Freunde von seinen Feinden zu unterscheiden. Anspucken vertreibt die Zauberei. Schon vor zweitausend Jahren sang Theokrit durch den Mund des den Polyphemos darstellenden Damoitas in der VI. Idylle: „Damit ich nicht verzaubert werde, spuckte ich dreimal in meinen Busen, denn das lehrte mich die alte Kotytaris, die früher bei Hippotion den Schnittern vorspielte.“ Noch weit unappetitlicher ist folgendes Volksmittel: Excremente von solchen Individuen, die noch nicht die geschlechtliche Liebe ausgeübt haben, werden von den Serben als vorzügliche Mittel in verschiedenen inneren und äusseren Krankheiten betrachtet; namentlich gilt das Wasser von Jungfrauen als kostbare Arznei.

Ueber den Glauben an die Zaubermacht des Urins hat Professor Eugen Wilhelm 1889 in Bombay eine ausführliche Studie veröffentlicht. Schweinfurth erzählt, dass sich die afrikanischen Dinka täglich mit Rinder-Urin waschen; und Burke erwähnt, dass der Urin bei den Eskimos als hochgeschätzte

Flüssigkeit aufbewahrt und das Urinieren bei Tische nicht im mindesten als ekelerregend oder schamlos angesehen werde.

Nach diesem unappetitlichen Intermezzo will ich aber nicht ermangeln, auch eines appetitlichen Allheilmittels zu erwähnen: Michael Ben Maseweih, der um 205 = 820 Hofarzt des Kalifen Mamun war, gebrauchte für alle Leiden nur Rosenkonfekt mit Honig und Rosenwasser, das aus in warmes Wasser getauchten Rosen gezogen war. So berichtet Hammer-Purgstall in seiner Geschichte der arabischen Literatur unter Nummer 1211 nach Ibn Ossaibije. Auch heute sind Rosenkonfekt und Rosenwasser, wie ich früher im Abschnitt über die Kosmetik erzählt habe, für allerlei Krankheiten im Gebrauch. — Ein persisches Allheilmittel ist folgendes:

Der König amnestiert, wenn ein Mitglied seiner Familie in Gefahr schwebt, 10 bis 20 Gefangene, ohne sie jedoch namentlich zu bezeichnen, sodass es dem Kerkermeister freisteht, diejenigen aus der Haft zu entlassen, welche am meisten für ihre Befreiung zahlen.

Bei Nervenkrankheiten, welche dem Gebrauch von Nux vomica, Datura stramonium und Asa foetida nicht weichen wollen, sucht man in Persien in den Tempeln und an geweihten Stätten Heilung. Oft berichtet die in Teheran erscheinende Zeitung von Wunderheilungen Lahmer, Blinder oder mit Krämpfen Behafteter an den Gräbern der Imams. Allgemein ist es Sitte, für die Genesung eines erkrankten Angehörigen Gebete von Derwischen und heiligen Männern verrichten zu lassen; die Freunde des Hauses schicken Schafe, welche als Opfer dargebracht werden, indem das Fleisch unter die Armen verteilt wird. Man befestigt, um den Zauber zu bannen, an das Lager und an die Glieder des Kranken Amulete, und verbrennt gewisse Kräuter, den Samen von Peganum Harmala, persisch: „Ispend“ genannt; in der höchsten Not endlich soll Erde vom Heiligen Grabe zu Kerbelah, „Turbut“, und Wasser aus dem gepriesenen Brunnen Zimzim oder Semsem in Mekka die Rettung bewirken.

Die studierten Aerzte des Orients geben ihren einheimischen Patienten womöglich nur harmlose Medikamente zu innerlichem Gebrauch. Für diese Methode sind die sozialen und politischen Verhältnisse massgebend. Starke Mittel erwecken Misstrauen,

da sich kein Arzt des blinden Vertrauens der Kranken rühmen kann. Kollegen, die hier illoyaler sind als sonst irgendwo in der Welt, benützen das Verschreiben schwerer Rezepte, um dem verschreibenden Kollegen aus Neid oder einfacher Bosheit ein Bein zu stellen.

Der Doktor Marotti wurde zur Zeit Machmuds II. aus der Türkei verbannt, weil er bei einem Krebskranken die Hellmund'sche Salbe in Anwendung gebracht hatte und seine Kollegen dem Sultan dann einredeten, dass der Tod des Patienten durch die Wirkung des Arseniks herbeigeführt worden wäre. Aehnlich erging es in der Zeit meines Aufenthaltes in Konstantinopel einem Arzte, welcher an einer Dame des kaiserlichen Harems eine Zahnoperation mit Cocaïn vollführte; als diese Dame später unter Symptomen einer Vergiftung starb, gab man dem Arzte und dem Cocaïn die Schuld, verwies den Ersteren vom Hofe und das Letztere aus dem ganzen Reiche. In Persien musste sich in früheren Zeiten der Arzt, unter dessen Behandlung ein Mitglied der königlichen Familie gestorben war, in ein Asyl flüchten. Auch im moskowitischen Reiche herrschte solche Sitte, wie Olearius im XVI. Jahrhundert berichtete.

Die medizinischen Ansichten der Völker in Halb-Asien und Asien sind eben ganz eigentümliche: In Konstantinopel glaubt man allgemein, ein akutes Leiden müsse sich durch den Genuss von Fleischbrühe verschlimmern. Der kluge Arzt trägt dieser Meinung Rechnung. Er sucht nach Uebergängen und schlägt gewöhnlich diesen Weg ein: erst giebt er dem Patienten Reiswasser, dann Schildkrötensuppe, Fischsuppe, Froschsuppe oder Suppe mit Sago und Suppe mit Wasser oder Milch; am Schlusse wagt er dann Bouillon zu verordnen. — Die Bosnier nehmen nie eine eigentliche Arznei; sie sagen: „Svaka bolest svoje bilje ima! Jede Krankheit hat ihr Kraut!“ An bestimmten Tagen des Jahres gehen sie hinaus aufs Feld, um allerlei Kräuter zu sammeln, die sich bei verschiedenen Krankheiten der Tradition zufolge als gut erwiesen haben. Es giebt Frauen, die ihr ganzes Leben nichts anderes thun, als Heilkräuter sammeln. Nach Ansicht der Bosnier entstehen die meisten Krankheiten durch Erkältung. Sie gebrauchen, wenn sie erkranken, am liebsten einen Aderlass; namentlich dann, wenn sich die Krankheit zunächst in auffallender Hitze äussert. Hilft der Aderlass nicht, so nehmen

sie einen heissen, mit Pfeffer oder Schiesspulver eingerührten Branntwein und legen sich, eingehüllt in ihren Schafspelz, ins Bett, um zu schwitzen.

Die jüdischen Volksärzte in Palästina bereiten ein Heilmittel aus dem Pulver der Knochen, die man unter dem Wüstensande — als Reste verhungerter Menschen und Tiere — häufig findet. Dieses Pulver hilft besonders bei langwierigen Krankheiten; es wird dem Kranken mit einigen Tropfen Meth verabreicht. Es wirkt jedoch nur, wenn der Patient zuvor gewaschen und umgekleidet worden ist. Gegen verschiedene Krankheiten wirkt nach marokkanischem, von Quedenfeldt mitgeteilten Gebrauch der Dampf, den verbrannte Stücke von gewissen Tieren verbreiten; solche Stücke sind der getrocknete Balg einer Wieselart, die marokkanisch „tar el cheil", Pferdemaus, genannt wird; der Kopf des Uoran oder Varanus griseus Daud; der Kopf des Aasgeiers, welcher dort „Nisr" oder „Nsser" heisst. Pulver aus Knochen von Toten kennt man, wie in Palästina, in Marokko ebenfalls; dieses Pulver ist jedoch kein Heilmittel, sondern ein Vergiftungsmittel. Ebenso meint man dort, einen Menschen vergiften zu können, wenn man ihm eine Speise giebt, in der man mit den Händen eines eben Gestorbenen herumgerührt hat. Den gleichen Dienst leistet eine Speise, in die man eine Mischung pulverisierter Eierschalen und abrasierter kleiner Kopfhaare thut. Doch verschmäht man niemals die Wirksamkeit des Arseniks zu erproben, wenn die anderen Mittel nicht verfangen wollten.

Das Vergiften ist eine altorientalische Sitte. Der Kalif Moawije hatte den christlichen Arzt Ibn Esak aus Damaskus speziell als Giftmischer angestellt; Ibn Esak räumte unter anderen, dem Herrscher unliebsamen Persönlichkeiten, den Abdurrachman, Sohn Chalid's, aus dem Wege, um dem Jesid, einem Sohne Moawije's, den Thron zu sichern. Die Vergiftungen geschahen damals mittelst Honigs. Dies beschönigte der Kalif, wie Hammer in seiner Geschichte der arabischen Literatur unter Nummer 482 erzählt, mit dem Koranverse: „Gott hat Hilfsheere im Honig." Prinz Dscham, der Bruder und Thronrivale des Sultans Bajesid, starb bekanntlich in Italien, wohin er sich geflüchtet hatte. Er wurde am päpstlichen Hofe, wo er Schutz gesucht hatte, langsam vergiftet; darin stimmen die italienischen und türkischen Geschichtschreiber überein, doch gehen ihre

Berichte über die Art und Weise der Vergiftung auseinander. Nach den ersten wurde dieselbe durch ein weisses, dem Zucker beigemischtes Pulver bewirkt, womit Borgia seine Kardinäle und zuletzt sich selbst vergiftete; nach den zweiten durch ein vergiftetes Barbiermesser, welches durch einen kleinen Ritz das langsam wirkende Gift ins Blut mischte.

Ein Heilmittel gegen Vergiftungen ist der Bezoarstein, genannt türkisch und arabisch: pasir, harassa, zeher mura madeni, persisch ausserdem: padzehr; indisch: fadzehr kani. Man kauft Bezoar in allen Basaren. Da dortzulande der vergiftete Kaffee in den besten Familien serviert zu werden pflegt, trägt jedermann, der sich solcher Gefahr ausgesetzt glaubt, in seinem Beutel stets einen der dunkelgrauen oder dunkelgrünen Steine mit, um im Notfalle etwas davon gleich abschaben und mit Wasser herunterschlucken zu können. Auch gegen Gelbsucht wird dieses Medikament genommen. Die Bezoarsteine bilden ferner ein Ingrediens des in Konstantinopel viel gebrauchten aus Radix Paeonia, Radix Valeriana, Fol. Aurantiorum und Fol. Visci quercini bestehenden Pulvis guttata di Riverio, das vom Volke bei Nervenkrämpfen der Kinder mit Erfolg angewandt wird. Bei Polak heisst es über Bezoar in Persien:

„Bezoar, eigentlich „padzehr“, „Schutz vor Gift“ — wie padischah: der König Beschützer — ist im Orient als Gegengift besonders gegen alle animalischen Gifte ausserordentlich hochgeschätzt. In der persischen Pharmakopöe heisst es darüber: „Das Padzehr ist ein im Magen der Bergziege sich bildender, meist eiförmiger, an der Oberfläche abgeglätteter, im Inneren zwiebelartig häutiger Stein, dessen Kern ein Stengelchen ist, während ihn bei den kugelförmigen Steinen die Frucht vom Kraute Muchalesseh bildet.“ — Muchalesseh ist, wie Polak glaubt, ein fabelhaftes Kraut; denn auf sein Befragen wurde ihm immer wieder eine andere Pflanze, über ein Dutzend ganz verschiedener Gewächse, als Muchalesseh bezeichnet.

Mit Essig gerieben nimmt der Bezoar-Stein eine rötliche Farbe an; in seinem Innern finden sich oft wollige Fasern. Der Bezoar von Hindostan ist schwärzlich und von schwächerer Wirkung als der von Schiras. Der echte Bezoarstein ist ein Gegengift gegen sämtliche Gifte, stärkt den Magen, zerteilt kalte Geschwülste und schützt vor der Pest. Aeusserlich be-

währt er sich gegen Stiche von Insekten, besonders der Bienen. — Als Heilmittel gegen alle Gifte gebraucht man in der Türkei ausserdem eine Medikamenten-Komposition, die in Konstantinopel „Panschir“, Allgift, genannt wird. Diese Arznei soll nach einer Untersuchung des Professors Rigler aus folgenden Bestandteilen zusammengesetzt sein: aus Ignatiusbohnen, grauem Ambra, Moschus, Gummischleim und Perlen; man mischt 1—5 Gramm mit Wasser.

Aehnliche Kräfte schreibt man endlich dem Amazonenstein zu. — Gegen Schlangengift hat man als spezielles Mittel die Hörner der gehörnten Natter, die man unter dem Namen Jilanboinuss, Schlangenhorn, namentlich in Konstantinopel viel verkauft. Von einem solchen Jilanboinuss, das wie Hasensporn aussieht, schabt man 1 bis 3 Gramm ab und nimmt das Pulver mit etwas Wasser. Die Bosnier wenden gegen Schlangenbiss Tabaklauge an. — Opiumesser und starke Tabakraucher trinken viel Kaffee als Antinarkotikum. — Hahn erwähnt in seinen albanischen Studien die merkwürdige Art, wie man sich in Nord-Albanien vor den Folgen eines giftigen Tarantelstiches zu bewahren sucht: Wenn dort jemand von einer Tarantel gestochen worden ist, dann ist es für ihn eine gar üble Sache. Der Stich der Tarantel kann nur auf eine einzige Weise geheilt werden, und diese Art der Heilung mag dem Kranken nicht weniger schlimm erscheinen als das Uebel selbst. Die Tarantel heisst im Albanesischen, wie jede Spinne: Merimage. In der Beschwörungsformel braucht man statt dessen euphemistisch das Wort Maro. Der von der Tarantel Gestochene wird auf einen Misthaufen gelegt, man ruft neun Frauen, die setzen sich zum Kranken und singen: „Wir sind neun Maros, du bist nur eine einzige Maro; du arbeitest und es geht von Statten; wir arbeiten und es geht nicht von Statten; du hast Böses gethan, nun thue auch wieder Gutes, o Frau Spinne!“ Und singen fort und fort, bis der Patient sich gesund erklärt . . .

In Syrien lässt man, wenn man von einem Skorpion gestochen worden ist, sofort den Beschwörer kommen. Dieser benetzt mit seinem Speichel dreimal die wunde Stelle und sagt dabei jedesmal: „Im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen! Ich beschwöre dich, o Skorpionengift, bei unserm Herrn Noah und bei den Angehörigen unseres Herrn Noah!

Heil sei über Noah! Heil sei über Noah! Heil sei über Noah! Werde kalt, o Gift! Und entferne dich früh, früh, früh!"

In Bagdad ist die Folge eines Skorpionenstiches gewöhnlich blos ein harmloser Fieberschauer; eine sofortige Anwendung von Ammoniakgeist verhütet ernstere Beschwerden. Schlimmes kann jedoch der Stich des in ganz Arabien verrufenen gelben Skorpions von Mendali verursachen.

Eine besondere Betrachtung verdient die Behandlung der Tollwut in den Balkanländern. Friedrich S. Krauss hat diesem Gegenstande zahlreiche Abhandlungen gewidmet; nach seinen Ermittelungen glaubt man in Bosnien: Die Wutkrankheit dringe in den Menschen in Gestalt winziger Würmer, die man Crvtschi oder Schtenad nennt. Als wirksames Gegenmittel gebrauchen die Moslems einen Blutlass unter der Zunge, denn dort, meinen sie, vermehren sich die Würmer am leichtesten; der Blutlass muss aber im Laufe der ersten acht Tage vorgenommen werden. Ein anderes Volksmittel befiehlt: „Hat dich ein wütender Hund gebissen, so töte ihn und iss sein Herz auf und du wirst nicht der Wutkrankheit verfallen." Bei den Christen muss es nicht gerade das Herz des tollen Hundes sein, sondern es kann ein beliebiges Schweineherz denselben Dienst leisten.

Auch Bohnenmehl und Hundefett gebrauchen die Bosnier gegen die Folgen eines Bisses von einem wütenden Hunde. In Bulgarien sagt man: „Verbrenne den wütenden Hund, der dich gebissen, und springe über das verkohlte Aas hinweg". Kanthariden — Bijesna buba — ist ein innerliches Medikament, das sowohl Christen als Moslems in den Balkanländern anwenden; beiläufig bemerkt, gebraucht man in gleichem Falle auch in Kroatien als Gegenmittel einen in Branntwein gekochten Absud von Kanthariden mit Paprika, Pfeffer oder anderen scharfen Gewürzen. Besser und wirksamer als alle Medizin und Volksmittel sind jedoch Amulete. Krauss erwarb auf seinen Erforschungsreisen in Bosnien und der Herzegowina von Bauern vier Amulete gegen die Tollwut, Papierzettel von der Grösse einer Handfläche, darauf stand zwischen unregelmässig gezogenen Kreuz- und Querstrichen die Formel von ungeübter Hand geschrieben und darunter die Gebrauchsanweisung. Ein Amulet war für Rinder, ein zweites für Schweine, ein drittes für Hunde, das vierte für Menschen. Die Gebrauchsanweisung des letzten

lautete: „Amulet für einen Menschen gegen Tollwut. Diese Buchstaben schreibt man auf ein Brot, und das Weib isst es auf.“ Die Zauberformel ist eine verballhornte Sator-Arepo-Formel. Ein anderes in Bosnien gebräuchliches Amulet gegen die Tollwut: Man schneidet eine Brodrinde kreisrund und zieht darauf schachbrettartig 7 und 8 Linien, in welche man ebenfalls eine Sator-Arepo-Formel silbenweis verteilt; das Brod muss spätestens am siebenten Tage nach dem erhaltenen Bisse verzehrt werden. Die Sator-Arepo-Formel als Zauber gegen Tollwut hat eine alte Geschichte. Ueber den Aberglauben in Verbindung mit der Tollwut hat der Franzose Gaidoz ein ganzes Buch geschrieben.

Ich erwähnte früher das Verbot des Cocaïns für die Türkei. Derselbe Hofarzt, der dieses Verbot anlässlich des dort erwähnten Falles durchsetzte, begründete sein Verlangen auch damit, dass das Cocaïn geeignet sei, einen Menschen wahnsinnig zu machen, ohne dass man äusserlich die Ursache wahrzunehmen vermöchte. Ein anderes Mittel, einen Menschen wahnsinnig zu machen, ist nach indischer Meinung: „Speise vermischt mit Früchten von Datura. Aber Melasse dient, wenn sie verdaut ist, als Gegenmittel hierfür.“ — Wenn einer aus Schreck erkrankt ist, so kuriert man ihn in Mazedonien, wie Lübeck erzählt, mit einer Formel, in welcher die Wiederholung desselben Wortes auf das Gemüt des Patienten wirken soll: Einher schritt ein schrecklicher Türke, mit schrecklicher Flinte, schrecklicher Pistole, schrecklichem Messer, schrecklichem Waffengürtel, schrecklicher Kopfbinde. Da begegnete er N. Das machte des N. Herz erbeben, das machte dessen Gestalt erbeben, das machte dessen Brust erbeben, das schlug ihn in den Kopf, das schlug ihn in Krankheit, das schlug ihn in den Schlund. Und N. schrie mit einer Stimme bis zum Himmel, und mit Thränen bis zur Erde. Wie ihn die Mutter Gottes und der heilige bedeutsame Georg trafen, fragten sie ihn: „Eh, N., was schreist du mit einer Stimme bis zum Himmel und Thränen bis zur Erde?“ — „Mutter Gottes und heiliger Georg, wie soll ich nicht, da mir begegnete ein schrecklicher Türke, mit schrecklicher Flinte, schrecklicher Pistole, schrecklichem Messer, schrecklichem Waffengürtel, schrecklicher Kopfbinde.“ — „Aber so schreie doch nicht so, weine doch nicht so, gehe, setze dich deiner Mutter in den Schoss, dann rufe ein fünffingeriges Weib, das zu besprechen

weiss. Sie mögt ihr herrufen, zu bannen, herauszubannen aus dem Herzen, aus der Leber, aus der Brust, aus den Knochen und Knöchelchen, aus dem Haupt, aus den Haaren, aus den Adern. Herausziehen möge die Bannerin den Geist, ihn hinaussenden in wilde galiläische Wälder, wo man keine Kinder tauft, wo kein Hahn kräht, wo das Schaf nicht blökt, wo kein Hund bellt. Dort giebt es nicht Essen noch Trinken. Bei ihm hat es weder Essen noch Trinken. Dass der Kranke sich reinige wie reines Silber, sich erleichtere wie eine leichte Feder, dass er lauter werde wie lauteres Oel, und dass er einschlafe wie ein Lamm bei seiner Mutter.“ — Im Uebrigen sagt man allgemein: Nach heftigem Schrecken versuche man zunächst, sich in natürlicher Weise durch Urinieren zu erleichtern. Hilft das nicht, dann trinke man ein Glas Wasser, in welches zuvor ein Sandkörnchen aus dem Hofe einer Moschee, einer Synagoge oder einer Kirche geworfen worden ist. Hat auch dieses Mittel keine Beruhigung bewirkt, dann rufe man den Barbier und versuche es mit einem Aderlass. — In Syrien giebt man einem, der erschreckt worden ist, von seinem eigenen Wasser zu trinken. Bei den Juden in Syrien besteht folgender Aberglaube: Wenn jemand infolge Schreckens erkrankt ist und kein Mittel hilft, dann vergräbt man das Hemd des Kranken an einem Freitag um 12 Uhr mittags in einem Misthaufen. Nach 8 Tagen wird es wieder herausgeholt und verbrannt, die Asche in Wasser geworfen und der Kranke damit gewaschen. Das Wasser schüttet man ins Meer oder sonstwohin auf Nimmerwiederkehr und den Kranken lässt man eine Zeit lang ganz allein im Zimmer. Danach muss seine Genesung sicher erfolgen . . . .

Der Schreck hat aber auch sein Gutes; durch jähen Schreck ist schon Mancher von Lähmung befreit worden. Bei den Juden im frühen Mittelalter kannte man bereits als Mittel, um jemanden von Krämpfen und Zittern der Glieder zu heilen, ein plötzliches Erschrecken des Kranken.

Wenn sie von der Hypochondrie geplagt sind, nehmen die Orientalen als erheiterndes Medikament folgende Mischung: Pulver aus trockenen Hanfblättern, Arecanuss, Zucker, Gewürze und Opium. — Zu den beliebten Medikamenten bei verschiedenen Krankheiten gehört der Branntwein. Der Koran hat den Branntwein als Getränk bekanntlich verboten; man nimmt ihn deshalb

als Arznei um so häufiger. Ich traf in einer Apotheke in Pera Tag für Tag zu derselben Stunde einen der höchsten Beamten des Scheich ül Islamats. Da sass er und trank seine drei, vier Gläschen Cognac als Medikament. Die Medizin wusch die Sünde fort.

Im Märzheft des 16. Bandes der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient sagt Gustav Troll in einem Artikel über die Genussmittel des Orients: „Alkohol soll eine arabische Erfindung sein, obwohl nach anderen Forschungen Marcus Graecus schon im achten Jahrhundert im Abendlande durch die Destillation von Wein Alkohol in sehr verdünntem Zustande gewonnen hat. Der arabische Arzt Abulkasem erwähnt in einer seiner aus dem elften Jahrhundert stammenden Schriften die Bereitung von Alkohol aus Wein; diese Kunst wurde von den arabischen Aerzten und Alchemisten des Mittelalters lange Zeit geheim gehalten."

Stark verbreitet ist in der ganzen Türkei die Massage als Stärkungs- und Heilmittel. Das deutsche Wort massieren soll ja vom arabischen „mass," sanft berühren, abstammen. Das Massieren war im Orient von jeher beliebt. Die Mitteilungen, die wir darüber besitzen, reichen um fast 5 Jahrtausende zurück. Die früheste Beschreibung über diese Materie ist, soviel man bisher erfahren hat, in einem chinesischen, „Kong-Fu" betitelten Werk enthalten. Kong-Fu ist um das Jahr 2700 vor unserer Zeitrechnung geschrieben worden. Hier werden die Prinzipien und die Anwendungsweise der Massage präzise auseinandergesetzt. Weitere Mitteilungen enthalten die Weisheitsbücher der Inder, die Veden, in denen die Massage sogar als zu den religiösen Vorschriften gehörend erwähnt wird. Gelegentliche Andeutungen findet man in den Werken und Denkmälern der Aegypter, Perser, Babylonier und Assyrer. Die letzteren haben uns sogar eine bildliche Darstellung der Massage hinterlassen, welche sich als V. A. 965 unter den assyrischen Skulpturen des Berliner Museums befindet. Dieses Alabaster-Relief, das älteste uns bisher bekannt gewordene Bildnis einer Massagebehandlung, ist der Teil einer Wandverkleidung aus dem Palaste Sanheribs zu Ninive-Kuyundschuk und stammt somit aus den Jahren 705 bis 681 vor unserer Zeitrechnung. In einem Zelte, links vom Beschauer, gibt ein Mann einem Krieger zu trinken, während

ein anderer Mann sich mit einem zweiten Krieger beschäftigt, der im Bette liegt. Die Körperhaltung des am Bette Beschäftigten und besonders die charakteristische Stellung seiner Hände zeigen klar, dass er eine Massage des Unterleibs an dem zu Bette liegenden Menschen ausübt. — In der heutigen Türkei lässt man sich zumeist in den Bädern massieren. Die Massage ist ein Heilmittel in Gichtleiden, gegen Tympanitis oder Trommelsucht, gegen Diarrhöen, und soll auch die geschwächte Manneskraft wieder günstig beeinflussen. In Syrien lässt man sich bei Rückenschmerzen auf den Boden legen, und der älteste der Verwandten muss dem Kranken eine Weile auf dem Rücken kunstgerecht herumtreten. Eine eigene Vorliebe besitzt der Perser, wenn er nicht einschlafen kann oder sich ermattet fühlt, oder auch blos der Annehmlichkeit halber, sich kneten zu lassen; man nennt dies dort nach Polak: daelk, muschtemal. Bei dem geringsten Unwohlsein des Persers sitzen zwei Menschen an seinem Bett, welche ihm abwechselnd die ganze Nacht hindurch sanft die Glieder reiben. Der Schah lässt sogar oft bei Tage durch die Kämmerlinge stundenlang diese Manipulation an sich ausführen, und an einem Minister, der krank zu Bette lag, sah Dr. Polak die Besuchenden mit Kneten einander ablösen. Es scheint dadurch ein angenehm wollüstiges Gefühl erzeugt zu werden, das zum Schlafe einladet.

Bei den Indern waren Massieren und Frottieren geschlechtliche Hülfsmittel. Unter den 64 Nebenzweigen des Lehrbuches der Liebe erwähnt das indische Kamasutram: „Erfahrung des Weibes im Frottieren, Massieren ...“ Der Kommentator sagt dazu: „Es gibt zweierlei Arten von Reiben: mit den Füssen und mit den Händen. Das Reiben mit den Füssen nennt man Frottieren. Das Reiben an den übrigen Gliedern ist Massieren.“ In der „Untersuchung über die Umarmungen“ heisst es ferner: „Einige meinen, auch das Frottieren sei eine Umarmung, da dabei Berührung stattfindet. Vatsyayana, der Verfasser, sagt nein, weil es nur zu besonderen Zeiten geschieht, ganz anderen Zweck hat und nicht Beiden gemeinsam ist.“ In der „Prüfung des Wesens des begehrten Weibes“ heisst es im Kamasutram von der Frau: „Zu dem Drücken des Kopfes und Massieren der Schenkel bietet sie sich selbst dem Liebhaber an; eine Masseuse, die mit der einen Hand massiert, deutet die Berührung an und

umarmt ihn mit dem anderen Arme; im Zustande des Erstaunens oder schlaftrunken steht sie da, indem sie ihn mit beiden Schenkeln und Armen berührt; sie legt eine Stelle der Stirn auf seine Schenkel; mit dem Massieren der Verbindungsstelle der Schenkel beauftragt, ist sie nicht widerhaarig; dabei lässt sie die eine Hand unbeweglich liegen; erst nach geraumer Zeit nimmt sie sie weg, nachdem er sie mit der Zange seiner Glieder gepresst hat. Nachdem sie so die Werbungen des Liebhabers angenommen hat, kommt sie am nächsten Tage wieder zum Massieren ..." Der Kommentator bemerkt dazu: „An der Verbindungsstelle der Schenkel lässt sie die eine Hand unbeweglich liegen" — nämlich sie thut nichts damit, ohne seinen ausdrücklichen Befehl, um nicht die Schamgegend zu berühren; „mit der Zange seiner Glieder" — nämlich mit der Zange der beiden Schenkel."

Casanova beschreibt, wie er in Bern einmal die Bäder besuchte und dort, der damaligen Gewohnheit gemäss, von einem jungen Mädchen bedient wurde, das er sich aus einer ganzen Gruppe von Badedienerinnen auswählen durfte. Sie half ihm beim Ausziehen, entkleidete sich dann selbst, stieg zu ihm in das Wasser und begann, ihm — mit der ernstesten Miene und ohne ein Wort dabei zu reden — den ganzen Körper zu reiben und zu waschen. — Im heutigen Russland herrscht ebenfalls diese Sitte. Als ich in Batum in ein Bad ging, bot man mir vor allem eine Frotteuse an. Ich beschrieb dieses merkwürdige Reise-Erlebnis in meinem Buche „Vom Kaukasus zum Hindukusch" bereits.

In Europa gebraucht man bekanntlich Molken als Heilmittel in verschiedenen Krankheiten, so bei der Schwindsucht, bei Gicht, Skropheln und Blutstockungen im Unterleib. Auch in der Türkei sind Molkenkuren beliebt. Die Türken nennen Molken: peinir sudu; die Araber: meh dschiben; die Perser: ab epeinir; die Indier: penir ke pani. In Konstantinopel gibt man bei Erkrankungen infolge eines Sonnenstichs dem Patienten Knoblauch oder geronnene Milch als heilbringende Nahrung und macht Umschläge mit Molken. Gegen Sonnenstich hält man die früher erwähnten Amazonensteine und Panschir ebenfalls für wirksam. Die Sonnenstiche sind häufig; nicht selten von starkem Zuströmen des Blutes nach dem Kopfe und ungewöhnlicher Reizung des Gefässsystems, manchmal auch von Wahnsinn begleitet. Gegen

chronische Leiden der Baucheingeweide, der Leber und Milz, gegen Constipationen und Hautausschläge der schwarzen Galle wird in Persien eine vierzigtägige Kur mit Ziegenmolken empfohlen. Man kocht die frische Milch der mit gutem Grünfutter genährten Ziege unter Zusatz von Oxymel, wodurch deren auflösende Wirkung verstärkt werden soll.

Gegen chronische Brustleiden aller Art gilt in Persien frische Eselsmilch, „schireaulag," als ein spezifisches Heilmittel. Die Eselin, von der die zur Kur bestimmte Milch kommt, muss ein starkes gesundes Tier sein und kürzlich ein Junges geworfen haben. Sie erhält während der Zeit ausschliesslich Grünfutter, vorzüglich viel Lactuca. Man beginnt die Kur mit 50 Miskal — 7 Unzen — steigt allmählich bis 200 Miskal, und von da in den letzten zehn Tagen wieder abwärts mit der Quantität. Natürlich ist während der Kur der Genuss von Früchten und saueren Speisen untersagt. An chronischem Lungenkatarrh, Emphysem oder unvollkommen gelöster Pneumonie Leidende erhalten sich durch Eselsmilch, wie Polak mehrfach zu beobachten Gelegenheit hatte, noch mehrere Jahre am Leben; die Anfälle werden gemildert und die Winter leidlicher überstanden. Die Chiwaner, Turkestaner und Usbeken wenden statt der Eselsmilch bei denselben Krankheiten die Milch der Stuten an, entweder frisch oder gegohren, „kumis," und rühmen deren heilende Kraft. Auch von Russen, welche in jenen Steppen an der Küste Heilung oder Linderung von Brustleiden suchten, wird die vorzügliche Wirkung der Kumis bestätigt. Die Tuberkulose soll den Steppenbewohnern gänzlich unbekannt sein. Kamelmilch geniessen magere Leute, um fett zu werden. Weithin ausgeführt wird die eingetrocknete sauere Kamelmilch von Mekka, „chale schutur", die ihren Ruf als Universalmittel wohl hauptsächlich der Heiligkeit des Orts zu verdanken hat.

Kopfschmerz heisst im Türkischen: basch agrysy; im Arabischen vodscha el ras oder suda; im Persischen: dert e serr; im Indischen: sirr ke pir oder sirr ke dert.

Gegen Kopfschmerz kennt man in Konstantinopel folgende Volksmittel: Innerlich nimmt man Indigo und Coccinellen, zu gleichen Teilen mit Limoniensaft gemischt; Coccinellen-Saft — den stark opiumartig riechenden safrangelben Saft, den die Marienkäfer bei der Berührung von sich geben — benützte man auch in

Europa früher gegen Zahnschmerzen. Als äusseres Mittel bindet man ferner um Stirn und Schläfen Zitronenscheiben, die mit Meersalz bestreut werden. Man macht auch Umschläge von Kohlblättern. Kaviar mit Zwiebelsaft an die Fusssohlen gelegt soll ebenfalls heilsam sein.

Kopfschmerz von den Füssen aus zu kurieren, ist schon eine alte orientalische Methode. Die alten arabischen Aerzte verordneten den Patienten für Kopfweh Fussbäder. Als der berühmte christliche Arzt Theodokus dies einmal einem Kalifen riet, sagte ein Eunuch, der dabei stand: „Bist mir der wahre Arzt, der Emir klagt über Uebel im Kopfe und du ordnest ihm Arznei bei den Füssen an.“ Der Arzt entgegnete: „Du selbst bist ein lebendiger Beweis dafür, dass ich Recht habe.“ Der Eunuch fragte erstaunt: „Wieso?“ und schlagfertig erwiderte Theodokus: „Indem man dir die Hoden ausgeschnitten, hast du auch den Bart verloren!“

Die Balkanslaven lassen sich bei Kopfweh die „Hündchen“, die kleinen Hitzbläschen unter der Zunge, mit der Spitze des Rasiermessers aufstechen. Wenn aber das Kopfweh von einer Beschreiung herrührt, ist die Sache nicht so leicht. Um zunächst zu erfahren, ob eine Beschreiung die Ursache des Leidens ist wirft die Heilerin in ein Glas Wasser 3 glühende Kohlen: sinken die Kohlen gleich zu Boden, so rührt das Kopfweh von einer Beschreiung her. Die heilende Frau steckt alsdann ihre beiden Daumen ins Wasser, reibt hierauf dem Kranken kreuzweis die Stirn, die Augen und die Halsadern und sagt einen Spruch her.

Wirksamer noch sind Amulete. In Bosnien und der Herzegowina schreiben, wie Krauss mitteilt, die Popen Kopfschmerz-Amulete auf die obere Rinde eines heissen Brödchens. Drei solcher Rinden muss der Kranke essen. Hat man kein Brot zur Hand, schreibt man die Formel auf Weiden- oder Haselnussblätter, die man in Wasser abspült. Mit dem Amulet berührt der Zauberarzt dreimal das Haupt des Leidenden und spricht: „Nezid — der Krankheitsgeist — geht des Weges. Ihm begegnet der Engel Gabriel und fragt: „Wohin gehst Du, Nezid?“ — „Ich gehe in des Menschen Kopf, um ihn mit Plagen jeder Art zu plagen.“ — „Dorthin kannst Du nicht gehen, sondern gehe ins Wasser.“ — Sprach Nezid: „Ich werde aus dem Wasser in den Fisch gehen, aus dem Fische ins Gras, aus dem Grase in den

Schweinsrüssel; der Mensch wird das Schwein aufessen, und so werde ich wieder in ihn hineinfahren."

In Marokko bindet man sich bei Kopfschmerzen um die Schläfen eine Schnur von Wolle oder von Kamelgarn. Die marokkanischen Frauen schützen sich, wie Quedenfeldt berichtet, dadurch vor Kopfkrankheiten, dass sie ihre abgeschnittenen Haupthaare an bestimmte Bäume hängen, die im Geruche der Wunderthätigkeit stehen und gewöhnlich auf dem Grabe eines Heiligen wachsen. Auch die Männer bringen die Haare in Verbindung mit dem Kopfschmerz; sie vergraben ihre abrasierten Haare in der Erde oder verbergen sie in Mauerritzen, damit niemand auf sie treten könne; denn dies würde jenem, dem die Haare gehörten, Kopfweh verursachen.

Mit nacktem Kopfe zu schlafen, heisst es allgemein, ist nicht blos der Gesundheit schädlich, sondern auch eine Sünde. An Schlaflosigkeit leidet, nach dem Aberglauben der Walachen, derjenige, der nach dem Essen den Löffel in den Speiseresten stecken lässt. Gegen Schlaflosigkeit gebraucht man in Anatolien ein auch in Indien bekanntes Mittel: man hält 7 Minuten lang eine Opiumkugel in der Hand, und der Schlaf kann nicht ausbleiben.

In den Sprüchen Jesu des Sohnes Sirachs 34, 20 heisst es: „Ein gesunder Schlaf stellt sich ein bei mässig gefülltem Gedärm; Beschwerden und Schlaflosigkeit, Erbrechen und Leibschneiden quälen den unmässigen Mann." Aehnliches sagte der Kalif Omar.

Um die Grippe sofort verschwinden zu machen, muss man, wie mir in Konstantinopel häufig gesagt wurde, folgendes Mittel anwenden: Man lege Reis, Zucker und blaues Papier auf die Kohlenschaufel, werfe alles auf einmal auf glühende Kohlen und atme den Rauch ein. Das Mittel wirkt nicht, wenn die Farbe des Papiers nicht die vorgeschriebene blaue ist.

In den slavischen Balkanländern macht man es, wie Dragitschewitsch im „Urquell" berichtet, noch viel einfacher: Der Patient begiebt sich beim Abenddunkel in das Freie, und wenn er beim Nachbarn ein Licht brennen sieht, spricht er: „Beim Nachbarn brennt ein Licht — mein Strauchen soll zu ihm kommen als Gast in seine Nase!"

Beim Nasenbluten hängt man um den Hals verschiedene Edelsteine, denen man die Eigenschaft des Blutstillens zuschreibt:

Rubin, Amethyst, arabisch: benfesch; Karneol, türkisch: akyk, arabisch: hadschar el yemen, persisch: sengh e yemen; Smaragd; Koralle; endlich Perlmuschel, arabisch: sadaf.

Bei den Metawilen in Syrien schreibt man, nach der Mitteilung des Syrers Eijub Abela, mit einer Hühnerfeder, die in das Nasenblut getaucht worden, folgende Formel auf ein Stück Papier: „Verflucht sei die Frau, die an ihrer Tochter zur Kupplerin wird.“ Dieses Papier, an die Stirn des Leidenden geklebt, muss helfen.

Bei Ohnmachten und Konvulsionen hält man dem Kranken schleunig frisch angebrannte Baumwolle unter die Nase. Oder man füllt eine Dattel, aus welcher man den Kern entfernt hat, mit Mastixpulver und lässt sie braten. Der entstehende Rauch wirkt auf den Patienten reizend und belebend.

Einem Taubstummen stecken die bosnischen Volksärzte und Wunderheilerinnen eine ausgehöhlte Kerze von gelbem Wachs ins Ohr; dann zünden sie das herausragende Ende an und lassen die Kerze ganz ausbrennen; dies wiederholen sie so lange, bis sie glauben, dass der Patient geheilt sei. In Konstantinopel legt man in das äussere Ohr nagelartige, aus rotem Präzipitate und Gummischleim hergestellte Körperchen oder leitet mittels eines Trichters Wasser, Malvadämpfe oder mit Kampfer versetztes Mandelöl ein; letzteres ist besonders dann heilsam, wenn es zuvor monatelang mit toten Mäusen vermengt worden ist. In Bagdad kennt man ein ganz vortreffliches Mittel, um den Stummen die Zunge zu lösen: Zu meinem Freunde Doktor Bernhard Beck kam einmal ein Moslem mit einem taubstummen Kinde. Doktor Beck erklärte nach der Untersuchung des Kindes, es gäbe seines Wissens keine Hilfe. — „Aber ich komme nicht, um Deine Hilfe oder ein Medikament zu erbitten,“ entgegnete der Vater des kranken Kindes, „sondern sage mir blos, wieviel Tropfen muss ich von diesem Wasser meinem Kinde geben?“ Und er zog aus seinem Gürtel eine Flasche mit einer schmutzigen Flüssigkeit. — „Was ist das?“ fragte der Arzt. — „Moi bülbül, Nachtigallenwasser,“ entgegnete der Araber. — „Was willst Du damit?“ — „Ja, Efendi, weisst Du denn das nicht selbst? Weisst Du nicht, dass Bülbül die schönste Stimme hat unter allen Tieren? Und da die Nachtigall beim Trinken die Zunge hundertmal täglich in das Wasser taucht, das man ihr hin-

stellt, so muss doch in diesem Wasser selbstverständlich etwas von der herrlichen Stimme zurückbleiben. Aus dem Wassertroge, aus dem unsere Nachtigall trinkt, habe ich die Reste des Wassers gesammelt und will sie meinem Kinde geben, es wird dann über kurz oder lang sicher gesunden." — „Wenn dem so ist," fragte der Arzt, „wozu hast Du Dich noch zu mir herbemüht?" — „Ich sagte Dir schon, Hekim Efendi: Deinen Rat bezüglich eines Medikaments brauche ich nicht mehr. Ich will Dich nicht fragen, was ich meinem Kinde geben soll — das weiss ich selbst, Du hast es gehört. Aber ich weiss nicht, wie ich das Moi bülbül verabreichen muss, ich weiss nicht die Einteilung der Zeit, nicht die Zahl der Tropfen. Es ist mir gesagt worden, dass ihr europäischen Aerzte vorzüglich in der Dosierung der Medikamente Bescheid geben könnt. So bitte ich, sage mir: Wieviel Tropfen Moi bülbül muss ich meinem Sohne täglich verabreichen, damit er nicht eine zu laute Stimme bekommt, wenn er vielleicht zuviel oder zuhäufig von diesem unfehlbaren Mittel nimmt?" . . .

Merkwürdig sind auch die Ansichten, welche die Stärkung oder Schwächung des Gedächtnisses betreffen. Nach Meinung der Metawilen in Syrien wird man vergesslich durch folgende fünf Dinge: Wenn man häufig Inschriften auf alten Gräbern liest; wenn man in der Mitte einer Kamelheerde geht; wenn man etwas isst, das bereits von Mäusen berührt worden ist; wenn man mit nüchternem Magen sauere Aepfel geniesst; wenn man auf dem Rücken liegt. Auch der Talmud zählt fünf Dinge auf, welche bewirken, dass man das Gelernte wieder vergisst; und auch dort findet sich der Satz: „Wer isst, was von einer Maus oder Katze angebissen ist, der vergisst." Angehende Studenten in Marokko essen, um ein gutes Gedächtnis zu bekommen, das rohe Herz des frisch gerösteten Wiedehopfs.

Wer auf glühende Kohlen spuckt, bekommt Geschwüre im Munde, sagt man allgemein. Eine talmudische Legende erzählt: Moses habe als Kind eine glühende Kohle in den Mund gesteckt; davon rührte seine schwere Zunge her. Der Erzengel Gabriel leitete damals seine Hand, die Moses nach goldenem Geschmeide, das neben den glühenden Kohlen in der Pfanne lag, ausstrecken wollte. Denn hätte Moses dieses Gold ergriffen, so wäre es von den ägyptischen Zeichendeutern als ein Vorzeichen dafür

gehalten worden, dass er dem Pharao dereinst die Krone rauben würde, und das wäre sein Tod gewesen.

Geschwüre im Munde entstehen auch nach einer speziellen syrischen Ansicht, wenn man des Abends Mastix kaut; von drei Stunden vor Sonnenuntergang angefangen soll man dies unterlassen. Zur Heilung der Mundgeschwüre verwendet man den Niederschlag der Ofenröhren.

Die Balkanslaven sagen: Leidest du an der Gliedersucht, so erhebe dich früh morgens an einem Freitage im Neumonde, nimm eine Axt und einen wildgewachsenen Weissdorn und hacke mit der Axt dreimal in den Weissdorn und sprich jedesmal: „Die Gliedersucht fahre in den Weissdorn hinein! Ulog u glog!" Hast du so gethan, dann verschwindet die Krankheit wie mit der Hand weggewischt. — In Bosnien wird, wie Krauss ferner berichtet, Gliederreissen mittels eines Messers und des folgenden langen Sprüchleins beschworen: „Drei Mädchen weideten im Wald. Die Eine war stumm, die Andere taub, die Dritte blind. 9 Flüsse, 9 Brüder, rüsteten sich flugs zum Heer. Flugs zogen sie fort, flugs stürzten sie sich in den Kampf, flugs kamen sie um. In die Haut, aus der Haut; in welche, aus welcher; ins Gebein, aus dem Gebein. Zogen unter den Rasenboden, an jenen Ort, wo keine Glocke läutet, wo kein Hahn mehr kräht, wo ein Bruder den anderen nicht mehr ruft. Von 9 bis 8, von 8 bis 7, von 7 bis 6, von 6 bis 5, von 5 bis 4, von 4 bis 3, von 3 bis 2, von 2 bis 1, von 1 bis keins. Im Namen des Vaters, des Sohnes, des heiligen Geistes."

Ueber ein seltsames Mittel gegen Gliederschmerzen berichtet die osmanische Geschichte aus der Zeit Mohammeds IV: Am Tage nach der Thronerhebung dieses Sultans wurden die Leichname des während der Palastrevolution hingerichteten Grosswesirs und des Oberstlandrichters von dem Ahornbaume am Hippodrome, an welchem die beiden Würdenträger aufgehängt worden waren, bei Seite geschafft. Einem Janitscharen war es eingefallen, das Fleisch des fetten hingerichteten Grosswesirs auszuschneiden, und dasselbe als ungemein gut für Gliederschmerzen, Stück für Stück um 10 Aspern, auszurufen und zu verkaufen; sogleich stürmte der Pöbel von allen Seiten mit Messern herbei und zerfetzte sowohl den Leichnam des Grosswesirs als den des nicht minder fetten Oberstlandrichters in

viele tausend Stücke, so dass von diesem tragischen Ende seiner Herrlichkeit dieser Grosswesir in der osmanischen Geschichte seitdem nicht anders als Hesarpara, der von tausend Stücken, geheissen hat. Diesen Beinamen verdiente er aber — wie Hammer meint — auch in anderem Sinne des Wortes, insoweit er nämlich unerschöpflich war an Hilfsmitteln, um die Launen des vorigen Sultans Ibrahim und der Günstlinginnen zu befriedigen, um immer tausend Stücke herbeizuschaffen oder aufzuspielen. Sein Haus war ein Warenlager, ein Magazin des Stadthandels, ein Stapelplatz der Bedürfnisse des Harems. Schickte eine Günstlingin um tausend Miskale gesponnenes Gold, sogleich schickte er ein paar Bündel des feinsten; verlangte eine andere Rosenöl, sogleich stand eine ganze Oelflasche von ein paar Hundert Miskalen zu Befehl. Ambra war in grossen atlasnen Säcken, Aloë in Stücken von vierzig bis fünfzig Pfunden, und Perlen waren in ganzen Beuteln vorhanden; über dreissig Sklavinnen, Tonkünstlerinnen und Tänzerinnen, die er aus der ganzen Stadt gepresst hatte, um dieselben für jede Laune des Sultans bereit zu halten, wurden nach seinem Tode vom Grosswesir Ssofi Mohammed wieder ihren Eigentümern zurückgestellt.

Vom Sultan Murad IV. wird erzählt, dass er Zeit seines Lebens schwer gichtkrank war und dass man bei solchen Anfällen immer sein Ende gekommen glaubte.

Gicht heisst türkisch: podogra, nikris; arabisch: wodscha el mluk; persisch: dert e mufasel; indisch: dschurien ke pir oder gent. Für Rheumatismus sagt man türkisch: jel rihi; arabisch: rich; persisch: dert badi; indisch: badi ke pir.

In Konstantinopel glaubt man vielfach — wie bei den Balkanslaven — sich Rheumatismus dadurch zugezogen zu haben, dass man einem Geiste begegnet sei. Fragt man einen solchen Kranken nach der Ursache seines Leidens, so entgegnet er euphemistisch: „Sie ist von aussen.“ Türken, Griechen und Levantiner versuchen vor allem, das Leiden durch warme Bäder zu beheben. Im Bade lässt man sich kneten. Blutentziehungen, Schröpfmittel, Vesikatoren und Fontanellen werden häufig angewandt. In Konstantinopel ist speziell folgende Methode beliebt: Man wirft ein Stück Tabaksrohr ins Feuer, nimmt es heraus, sobald es sich entzündet hat, kühlt es ein wenig ab und setzt es dann auf die erkrankte Stelle, um diese durch das Blasen des halb-

verkohlten Tabaksrohres zu erwärmen. Vielverbreitet ist auch, bei den Türken insbesondere, die Akupunktur, das Einstechen von Nadeln in die erkrankten Körperteile, ein Heilmittel, das aus dem Osten stammt, bei den Japanern, Chinesen und Koreanern und auch im ganzen näheren Orient seit jeher bekannt war und im sechzehnten Jahrhundert nach Europa kam. Es geriet für eine Zeit lang in Vergessenheit, ward aber dann von französischen Aerzten wieder empfohlen und in Deutschland als Baunscheidtismus — nach dem 1860 in Münster verstorbenen Baunscheidt so genannt — allgemein modern.

Mittels eines Instruments werden Nadeln in die Haut gestossen und dann reibt man die Stichwunde mit reizendem Oel ein, wodurch eine Hautentzündung entsteht und Flüssigkeiten, die sich in einer Körperhöhle angesammelt haben, herausgezogen werden. Während man aber in Europa gereinigte feine Nadeln verwendet, dreht der türkische Hodscha-Wunderarzt Nadeln von bedeutender Dicke kaltblütig in die kranken Gliederteile. — In Albanien, besonders in Elbassan, wendet man Folgendes an, um Rheumatismus — von den Gegen: „Perbeu,“ von den Tosken: „Perbesi“ genannt — zu heilen: Man steckt das leidende Glied dreimal in warmes Wasser, reibt es dreimal mit Salz ein, fährt dreimal mit der flachen Klinge eines Messers darüber und sagt dreimal: „Wie das Salz schmilzt, schmelze das Uebel!“ Dann wird im Zimmer des Kranken sorgfältig mit einem Besen ausgekehrt und dreimal gesprochen: „So wie die Sachen weggefegt werden, so möge auch das Uebel verschwinden.“

Wenn man Knurren in den Gedärmen vernimmt, klagt man: „Ich habe Wasser im Bauch.“ Man nennt diese Krankheit türkisch: karn guruldemesi; arabisch: schamatta fel batn, persisch: avas e schikem; indisch: kurkur e schikem. Mit „Nabelfall“ bezeichnet man in vielen Gegenden der Türkei allerlei Leiden des Unterleibs. Bei Kolik und Entzündung der Gedärme sagt das Volk: „Der Nabel ist herabgefallen.“

Man ruft dann zumeist alte Weiber, welche die Kunst verstehen, den herabgefallenen Nabel wieder in die richtige Lage zu bringen. Sie thun dies, erzählte Professor Rigler, indem sie nach Beölung des Unterleibs denselben kneten und reiben. Auch bei Trommelsucht — Tympanites — wird der Unterleib mit Oel eingerieben und dann massiert; die

Heilmethode ist aber nur wirksam, wenn man zum Beklopfen des Unterleibs die getrocknete Kinnlade eines Hammels oder einen Stahllöffel, der in diesem Falle besondere magische Kräfte besitzt, verwendet. Nach dem Massieren und Beklopfen hüllt man den Leib des Kranken in ein mit harzigen Dämpfen durchzogenes Tuch und spricht besondere Gebete für die Genesung. Bei langwierigen Diarrhöen schneidet man die Mitte aus einer Quitte heraus und füllt das Loch mit Wachs. Die so präparierte Quitte setzt man einem schwachen Feuer aus, nimmt sie nach einiger Zeit fort und lässt sie erkalten. Dann gibt man dem Kranken davon zu essen. Das Mittel wird mehrere Tage hintereinander gebraucht.

Ferner stehen in Konstantinopel folgende Mittel in Verwendung: Heidelbeeren, heisse Limonade, Opium, Galläpfel in Suppe und endlich getrocknete Natternhaut mit Zucker.

Bei Magenschwäche höhlt man ebenfalls eine Quitte aus und füllt sie mit Muskatnuss, Zimmt und Gewürznelken und Zucker. Dann umgibt man das Ganze mit einem Teig und setzt es dem Backofenfeuer ein wenig aus, und das helfende Medikament ist fertig. Bei hartnäckigen Koliken legt man ein Hammelsnetz, in einem schleimigen Absud auf den Unterleib; oder schluckt einige Pillen, die aus Seife und gebranntem Kerzendocht bestehen. Diese Pillen sind in Kleinasien und Konstantinopel gebräuchlich. Kolik heisst türkisch: Sandschi, karyn agh, oder vodscha el batn; arabisch: maghs; persisch: petsches, dert eschikem; indisch: sul, mror oder kulendsch.

Die Diarrhöe befällt in Konstantinopel jeden Ankömmling. Die Dysenterie ist heftig und fast immer hartnäckig. Ein Konstantinopler Arzt, Doktor S. Schwarz, ist der Erfinder einer Antidysenteriepille, welche wirksam sein soll. Allgemeine Volkssitte ist es, den Unterleib durch fortwährendes Tragen von Flanell oder von Gürteln und langen dicken Tüchern vor dem häufigen Umschwung der Temperatur zu schützen. Früher trug man aus diesem Grunde selbst zur Sommerszeit Pelze. In den Spitälern werden zu jedem Bettbedarf mindestens 2 Bauchbinden gerechnet.

Vielfach wird Olibanum bei Magenkrankheiten angewendet. Der Prophet riet, vor dem Coitus das Zimmer mit Olibanum und wohlriechenden Blättern auszuräuchern. Diese Räucherung

wird daher von allen Traditionisten empfohlen. Abdallah ibn Merwan sagte: „Es gibt drei Dinge, die nur in Yemen sind: Olibanum, Wars oder Erobanche tinctoria; und Burd, der unter dem Namen Yemeni bekannte, in Yemen gewobene Mantel. Olibanum vertreibt die Winde im Leibe, ist nützlich bei Magenkrankheiten, trocknet den Schleim bei Darmkatarrh, heilt Wunden und Geschwüre, erhellt den Blick, stärkt die Gebärmutter und die Geschlechtsorgane des Mannes wie der Frau." — Nach südslawischer Ansicht braucht ein Mann, der Bauchweh hat, blos den linken Hoden zu drücken; wenn er ihn dann loslässt, ist er sofort genesen.

Wie in früherer Zeit in Europa, so herrscht im Orient jetzt noch die Sitte, im Frühling eine Blutreinigungskur des Körpers vorzunehmen, vorzüglich zu dem Zweck, um die angehäufte schwarze Galle zu entleeren.

Aus Persien erzählt Dr. Polak: Man wählt dort dazu die Zeit zwischen Mitte April und Ende Mai. Nachdem man von seinem Hekim genaue Verhaltungsregeln in Bezug auf Gebrauchsweise und Diät eingeholt hat, bereitet man sich durch fünf- bis achttägigen Gebrauch von Solventien vor, nimmt dann ein Abführmittel, ein zweites nach zwei Tagen, selten ein drittes, und geht hierauf zur eigentlichen Kur über, welche 30 bis 40 Tage in Anspruch nimmt. Sie besteht im vorschriftsmässigen Genuss von Radix Chinae nodosae, manchmal von Sarsaparilla, oder von Säften aus Cichorie, Beta, Fumaria, oder von Milch und Molken. Im Hochsommer dienen auch die Säfte von Wasser- und Frühmelonen oder „germek", Granaten, saueren Trauben und Berberis zum Kurgebrauch.

Ausserdem, dass der Perser, wenn er sich im geringsten unwohl fühlt, das Zimmer hütet und strenge Diät beobachtet, nimmt er sofort eine Solvenz — persisch: munzitsch — und hierauf ein Purgiermittel — „karkun," „mushil" — auf alle Fälle aber ein oder mehrere Klystiere oder „imaleh". Der ungemein häufige Gebrauch von Klystieren ist, meint Polak, um so auffallender, als Chardin, der vor etwa 200 Jahren Persien bereiste, in seinem Werke erwähnt, das Lavement sei dort völlig unbekannt und die von ihm verordnete Anwendung desselben sei auf heftigen Widerstand gestossen. Jetzt erhält der Arzt auf seine Fragen an den Kranken die stereotypen Antworten: „Ich

bekam Fieber und setzte ein Klystier," oder: „Vor dem Klystier verspürte ich diese, nach demselben jene Symptome". Als Instrument bedient man sich nicht unserer gewöhnlichen Klystierspritze, sondern eines hohen Trichters mit abgerundetem und wie ein Katheter umgebogenem Ende. Vermöge des Luftdrucks stürzt die Flüssigkeit mit brodelndem Geräusch in das Rektum. Polak hält diese Methode für zweckmässiger als die europäische; das Instrument ist einfach, lässt sich gut reinigen, die Applikation mit eigener Hand als auch mit fremder Hülfe ist leichter und eine Darmverletzung durch den Apparat unmöglich, auch kann die Füllung in beliebigen Quantitäten beigebracht werden. In keinem persischen Hause fehlt dieser Trichter; gewöhnlich ist er von Glas, bei reichen Familien von Silber, mit einer Vorrichtung zum Auseinanderschrauben. Die Ingredienzien des Klystiers bestehen aus Rohrzucker — „schiker" — von Masanderan; kristallinischem Steinsalz — „nemeke turki"; ferner aus Ricinusöl — „rugane gertschek"; aus Manna — „schirchischt" — von Astraphasis spinosa, Rhabarber — „riwaend"; aus Sennesblättern — „senneh mekki" — und als drastisches Mittel aus einem Beisatz von Cassia fistulosa — persisch: „fulus" —, durch dessen unzeitige Anwendung grosser Schaden angerichtet, ja der Tod herbeigeführt werden soll.

Als Solvens, welches der Perser stets dem Abführmittel vorhergehen lässt, weil nach seiner Ansicht die Materia peccans — „suddeh" — unbedingt erst in Fluss geraten muss, ehe die Ausleerung durch eine Purganz erfolgt, dienen Abkochungen — „dschuschandeh" — von Cichorienwurzel oder Kasni, von Jujuba oder Annab, von Schebistan oder Sepiste, von Fumaria oder schaterre, von Viola odorata oder Benafscheh, von Solanum nigrum oder Tadschrizi und von verschiedenen einheimischen Mannaarten. Die Abkochung, ungefähr das Quantum einer Pinte, wird in eine Schale geschüttet — der Perser trinkt nicht aus Gläsern — und auf einmal genommen; um die Wirkung zu verstärken, geniesst man hinterher noch einige Schalen Scherbet, der aus Oxymel, Orangen-, Limonen-, Granaten- oder grünem Traubensaft bereitet ist. Auch der Saft der Wassermelonen wird viel als Solvens angewendet; er gilt überhaupt, wegen seiner gelind abführenden Wirkung, für ein Universalmittel gegen alle Stockungen im Unterleibe etwa wie in Europa die auflösenden Mineralquellen.

Andere persische Abführmittel sind: schwarzes und gelbes Mirobalanum, „Halileh siah“ und „zerd“ genannt, Sennesblätter, Rhabarber, Tamarinden, die im Persischen taemer hindi heissen, Cassia fistulosa, Coloquinten oder „Haenzel“, Gummigutt oder „Ussareh riwand“, Aloe oder „Sab'r“, Ricinusöl, Manna und Bittersalz. Das grobgestossene Pulver des Mirobalanum, besonders der schwarzen Sorte, wird in 3 bis 4 Drachmen vor dem Schlafengehen genommen; es ist fast das ausschliessliche Abführmittel bei den niederen Volksklassen. Die china nodosa, persisch Tschini, welche im XVI. Jahrhundert zufolge der guten Dienste, die sie dem Kaiser Karl V. und mehreren Päpsten geleistet hatte, in Europa stark in Aufnahme kam, später aber wieder obsolet wurde, steht bei den Orientalen noch heutigen Tages in vollem Credit. Die Sarsaparille oder Uschpeh wird selten allein genommen, häufiger dem Decoct der China nodosa beigemischt; daher bedeutet Tschini uschpeh churdem: „Ich brauchte die Pflanzenkur“. Turkomanen und Mongolen geniessen die China nodosa als Leckerbissen. Sultan Abdul Hamid II. ist, wie in meiner Schilderung seines Hofstaates erwähnt, ein Feind aller Medikamente, in Fällen des Unwohlseins nimmt er nur Sarsaparille. Das Gummigutt halten die Perser für ein Extractum rhei, daher der Name „ussareh riwand“, welche Verwechselung nach Dr. Polak oft Unheil anrichtet. Die Ricinuspflanze, „Bid aendschir“, auch „gertschek“ genannt, wird fast in ganz Persien angebaut, ja Polak fand sie noch im vierunddreissigsten Breitengrade bei einer Meereshöhe von 6000 Fuss reifen, allerdings kümmerlich. Ihr Oel dient meist zur Beleuchtung. Durch die heisse Pressung wird es braun und dickflüssig und verliert an purgierender Kraft, sodass wenigstens eine Dosis von 1½ Unzen genommen werden muss. Vom Genusse einer Emulsion aus etwa 50 Samenkörnern entstanden nach Polaks Erfahrungen bei einem Europäer die heftigsten Cholerasymptome, und er entging nur mit genauer Not dem Tode. Im Gilan'schen Marschlande nehmen die Einwohner häufig zwei bis drei Körner des Ricinus tiglii oder Gertschek hindi. Ueber die in Persien einheimischen Mannaarten, welche fast nie als Zusatz bei der Purganz fehlen, hat Polak ausführlich geschrieben. Hier erwähne ich nach ihm nur noch Folgendes: Guter Rhabarber kommt über Buschir aus China, daher die Benennung Riwand e tschini; doch ersetzt man ihn

gewöhnlich durch die schwächer wirkende inländische Wurzel, die hauptsächlich um Chorassan wächst, sich aber auch häufig in den Bergen des Elburs und Elwend findet — Rheum rhaponticum Riwas — und deren junge Sprossen ein gutes Gemüse geben. Tamarinden sind seltener im Gebrauch. Am meisten geschätzt ist die rötliche, viel Weinstein und Weinsteinsäure enthaltende Tamarinde von Guzerat — tamer gudschrat; man bereitet daraus ein säuerliches, rubinrotes, erfrischendes Getränk. Cassia wird bei allen Krankheiten der Baucheingeweide angewendet, vielleicht nur wegen ihres darmähnlichen Aussehens. —

Bei Harnverhaltungen röstet man in Konstantinopel zerhackte Petersilie, Wurzel und Kraut, gibt Oel dazu und macht dann Umschläge auf der unteren Bauchgegend. Dieses Mittel soll nach Rigler überraschend nützen, wenn das Leiden nicht zentralen Ursprungs ist. Bei Hämorrhoiden nimmt man innerlich auflösende Abkochungen, ausserdem lässt man sich Blutegel an die leidende Stelle setzen; um die Blutung zu unterhalten, sitzt man längere Zeit auf einem durchlöcherten Sessel, unter welchem aus einem mit heissem Wasser gefüllten Topfe Dämpfe aufsteigen.

Gegen Bandwurm gebraucht man in Aegypten, Palästina und Syrien Petroleum; dieses Medikament wird drei Tage hindurch in bestimmten Zwischenräumen tropfenweise verschluckt; darauf nimmt man ein Abführmittel. Die Bewohner des Libanon glauben, wie Honigberger erzählt, dass die häufige Erzeugung des Bandwurmes in ihrem Lande eine Folge des Genusses des rohen Fleisches sei, weshalb sie unmässig Branntwein trinken. Allerdings kann der erwähnte Umstand viel dazu beitragen, meint Honigberger; die Hauptursache der Entstehung des Bandwurmes scheine dort jedoch darin zu liegen, dass die ärmeren Leute, die auch am meisten diesem Uebel ausgesetzt sind, in den Zimmern, wo die Seidenwürmer aufgezogen werden, schlafen und die schädlichen Stoffe der faulenden und sich zersetzenden Maulbeerbaumblätter, wovon sich die Seidenwürmer nähren, einatmen. Die Leute dort zu Lande haben eine eigentümliche Methode, sich vom Bandwurme zu befreien, wenn er ihnen lästig wird und üble Zustände bei ihnen hervorbringt, was jedoch selten der Fall ist, da er grösstenteils von selbst stückweise abgeht. Sie nehmen nämlich am Morgen nüchtern ein Stückchen

gemeiner Seife in einer von den Samenkörnern gereinigten Feige; hierauf braten sie am Kohlenfeuer ein Stück Fleisch, das aber fett sein muss, um, wie sie glauben, „den Wurm in den Magen heraufzulocken,“ kauen dann den Braten, ohne weder den Speichel, noch den ausgesogenen Saft hinabzuschlucken. Wenn sie nun glauben, dass der Wurm bereits im Magen ist, was man fühlen soll, so trinken sie auf einen Zug, bei zugestopften Nasenlöchern, eine tüchtige Gabe starken Spiritus, der den Wurm — vielleicht auch den Kranken — angreifen und berauschen soll, und der ihn in den Unterleib hinabtreibt, von wo aus er vermittelst eines starken Purgiermittels herausgeschafft wird. Eine wahre Pferdekur.

In den türkisch-asiatischen Militärspitälern findet man häufig Soldaten, welche an dem sogenannten Medinawurm — dem Wüstenwurm der Sudanesen — leiden. Nach der Beschreibung eines Arztes ist dieser Wurm zündhölzchendick und viele Meter lang; er bildet sich im Körper des Kranken, wächst dort und bahnt sich durch das Fleisch einen Weg, bis er gewöhnlich am Oberschenkel oder Knöchel herauskommt. Die Krankheit dauert zuweilen 8 bis 10 Monate und ist ungemein schmerzlich, aber nicht tötlich. Der Medinawurm, der auch am Persischen Meerbusen, vorzüglich in Minab und Laar, häufig vorkommt, wird dort durch Umwinden und tägliches Aufrollen um ein Stäbchen entfernt.

Die „Beulen“ sind eine andere, auf besondere Gegenden begrenzte türkische Krankheit. „Die Beulen Mesopotamiens“ nennt der alte arabische Schriftsteller Saalebi „berüchtigt wie die von Haleb“ oder Aleppo. Ueber die letzteren — welche Bouton d'Alep, Bouton de Biskra und Aleppo-Knoten von französischen und deutschen Aerzten genannt werden — sagte mir Dr. Bernhard Beck, der viele Fälle behandelte: „Die kleinen Kinder der Eingeborenen werden, wenn sie oft stundenlang unbewacht in ihren schlittenartigen Wiegen wehrlos liegen, von den Insekten gestochen, welche Träger des Beulengiftes sind. Die Krankheit beginnt mit einer Art Impfkruste, dem Knötchen, das etwa ein halbes Jahr immer mehr und mehr an Ausbreitung gewinnt und sich bis zur Thalergrösse entwickelt, eitriges Sekret absondert, dann in weiteren sechs Monaten durch Granulations- oder Fleischwärzchenbildung eintrocknet und verschwindet.

den Fremden, die solche Knötchen als Erwachsene bekommen, bleiben durch Kratzen Narben. Wer einmal die Aleppokrankheit hatte, acquiriert sie nicht wieder. Charakteristisch ist, dass Europäer, die sich in Aleppo vorübergehend aufgehalten haben, die Krankheit erst zu Hause erhalten, dass also die in Aleppo stattgehabte Impfung des Beulengiftes erst viel später und unter anderen klimatischen Verhältnissen zur Efflorescenz kommt. Alle bisherigen Versuche, den Prozess der Krankheit abzukürzen oder zu unterdrücken, haben stets das Gegenteil erzeugt. Diese Krankheit dauert fast auf den Tag ein Jahr, daran lässt sich nichts ändern." Thatsächlich ist es trotz eingehender Forschungen einheimischer und fremder Aerzte nicht gelungen, das Wesen dieser Krankheit zu ergründen. Professor Eduard Geber von der Klausenburger Universität hat sich viel mit dem Studium der Aleppobeule beschäftigt. Letztere kommt auch anderwärts, beispielsweise in Diarbekr, vor. Der kaiserlich ottomanische Bataillonsarzt Doktor Butyka hat im 15. Bande der Rundschau für Geographie und Statistik über diese Krankheit in Diarbekr berichtet: „Alle angewandten Mittel waren vergeblich. Wenn durch solche Mittel die Krusten abfielen, war die eiternde Fläche wieder da, sie wollte vor einem Jahre nicht heilen. Sie hinterliess immer dunkelbraune Flecken. Auch nach der Abreise von Diarbekr brach sie bei vielen Soldaten aus und zeigte denselben Verlauf. Sie ist weder auf Syphilis noch auf Skrophulose zurückzuführen, sie befällt gewöhnlich die gesundesten Menschen." Doktor Butyka sucht die Ursache in Unreinlichkeit. Die Einheimischen in Diarbekr meinen: „Wer Hamrawath Ssu, Röhrenwasser trinkt, bekommt die Krankheit." Dieses Sprüchwort sagt aber nicht die Wahrheit, sondern entstammt der Scheu der Türken und Araber, Wasser zu trinken, das durch Röhren geflossen ist.

Eine besondere Krankheit, die, nach Honigberger, auf dem Libanon häufig vorkommt, ist das sogenannte „Habet el kei," ein Brenngeschwür, welches ganz verschieden ist von dem in Aleppo und in Bagdad endemischen Bouton d'Aleppo. Während die Aleppo-Beule ein Jahr eitert und blos eine garstige Narbe hinterlässt, aber nicht lebensgefährlich ist, kommt das Habet el kei als ein akutes, oft lebensgefährliches Geschwürchen vor, und zwar in den inneren sowohl als äusseren Teilen, weshalb seine Erkennung öfters eine schwierige Sache ist; wenn man es jedoch

erkannt hat, so kann man die Heilung desselben augenblicklich mit dem glühenden Eisen — woher es auch den Namen Habet el kei, Geschwür zum Brennen, hat — bewirken. Daher sieht man auch auf dem Libanon so viele Kinder, bei denen das Cauterium actuale als Praeventive auf den Vorderkopf appliziert worden ist. Kommt dieses Geschwürchen äusserlich vor, beispielsweise im Gesicht, wo ein brennendes Knötchen entsteht, das eine bläuliche und zuletzt eine schwarze Farbe wie ein Carbunculus erhält, so ist es lebensgefährlich, wenn man ihm nicht bei Zeiten zuvorkommt, es sogleich mit dem glühenden Eisen zerstört. Beim Brennen solcher Geschwüre soll man manchmal das Zerplatzen hören, was als ein gutes Zeichen angesehen wird.

Ein Volksarzt im Libanon-Lande, der Schustermeister Ibrahim, erklärte meinem Gewährsmanne Honigberger, dass man das Habet el kei jederzeit an folgenden Umständen erkennen könne: erstens, wenn Blutentziehungen mit den übrigen Mitteln ihren Dienst versagen; zweitens, wenn der Kranke einen üblen Mundgeruch hat und sein Speichel sich in Fäden zieht. Ferner finde ein örtlicher Brennschmerz statt, der den Kranken Tag und Nacht quäle, was eigentlich — wie der Ustad oder Meister Ibrahim meinte — das beste und zuverlässigste Kennzeichen für's Kei, das Brennen, sei. —

Ein eigentümliches Mittel gegen Halsweh und geschwollene Mandeln ist dieses in Syrien gebräuchliche: Man packe einen Maulwurf, erwürge ihn mit den Fingern und reibe mit den Fingern, welche den Maulwurf erwürgt haben, die Kehle des Kranken, welcher dabei den Speichel herunterschlucken muss. Am besten ist es, wenn der Kranke selbst den Maulwurf tötet und sonach seine eigenen Finger benutzen kann. In Konstantinopel rät man das Einblasen mit Graecum album. Ist die Eiterung vollendet, so kann nach Riglers Erfahrungen ein Nutzen eintreffen, weil die durch den unangenehmen Geruch hervorgerufene krampfhafte Zusammenziehung des Rachens einen bestehenden Abszess zum Bersten bringt. Um Rückfälle zu vermeiden, hängt man den Leidenden eine kleine Büchse mit metallischem Quecksilber an den Hals. Im Basar zu Stambul verkauft man auch purpurrote Seidenfäden, mit welchen angeblich giftige Schlangen erwürgt wurden; solche Fäden sind daher, um

den Hals eines an der Diphterie oder an einem anderen schweren Halsleiden Erkrankten gewunden, am besten geeignet, das Gift der Krankheit zu paralysieren. Dieses Mittel ist auch von der osmanischen Geschichte historisch beglaubigt. Sie erzählt nämlich aus der Zeit des Sultans Mohammed IV., dass „der Mufti Behaji eher an Halsentzündung starb, als der wider dieselbe für unvergleichlich gehaltene purpurrotseidene Faden, womit ägyptische Schlangen erwürgt wurden, herbeigeschafft werden konnte."

Wirksame Mittel der Montenegriner gegen Halsleiden sind: das Brot, das man am Tage des Wassilj, und die Eier, die man am Charsamstag einsegnen lässt.

Gegen Keuchhusten gebraucht man in Konstantinopel: Sperlingsblut oder Schwefel in Wein, das Pulver der wilden Kastanie mit Zucker vermischt, die Einatmung von Asantdämpfen oder Klystiere mit Asant. Die christlichen Frauen streuen vor einem heftig Hustenden Lorbeerblätter oder Nadelholzblätter, die in Kreuzform gesteckt sind, auf den Boden, zünden sie an und lassen den Kranken den Rauch einatmen. Ferner stehen neben Amuleten, abergläubischen Gebräuchen, Aderlässen, Vesikatoren noch folgende Mittel in Verwendung: Man reibt die Brust mit Eibischsalbe ein und streut dann Chamomillenpulver darauf. Man legt auf die Brust Baumwolle, die mit dem übelriechenden Rauch von Asa foetida durchdrungen ist. Innerlich gibt man: beide Arten Benzoe in Milch gekocht; Olibanum, in heissem Wasser gekocht; Eselsmilch; Salep mit Milch.

Salep sind getrocknete Wurzelknollen verschiedener Orchideen aus der Abteilung der Ophrydeen: eine verwelkte, aus deren Bestandteilen sich der blühende Stengel entwickelt hat; eine derbe, vollsaftige, kugelige oder handförmig geteilte, gelappte, aus der sich im folgenden Jahre ein blühender Stengel entwickelt. Man sammelt nach der Blütezeit die saftigen Knollen, welche frisch etwas bitterlich schmecken und eigentümlich unangenehm riechen, wäscht sie, reibt die äussere braune Haut ab, brüht die Knollen und trocknet sie in künstlicher Wärme. In Mitteleuropa benutzt man am häufigsten die ungeteilten, seltener die geteilten; die Knollen sind nach dem Trocknen bis 3 Centimeter lang und 2 Gramm schwer, unregelmässig gespaltet, hart, spröde, gelblichgrau, riechen schwach aromatisch, schmecken fade.

Salep nennt man im Arabischen: Khus yatus salab, Fuchshoden; Salep galt im orientalischen Altertum im Hinblick auf die Gestalt der beiden rundlichen nebeneinanderstehenden Knollen — welche der arabische Name anzeigt — auch als wirksames Mittel zur Wiedererlangung der verlorenen Zeugungskraft. Theophrast und Dioskorides schrieben dem Salep grosse Nährkraft zu, doch soll er sie gar nicht besitzen. In Deutschland liefern besonders Taunus, Westerwald, Odenwald und die Rhön den Salep; viel kommt aus Frankreich; den meisten Salep aber bezieht man aus Smyrna. Man benutzt ihn jetzt in Deutschland hauptsächlich nur noch in der Form von Salepschleim—Mucilago Salep— bei Durchfällen und zur Ernährung herabgekommener Kinder. In Griechenland und der Türkei dient Salepschleim mit Honig als tägliches Morgengetränk. In der Zeit, da Salep am meisten verkauft wird, durchziehen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein Hunderte von Griechen die Strassen von Konstantinopel; unermüdlich rufen sie: „Salepi, Salepi!" mit langgezogenen Tönen. Mit Salepi erwacht man in der Frühe; und der Salepi-Ruf bringt sicher selbst die um die Nachtruhe, welche das Hundegebell als altgewohntes Gelärm nicht mehr stört. —

Die „Milz Bahreins" ist im Orient eine alte sprichwörtliche Redensart, die schon Saalebi erwähnt mit den Worten: „Bahrein wirkt auf die Milz ungünstig, weil es sie vergrössert." Die Krankheiten der Milz sind häufig, sie werden von besonderen Spezialisten, den Talaktschi, behandelt. Diese Spezialisten heilen den Leidenden, indem sie eine Hammelmilz in das linke Hypochondrium legen und unter Gebeten durchschneiden. Manchmal fahren sie auch blos mit einem wunderwirkenden Messer über der kranken Stelle in der Luft herum, nachdem sie den Unterleib mit dem Rücken des Wundermessers beklopft haben. Die Talaktschi, hauptsächlich Priester, heilen auch Brustleiden und Unterleibskrankheiten, wobei sie gewöhnlich Moxen setzen oder die Haut mit dem Glüheisen brennen. —

Schon Kazwini bemerkte bei Aufzählung der Eigenschaften des Karneol — arabisch: Akik — dass der bei Feilen oder Polieren abfallende Staub des Akik das Auge und das Herz stärke und ein Mittel gegen Herzklopfen sei. Auch vom Golde sagte Kazwini, dass es nach der Ansicht des grossen arabischen Arztes

Ibn Sina ein gutes Mittel gegen Herzklopfen und Herzleiden aller Art bilde. Endlich zitierte Kazwini den Aristoteles als klassischen Zeugen für die Meinung: dass es zu den Eigenschaften der Perle gehöre, von Herzklopfen, sowie von Furcht und Schrecken, die aus der Melancholie herstammen, zu befreien. Ueber diese Eigenschaft der Perle sagt das Gleiche Achmed Teifaschi in seiner Schrift über die Edelsteine. Im heutigen Syrien gilt es nun als sicheres Mittel gegen Herzklopfen, wenn sich die leidende Person einen Schmuck aus Karneol anhängt. Seltsamerweise hilft dieses Mittel aber nur den kranken Leuten weiblichen Geschlechts.

Die Lungenschwindsucht hält man in Konstantinopel für höchst kontagiös. Einen Lungensüchtigen schafft man am liebsten aus dem Hause, um die anderen Familienmitglieder vor der Ansteckung zu schützen. Kann man ihn nicht aus dem Hause bringen, dann sucht man ihn möglichst zu isolieren, man lässt ihn von fremden gedungenen Leuten pflegen, berührt nie das Esszeug, welches ihm zugeteilt ist, und flieht sein Bett, wenn er im Sterben liegt. Häuser, in denen Lungensüchtige gelebt und gestorben, sind schwer zu vermieten. Wenn nach Jahren sich doch ein mutiger Mieter findet, dann müssen vor dem Bezuge wenigstens alle Räume ängstlich gereinigt, die Wände abgekratzt und neu gestrichen sein. Aehnlich denkt man bei den Serben: Alle Krankheiten, in denen die Patienten rasch abmagern und zu hüsteln anfangen, werden in Serbien von dem Volksarzt als Schwindsucht erklärt, und solche Patienten werden selbst von Verwandten gemieden; denn die „Schwindsucht ist ansteckend.“ So fatalistisch das serbische Volk sonst ist — vor ansteckenden Krankheiten hütet es sich, und wenn ein Serbe aus dem Hause eines solchen Patienten weggeht, schlägt er mit der Ferse an die Schwelle, um die Ansteckung abzustreifen. Auch die Wassersucht zählen Dalmatiner und Montenegriner zu den ansteckenden Krankheiten, und sie glauben, dass Türken sie eher bekommen als Christen. Von den osmanischen Sultanen starben mehrere an der Wassersucht: Sultan Achmed II. kränkelte längere Zeit an ihr und erlag ihr am sechsten Februar 1695. An der Wassersucht waren auch seine Brüder und Vorgänger Mohammed IV. und Suleiman II. gestorben. Die Wassersucht hätte sich bei Sultan Mohammed IV., welcher sich jagend herum-

trieb, am wenigsten vermuten lassen, aber er liebte den Trank gebrannter Wasser, wozu ihm Achmed Köprili — der, selbst ein Opfer dieser Liebhaberei, an der Wassersucht starb — Geschmack beigebracht. Ich habe schon im ersten Kapitel meines Buches die medizinische Weisheit des Harems und des Sserai erwähnt, infolge deren nach Suleimans Tode der Hofarzt abgesetzt und eingesperrt wurde, weil er dem verstorbenen Sultan nicht einmal den Gebrauch geläuterten Wassers, als ein Gegenmittel gegen die Wassersucht, erlaubt hatte; der Tod Achmeds wurde nun durch die Gestattung dieses angeblichen Heilmittels auf demselben Wege, den seine Brüder gingen — nämlich durch Wassersucht — beschleunigt; bei allen Dreien dürfte aber auch, meint Hammer, Anlage zur Wassersucht vorhanden gewesen sein.

Bei Gelbsucht wendet der Hodscha-Arzt in Konstantinopel neben Blutentziehungen folgende Heilmethode an: Er stellt eine glänzende, mit Wasser gefüllte Schale aus Messing neben das Lager des Kranken und wirft in diese Schale drei oder vier Eisennägel. Nachdem er wirksame Koranstellen vorgelesen und den Kranken behaucht und beblasen hat, gibt er ihm folgende Verhaltungsmassregel an: „Acht Tage hindurch schaue täglich eine Stunde lang auf den Grund dieser Messingschale“. Bei leichteren Fällen ist der Patient im Stande, die ärztliche Weisung zu befolgen; er setzt sich auf seinem Lager auf, und schaut acht Tage hindurch dreimal täglich auf den Grund dieser Schale; und während er sich naturgemäss bessert, wird der im Wasser sich absetzende Rost als der aus ihm ausgezogene Farbenbestandteil betrachtet. Und der Arzt ist dann ein grosser, von Allah geliebter und gesegneter Wundermann. In schwerer Krankheit ist der Patient unfähig, die Bedingung des Arztes einzuhalten — und dann ist dies natürlich schuld daran, dass die Heilung nicht erfolgt. Schon nach einem indogermanischen Zauberspruche wird die Gelbsucht durch innere und äussere Mittel von gelber Farbe vertrieben.

Und aus Serbien berichtet Gjorgjewitsch: Gelbsüchtige winden sich einen gelben Seidenfaden um den Hals; dann binden sie einen roten um einen Stock roter Rosen im Garten. Am nächsten Morgen kommen sie zum Rosenstocke, nehmen den gelben Seidenfaden von ihrem Halse herab und geben ihn auf den Rosenstock, während sie den roten Faden von den Rosen herabnehmen und

ihn sich um den Hals winden. Dabei sprechen sie: „Röslein, in Gott mein Schwesterlein, gib mir dein Rot, nimm mein Gelb“.

Die Gelbsucht heisst türkisch: Ssarylyk oder yrkan; arabisch: jerakan oder rykan; persisch: irkan; indisch: pernei oder pilika mers; griechisch: Ikteros oder Kitrinada, wörtlich Gelbsucht, oder auch Safranada, Safransucht.

Als gutes Mittel gegen Bleichsucht sucht man im Orient gewöhnlich drei Aepfel an einem Zweige, die ganz rot und reif sind. Die durchschneidet man mit einem Messer, welches 24 Stunden in einem Apfelstücke stecken bleibt. Dann isst der Kranke das Obst und schabt den angelaufenen Rost vom Messer in Wein oder Raki und trinkt ihn. Bleichsucht heisst im Türkischen: ak sarelek; im Persischen: pus; im Indischen: pos oder pus. — Den Rotlauf nennen die Griechen: Erysipelas, daneben: Anemopyroma, was gleichbedeutend ist mit brennend heissem Wind. Die Araber sagen für Rotlauf: humret; die Perser: surk bad; die Türken: jilandschik, von Jilan, Schlange, wahrscheinlich wegen des Herumziehens der Krankheit. Das türkische Volk glaubt fast überall, dass Jilandschik nicht durch einen gelehrten Arzt, sondern nur durch die Jilandschiktschi, zumeist Priester und Hodschas, geheilt werden könne, und zwar durch sympathetische Heilmittel, nach dem Spruch: similia similibus curantur. Der Jilandschiktschi heilt also durch Auflegen der Hände oder durch Anblasen; oder: er drückt auf die Rose eine Münze, die auf der Kehrseite eine Schlange zeigt; oder er legt auf die kranke Stelle eine Konchylie, die — damit auch hier die Symbolik des Roten nicht fehle — im Roten Meere zu Millionen gefunden wird: diese Konchylie gleicht einer in sich geschlungenen Natter und heisst im Volksmund Jilandschiktschi, Schlangenkrankheitsstein, Rotlaufstein. Ihr besonders wird eine grosse Heilkraft zugeschrieben; man lässt sie tagelang auf der Rose liegen. Zuweilen bindet man ein heissgemachtes Tuch — es muss aber rot sein — mehrmals während des Tages um die kranken Teile. Seltener kommt es vor, dass der Priester neben solchen sympathetischen Mitteln auch noch Handgreifliches versucht, indem er mit dem Daumen das Erisypel knetet. Wenn die Rose in Brand übergeht, ruft man wohl auch — aber gewöhnlich zu spät — einen gelehrten Arzt. In Bosnien und

Herzegowina werden, wie Krauss mitteilte, Rotlaufbeulen, die man Mizina oder Kätzchen nennt, mit einem Schürhaken beschworen. Dabei spricht die Beschwörerin: „Ohne Vater wurde es gemacht, ohne Mutter geboren, ohne Priester getauft: so möge es denn namenlos dahinschwinden. — —“ In Serbien steht die Beschwörerin auf der Hausschwelle und schlägt mit einer Zimmeraxt Kreuze über die Beule, dabei sprechend: „Mietzchen hat neun Männer, alle neune zogen zum Heer ins Feld, von neun kamen acht, von acht kamen sieben, von sieben kamen sechs, von sechs kamen fünf, von fünf kamen vier, von vier kamen drei, von drei kamen zwei, von zwei kam einer, von einem kam keiner mehr. Flieh, Mietzchen, sonst hack ich dich zusammen!“ — „Hack mich nicht, ich lauf davon!“ — Dieser Spruch wird dreimal wiederholt. Dabei haut die Beschwörerin jedesmal die Axt in die Schwelle ein.

Gjorgjewitsch erwähnt noch eine andere Art serbischer Beschwörung des Rotlaufs: Die Besprecherin nimmt eine eiserne Kohlenschaufel, schiebt sie ins Feuer, bis sie glühend rot wird, giesst darauf Essig, und indem sie den Patienten mit Essigdämpfen räuchert, spricht sie, aber in sich hinein: „Der heilige Nikolaus ritt auf einem blauen Pferde, welches einen blauen Sattel, blauen Sattelgurt und blaue Zügel hatte, über das blaue Meer und trug den Blaulauf mit sich.“ Nach dreimaliger Wiederholung dieser Formel fährt sie fort: „Der heilige Nikolaus ritt auf einem roten Pferde“ — und wieder, wie oben, nur statt blau: rot — „und trug den Rotlauf weg.“ Das wird auch dreimal gesprochen. Dann kommt die Variante mit dem weissen Pferde und dem Weisslauf. Das Ganze wird abgeschlossen mit folgenden Worten: „Tritt ab, du Stier, dein Platz ist nicht hier, geh du nur in das Galilei-Thal, wo keine Kirche besteht, keine Priester lesen, keine Kerzen angezündet, keine Kirchenkuchen ausgeschnitten werden, dorthin, wo keine Schulkinder singen, keine Rinder brüllen, wo keine Schafe blöken, wo keine Hühner krähen, wo keine Schweine grunzen, wo keine Hunde bellen, wo nichts, gar nichts ist. Ich habe dich weggetrieben, und du sollst gerade so aufstehen können wie die Erde. Du rote Röte, du sollst nur rot sein. Ich habe dir Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Onkel und Tante, ich habe dich und dein ganzes Geschlecht verbrannt.“

Der Rotlauf wird bei den Serben, wie Gjorgjewitsch weiter berichtet, ausser durch die Mittel des Aberglaubens — durch das Besprechen, durch das Hersagen von Zauberformeln, — auch noch volksmedizinisch behandelt. Bei der Gangrän der Wunden, oder beim diphteritischen Belag derselben, werden sie mit gestossener Lindenkohle bestreut. Wenn trotz dieser Desinfektion „die Wunde immer weiter um sich frisst", dann pflegte der berühmte serbische Volkschirurg Kristo Medigovitj mit einem Taschen- oder Rasiermesser die ganze „Fäulnis" aus der Wunde so lange auszukratzen, bis aus allen Teilen derselben „gesundes Blut" hervorquoll. Nach der Blutstillung durch kaltes Wasser legte der Volkschirurg einen fürchterlich gesalzenen Fisch, den „Zipo" — vom italienischen Cievolo — auf die Wunde, und wenn auch dieser Fisch letztere so brannte, dass der Patient laut schreien musste vor Schmerz, liess der Volksarzt den Fisch doch volle 20 Minuten auf der Wunde liegen. Obwohl „dadurch die Fäulnis der Wunde vergiftet" war, wusch er sie nochmals mit dem „bissigsten" Branntweine aus, und erst dann ward die Wundsalbe aufgelegt, welche aus gelbem Wachs, Oel und Kampfer zubereitet wird. —

Wenn sich am gesunden Leibe irgend ein Auswuchs oder Eitergeschwür bildet, so nehmen die Südslaven „Smole Zamovine", Tannenharz, lösen es auf einem blauen Papier auf und bekleben damit die kranke Stelle. Bis das Papier abfällt, ist auch das Uebel weg. Bei chronischen Hautkrankheiten versucht man als allgemein beliebtes Heilmittel die Zerstörung der erkrankten Stellen durch Feuer.

Bei Krätze wendet das Volk in Konstantinopel den Schwefel in Salbenform an.

In Marokko sagt man: Ist jemand mit der Krätze behaftet, so esse er eine gebratene Ente, die bestreut ist mit Schwefelpulver und dem Samen der Pflanze Beschnicha. — Gegen Grind gebraucht man in Konstantinopel Wachholderharz.

Skropheln sind von den Orientalen gefürchtet; die blosse Nennung dieser Krankheit erregt heillosen Schrecken, sodass die Aerzte bei Feststellung der Diagnose auf Skropheln sich umschreibender Ausdrücke bedienen. Die richtigen türkischen

Namen sind: ur oder siradscha; die arabischen: hauslah oder khunazir; im Persischen sagt man: chenazir und im Indischen: kanziren. — In Konstantinopel legt man frischen Speck auf die Geschwülste.

Einen Skrophelkranken führen die Dalmatiner zu einer frischen Leiche. Der Kranke ergreift die Hand des Toten und streicht mit ihr dreimal über seine Wunden. Dabei sagt er jedesmal: „Nimm mein Leiden und trage es mit Dir.“

Mit der Behandlung der Ausschläge am behaarten Teile des Kopfes beschäftigen sich in Konstantinopel Spezialisten, welche man Keltschi nennt. Sie wenden Salben aus Schiesspulver, Fett und Bleiglätte an oder gebrauchen mit Erfolg die Pechhaube.

Ueber die Entstehung der Elephantiasis gibt es eine seltsame Sage in Nordafrika: Danach hätten Juden oder Heiden dem Sohne des Ali und der Fatima, einer Tochter Mohammeds, den Kopf abgeschlagen und mit den Füssen damit Ball gespielt. Aus diesem ältesten Footballspiel entstand die fürchterliche Krankheit.

Ueber den Aussatz erzählte ich an anderer Stelle, im Kapitel über die Spitäler, gelegentlich der Schilderung meines Besuches im Spital der Aussätzigen zu Jerusalem.

Zum Beschlusse dieses Kapitels etwas über Frauenleiden: Hysterie — türkisch: rahm illeti; arabisch: ichtinnah urrham; indisch: nefk erahem — ist in Konstantinopel häufig; dies wurde von allen Aerzten festgestellt. Die geringsten Ursachen rufen heftige Anfälle hervor. Nach Rigler entsteht das Leiden dort bei den Türkinnen besonders infolge des engen Wohnens, des trägen Haremslebens, der Unterdrückung der monatlichen Reinigung zur Begünstigung der Befruchtung. Mittel dagegen waren von jeher, wie schon Maurokordato bemerkt hat: trockene Reibung der Hände und Füsse, Besprengen des Gesichts mit kaltem Wasser, aromatische Kataplasmen auf die Magengegend. Allgemein gebraucht man Riechmittel aus Essig oder aus gebrannten Federn. In verschiedenen Gegenden der Levante wendet man mit Vorliebe folgendes an: Die Kranke stösst Mastix zu Pulver und füllt damit eine von ihrem Kern befreite Dattel voll, legt diese auf glühende Kohlen, zieht den aufsteigenden Geruch in die Nase ein und isst die Dattel auf.

Die Dauer der Anfälle ist verschieden, selten aber länger als eine Stunde. Unglückliche Ausgänge kommen kaum vor.

Andere Frauenleiden sind: Bleichsucht, nervöse Zufälle, Skropheln, Uterus-Affektionen, Krebs im Auge, Krebs an der Brust, Knochenkrankheiten.

Sie entstammen der sitzenden Lebensweise, häufig dem unbefriedigten Geschlechtstrieb, ferner der Anwendung roher Mittel, teils um die Fruchtbarkeit zu begünstigen, teils um sie zu unterdrücken. Es ist nicht selten, dass ein Arzt in einem grossen Harem zehn bis zwanzig solcher Fälle auf einmal zu behandeln hat. Dann hütet er sich aber einzugestehen, dass alle Frauen an derselben Krankheit leiden, und allen dieselben Medikamente zu verschreiben, sonst heisst es sofort: Er kenne nur eine einzige Krankheit und verstehe nichts anderes.

Um fett zu werden, besuchen die Frauen häufig warme Bäder, essen das Fleisch von gemästeten schwarzen Hühnern und Hühnerbrühen, in welchen die indische Pockenwurzel, Smilax China, abgekocht wurde.

---

12. Fieber und Wasserkuren.

Fieber und Tod in der südslavischen Volksdichtung. — Wermut und Bäder: Mittel der Balkanvölker. — Serbischer Zauberbann. — Bosnische Mittel. — Montenegrinische Mittel. — Griechische Heilmethoden. — Aus der syrischen Praxis. — Mohammed und das Fieber. — Wasserkuren gegen Fieber, Lepra und Pest. — Religiöse und medizinische Waschungen. — Das Wasser und der Coitus. — Lehren des Propheten Mohammed. — Der Prophet ein Verehrer des Wassers. — Meinungen und Erzählungen des Omer Haleby. — Fiebernester. — Wechselfieber.

Die südslawische Volksdichtung behauptet, wie Krauss in einer Abhandlung über den Tod bei den Südslawen erwähnt, dass die Smrt, die Todesfrau, sich mit dem Fieber — „Wrutschiza“ oder „Grosnitza“ — verbinde, wenn sie allein den Menschen nicht bewältigen könne. Das Fieber gilt als gewöhnlicher Vorbote des Todes. „Jemand stellte sich scheinkrank,“ erzählt eine Sage, „und forderte in frevlem Uebermut den Tod heraus. Da packte ihn ein plötzliches Fieber, er sank ins Bett und in wenigen Augenblicken war er eine Leiche.“

Wermut und Bäder sind Mittel der Balkanslaven gegen Fieber. Eine von Lübeck mitgeteilte mazedonische Volkserzählung berichtet von zwei armen Frauen, die — um nicht Hungers zu sterben — sich in zwei Fiebergeister verwandelten. Die eine fuhr in eines reichen Mannes Körper und verbrauchte alle Nahrung, die dem Kranken gegeben wurde, für sich; drei Jahre lebte sie in Wonne, bis Wermut als Heilmittel in Aufnahme kam; den vertrug der Fiebergeist nicht, er flüchtete aus dem Leibe des Kranken und ging nach einer anderen Stadt, wo dieses Mittel noch nicht bekannt war. Die andere Frau fuhr in den Körper eines armen Mannes und hauste hier fürchterlich, bis der Kranke auf die Idee kam, sich durch Bäder von dem

Uebel zu befreien: der Fiebergeist war in Gefahr, jämmerlich zu ersticken, und flüchtete schleunigst.

Leidet einer an Fieberhitze — heisst es bei Krauss von den Mitteln der Südslawen — so nehme er einen ungebleichten Hanfgarnfaden und messe einen Hund oder eine Hündin, von der Schnauzenspitze über das Rückgrat bis zum Schwanzende, und schneide genau am Schlusse den Faden ab, binde ihn sich hernach um den Hals und trage ihn sieben Tage lang. Nach dieser Zeit nehme er den Faden vom Halse weg, ohne ihn zu verknoten, und winde ihn, ohne ihn zu verknoten, um einen Zwetschkenbaum; und die Krankheit ist vorbei. — Leidet einer dagegen an Fieberfrost, so zähle er, wieviele Male das Fieber ihn geschüttelt, dann schneide er einen zackenförmigen Zwetschkenbaumzweig ab und mache in den Zweig so viele Schnitte, als er Schüttelfröste gezählt; den Zweig hänge er an die Kette, die über der Feuerstatt sich befindet. Am andern Morgen stehe er frühmorgens auf, jedenfalls vor Sonnenaufgang, und werfe das Zweiglein ins Feuer, dabei sprechend: „Dem Fieber zersprang das Herz." — Einen serbischen Zauberbann gegen Fieber, der bei Altgläubigen im Drinagebiete in Bosnien gebräuchlich ist, hat Thomas Dragitschewitsch im „Urquell" mitgeteilt. Das Mittel ist sogar prophylaktisch und lautet:

Damit dich das Fieber nicht beuteln soll, nimm einen alten Opanak — den landesüblichen Schuh — fülle ihn mit Salz, Brot und Knoblauch, mache dich frühmorgens, vor Anbruch der Morgenröte, ehe noch die Vöglein ihren Sang anstimmen, auf den Weg, begib dich an irgend einen Fluss, stelle dich ans Ufer und rufe: „O Schulze aus dem Dorfe, o Pfarrer aus der Pfarre, o Wolf aus dem Walde! Wenn ihr selbdritt zusammenkommt und dieses Frühstück einnehmet, dann soll euch das Fieber packen!" — Diese Worte spreche man dreimal aus, werfe den Schuh mit Inhalt ins Wasser und eile heimwärts, ohne sich umzusehen; dann ist man sicher, kein Fieber zu kriegen. — Wenn man aber trotzdem fieberkrank geworden ist, dann setze man sich auf ein Rohr und reite darauf zu einem Flusse, werfe das Rohr ins Wasser und spreche dabei: „Mich lädt die Vila, die Fee, zu ihrer Hochzeit ein; ich kann zu ihrer Hochzeit nicht erscheinen und sende ihr daher mein Ross, das Rohr, und das Fieber." Auf der Rückkehr nach dem Hause darf sich der

Kranke nicht umwenden. Eine andere serbische Heilmethode, welche wie die eben erwähnte, von Gjorgjewitsch mitgeteilt wird, ist diese: Der Kranke steigt auf einen Obstbaum im Garten, spricht dreimal laut seinen eigenen Namen, steigt wieder herab und geht aus dem Garten fort, ohne sich umzuwenden; während der ganzen Manipulation darf kein Anderer im Garten anwesend sein. Als innerliches Medikament endlich nimmt man Wein, in welchen ein glühend gemachter Schlüssel geworfen wurde. Die Bosnier ziehen bei Fieber das Häutchen eines Eies über die Finger oder tragen einen Eidechsenschwanz am nackten Körper. Die Montenegriner glauben, dass ein Stück Kohle, welches ein Jahr unter einem Steine gelegen ist und am Tage des heiligen Lorenz hervorgeholt wird, die Eigenschaft besitze, vom Fieber zu heilen; noch wirksamer aber sei es, wenn man an die Stirn des Kranken die rechte Hand einer Leiche anlege.

Die montenegrinischen und serbischen Volksärzte, sagt Gjorgjewitsch, sind alle Humoralpathologen, und sie fassen den menschlichen Körper als ein Netz von Kanälen auf, in denen die verschiedenen Körpersäfte fliessen; so lange die Zirkulation dieser Säfte ruhig vor sich geht, ist der Mensch gesund. Sobald das Blut — und dies heisst: alle Säfte zusammengenommen — verdickt oder durch Aufnahme von vielem Wasser verdünnt wird, sobald das Blut zu viel erhitzt oder zu stark abgekühlt ist, wird es als verdorben angesehen, und gleich darauf bestrebt sich der menschliche Körper, alle diese „Unreinlichkeiten" aus dem Blute herauszustossen, was auch durch die verschiedenen Exantheme geschieht, welche deswegen nicht behandelt werden dürfen; denn „wenn sie verschwinden sollten, bevor alles Schlechte aus dem Blute ausgestossen ist, so würde sich die ganze Unreinlichkeit auf's Herz verschlagen."

Neben den Unreinlichkeiten des Blutes spielen die Erkältungen die bedeutendste Rolle in der serbischen Volkspathologie, welche keinen Begriff von Entzündungen einzelner Organe zu haben scheint. Wenn die Erkältung den ganzen Körper getroffen, so wird der Zustand Fieber genannt. Alle Fieber werden in zwei Gruppen geteilt: in die Wechselfieber und in die hitzigen typhösen, denn jedes länger dauernde Fieber — und gar, wenn es mit Irrereden begleitet ist — wird als Typhus angesehen.

Die Griechen in Kleinasien und Saloniki versuchen das

Fieber durch Kataplasmen von zerstossenen Schnecken unter die Füsse zu verjagen. In Syrien sagt man, wie Eijub Abela erzählt: Wer eine Schwalbe oder einen Frosch anfasst, läuft Gefahr, das Fieber zu bekommen. Die Moslems in Syrien meinen, dass man einen Tag lang betteln müsse, um vom Wechselfieber geheilt zu werden. Andere glauben, man solle aus dem Grabe eines Juden einen Knochen stehlen und diesen vor dem Kranken verbrennen. Wieder andere reiben einen Fiebernden mit einem Teig ein, welcher nachher in ein vierarmiges Lämpchen umgeformt und mit Oel gefüllt wird. Dieses Lämpchen stellt man auf einem Kreuzweg auf, nachdem man die vier Enden angezündet hat. Man meint, dass das Fieber auf jenen Gassenhund übergeht, welcher das Teiglämpchen frisst. Aus der endlosen Zahl der syrischen Mittel gegen Fieber, welche Abela mitteilt, mögen hier noch folgende genannt werden: Amulete, Aderlass, Enthaltung von Fleischspeisen, reichlicher Genuss von Gerstenwasser. Um den Kranken zu erfrischen, bestreut man das Bett desselben mit Blättern der gemeinen Weide; oder man stellt neben das Bett des Patienten ein breites Gefäss mit kaltem Wasser, in das man mehrere frisch gepflückte Gurken geworfen hat, und der Kranke taucht von Zeit zu Zeit seine Hände ein oder nimmt die Gurken heraus und hält sie solange fest, bis sie warm werden.

Schon zu Mohammeds Zeiten war kaltes Wasser ein erfrischendes Mittel bei Fieber. Mohammed war ein ausserordentlicher Schätzer des Wassers und sagte: „Das Wasser ist das beste Getränk.“ Das Trinken ganz kalten Wassers hielt der Prophet indessen für ungesund. Er meinte, das schade den Zähnen, verursache Heiserkeit, Husten, Erkältungen, Brustschmerzen, Blutkongestionen; das heisse Wasser wiederum verderbe den Appetit, den Magen, verwirre die Digestion und schwäche auf die Dauer den ganzen Organismus.

Von allen Wassern gab Mohammed dem Regenwasser als Trinkwasser den Vorzug; er behauptete ferner, es gäbe auf Erden vier paradiesische Flüsse: den Syhan oder Cydnus in Cilicien; den Dschychsan oder Pyramus in Cilicien; den Nil und den Euphrat.

Die Traditionisten und arabischen Aerzte berufen sich auf bestimmte Koranverse und stellen es danach als Prinzip auf:

Das beste Wasser, nach dem Regenwasser, sei jenes, das nach Osten und in freier Luft fliesst; das nach Norden fliessende sei auch gut, aber von minderer Qualität als das nach Osten flutende. Die Traditionisten sagen ferner: Das Wasser, das über Schlamm fliesst, sei besser als jenes, das über Kieselsteine geht; und es sei um so besser, von je grösserer Höhe es herabkommt, und wenn es klar, ohne Geruch, ohne Geschmack und von leichtem Gewichte ist; endlich sei es besser, je weiter es von der Quelle entfernt sei. Der Nil besitzt beispielsweise alle diese besten Eigenschaften; und Ibn Sina Avicennus sagt von ihm: „Lobet, ehret das Wasser des Nils aus vier Gründen: weil es weit von seiner Quelle ist; weil es ein ausgezeichnetes Bett hat; weil es nach Norden und in grosser Menge fliesst.“ Neben dem Nil erfreut sich nach Ibn Sina auch der Euphrat derselben Beliebtheit aus den gleichen Gründen.

Die Moslems schreiben ihren Waschungen eine bedeutende sanitäre Wichtigkeit bei. Die arabischen Aerzte behaupten, dass die Lepra durch den Gebrauch der Waschungen vertrieben werde. Gegen die Pest, welche in dem türkisch-russischen Kriege im Jahre 1828—29 in der Walachei grassierte, empfahl der russische Arzt Czetirkin das kalte Wasser als das vorzüglichste Prophylacticum und Desinficiens. Der türkischer Schriftsteller, Omer Haleby, der alles Medizinische und Sanitäre und das ganze Leben des Menschen nur in den Beziehungen zur geschlechtlichen Vermischung betrachtet, sieht auch in den Waschungen, wie in der Diät und im Gebete, nur Hilfsmittel für einen guten Coitus.

„Durch die Waschungen,“ sagt er, „erhalten wir nicht blos unseren Körper rein, nicht blos unsere Gesundheit frisch, wir stärken und vermehren durch sie auch unsere geschlechtliche Kraft; indem wir ferner die Kraft des Magens und der Gedärme durch die Bewegungen beim Gebete — durch das Stehen, Verbeugen, Niederknieen, zu Boden werfen, durch das Ruhigliegenbleiben und endlich durch das Wiederaufstehen — heben, stärken wir zwei Dinge: die digestive und die nährende Kraft, von denen die Schaffung, die Eigenschaften und die Kraft des Samens abhängen. Ist es nicht die gute Nahrung, die gutes Blut macht? Ist nicht das Blut der Regulator der Funktionen des Nervensystems? Diät, reines frisches Wasser als Getränk und im Bade,

zum Waschen und für religiöse Abwaschungen, das sind die Quellen, welche die Gesundheit und das vollkommene Gleichgewicht der Organe erhalten." Die Diät steht obenan. Der Prophet erklärte: „Trinken und Essen sollt ihr nicht ohne Unterlass; denn Gott liebt nicht, die so thun. Der wahre Gläubige isst nur für einen Darm, der Ungläubige isst für sieben Därme. Weisheit und Vernunft sind unvereinbar mit einem überfüllten Magen." Der Kalif Omar sagte: „Beherrschet und mässiget eueren Bauch, denn er ist es, der die Krankheiten erzeugt und das Gebet vernachlässigen lässt". Von Mohammed stammt auch das Wort: „Das Fasten ist die Gesundheit". Und endlich empfahl Mohammed viel Bewegung: „Gehet aus auf Expeditionen, suchet Beute, reiset, und ihr werdet stets gesund sein". Dies Alles zusammenfassend meint Omer Haleby: „Alle Grundlagen des wahren Tempels der Gesundheit enthält das Gebet: Diät, Wasser, Fasten, Bewegung. Es erhöht die physische Kraft durch die ihr innewohnende seelische Kraft, welche sie den Gläubigen mitteilt. Wer von euch, o Gläubige, fühlt sich nicht nach Waschung und Gebet befreit von Kummer, Uebel, körperlicher und moralischer Ermattung? O Gläubige, vergesset deshalb nicht euere Waschungen, noch euere Gebete, wenn ihr gesund und energisch zeugend bleiben wollt! Macht aus eueren Abwaschungen und aus eueren Gebeten eine Freude für Körper und Geist; und die Waschungen und die Gebete werden euch euere Kraft, euere Fähigkeit zur Freude, zum Beischlaf und zum Zeugen verhundertfachen. . . ."

Mohammed war also, wie aus dem Vorhergehenden vielfach ersichtlich ist, ein Verehrer des Wassers. Beim Aufstehen trank er regelmässig ein Glas Honigwasser. Bei den Mahlzeiten trank er nur Wasser, in welches Rosinen oder trockene Datteln geworfen waren. Aïschah, Mohammeds Lieblingsfrau, erzählte: „Ich habe bemerkt, dass der Prophet, als er zum Sterben krank war, neben seinem Lager eine Vase mit frischem Wasser hatte; darin hielt er seine Hand, von Zeit zu Zeit zog er sie heraus, um sein Gesicht zu benetzen und dadurch zu erfrischen".

Mohammed kurierte Fieber mit kaltem Wasser. Er verkündete: „Das Fieber ist ein Höllenfeuer; erkältet es durch Wasser". Und die Traditionisten behaupten, dass das Sumpffieber, welches den Hedschas bis zu Mohammeds Zeit fürchterlich

verheert hatte, nach der Verkündigung des Islams und der allgemeinen Annahme der kalten Waschungen sofort verschwunden sei. Einigen Historikern zufolge begab sich Asma, die Tochter des Abubekr, des Onkels des Propheten, zu einer schwer fieberkranken Frau und kurierte sie, indem sie ihr kaltes Wasser ins Gesicht schüttete, und dabei sprach: „Der Prophet Gottes hat also befohlen: kühlet das Fieber, denn es ist ein Höllenfeuer".

Aïschah erzählte: „Der Prophet liess sich, wenn er Fieber hatte, einen Eimer kalten Wassers über das Haupt schütten. während er seine Abwaschungen verrichtete. Half es nicht, so liess er sich auf Haupt und Schultern bis zu sieben Eimern schütten. In einigen Fällen liess er Eis und mangels dessen Essig in das Wasser thun."

Aber Mohammed wusste auch — sagt ein türkischer Kommentator — „dass gewisse Fieber physiologische Zufälle sind, die man respektieren und häufig sogar verstärken müsse." Infolgedessen verbot er bei verschiedenen Gelegenheiten, das Fieber zu verfluchen. Der berühmte Traditionist Abu Horeirah berichtet: Mohammed besuchte eines Tages die fieberkranke Umm El Mussaïb. Als sie klagte, fragte sie der Prophet: „Weshalb beschwerst du dich über dein Los?" — „Ich habe das Fieber," antwortete die Frau, „ach, dass Allah es verdamme!" — Aber Mohammed entgegnete: „Verfluche das Fieber nicht, denn es trägt die Sünde des Menschen fort, so wie der Blasebalg der Schmiede die Schlacken des Eisens hinwegnimmt!" . . .

Ein berüchtigtes türkisches Fiebernest war in alten Zeiten Ahwas. Saalebi erwähnt sprichwörtlich: „Das Fieber von Ahwas, ein immerwährendes, weil Ahwas nie fieberfrei." Im heutigen Damaskus kommen während der Monate September und Oktober, namentlich unter den dort garnisonierenden türkischen Soldaten, häufig die intermittierenden Fieber vor, und zwar, wie sowohl die europäischen als die eingeborenen Aerzte behaupten, infolge unmässigen Genusses der Weintrauben, die in jener Jahreszeit spottbillig sind. Ein Europäer bekommt dieses Fieber selten und befreit sich davon leicht, wenn er sich entschliesst, eine Zeit lang auf dem Dschebel Kalamun, dem Hermon, zuzubringen, wo allerdings der Landaufenthalt nicht bequem, aber freundlich, gesund und wohlfeil ist. Langwierige

remittierende Wechselfieber, gegen welche mit Chinin einfach nicht aufzukommen ist, herrschen stets in Diarbekr.

Bei Wechselfieber legen die Perser in Konstantinopel ein in ihrer Heimat gebräuchliches Pflaster, das aus Schafschwanzfett und aus Zimmt, Nelken und Kardamomen bereitet ist, auf die Stirn, den Bauch und die Füsse des Kranken auf. In Marokko gebraucht man bei Wechselfieber folgendes Mittel: Man schreibt frühmorgens, vor Sonnenaufgang, einen Beschwörungsspruch auf ein Olivenblatt, legt dieses auf einen Feuertopf, und der Kranke fängt den Rauch mit seinen Kleidern auf. Das Mittel wird eine Woche lang an jedem Morgen wiederholt, und am achten Tage ist die Krankheit besiegt. Im ganzen Orient gelangen gegen Fieber, gleichwie gegen alle hitzigen Krankheiten, auch die als Moxen bekannten Brennzylinder zur Anwendung. Ebenso werden die in Aegypten gebräuchlichen Fiebermittel „Kalaf" — ein über Weiden abgezogenes Wasser, und ein schon von Professor Alpini erwähnter durstlöschender Berberitzensaft — von den Bewohnern der asiatischen Türkei vielfach erprobt.

Ich füge hier zum Schlusse die im Türkischen, Arabischen, Persischen und Indischen üblichen Namen für Fieber an: Für hitziges Fieber sagen die Türken: kisdermak; die Araber humma, tab, sukneh; die Perser: tab; die Inder germ bochar. Gallenfieber heisst im Türkischen: safra sitmasi; im Arabischen: humma merasub; im Persischen: teb safravi; im Indischen: safra ke bochar. Zehrfieber heisst im Türkischen: verem oder humai sik; im Arabischen: sill oder kora-rieh; im Persischen: teb edek; im Indischen: pertschaun, saie. Wechselfieber nennen die Türken sütma; die Araber: berdich oder berudah; die Marokkaner: el hemma; die Perser: teb elersêh; die Inder: teb palenal. Nervenfieber heisst bei den Türken: huma mukelfah; bei den Arabern: schatergub; bei den Persern: teb eredich; bei den Indern: teb emorhareka. Schleimfieber endlich nennen die Türken: balgham sitmasi; die Araber: humma balghami; die Perser: teb balgami.

---

13. Epidemieen: Pocken und Cholera.

Schwarze Pocken. — Biblische Reminiscenz. — Eine Pockenepidemie im Koran erwähnt. — Ursprung der Schutzpockenimpfung in Konstantinopel. — Lady Worthley Montagu. — Allgemeine Einführung der Impfungen in der Türkei. — Aus dem Tagebuche des sultanischen Leibarztes Dr. Spitzer. — Erzählungen des persischen Hofarztes Dr. Polak. — Cholera. — Marokkanische Ansichten und Gebräuche. — Ein türkischer Arzt über Cholera.

Für Epidemie sagt man im Türkischen: bulaschidschi maras; im Arabischen: l'illeh saryeh oder a' udeh; im Persischen: mousem, siraïet; im Indischen: mousem.

Unter den im Orient endemischen Krankheiten sind zunächst die schwarzen Blattern zu nennen.

Im II. Buche Moses IX 8 heisst es:

Darauf befahl Jehova dem Moses und dem Aaron: „Nehmet euch beide Hände voll Ofenruss, und Moses soll ihn vor den Augen des Pharao umherstreuen; so soll er dann als eine feine Staubwolke auf ganz Aegypten fallen und sowohl an den Menschen als an den Tieren in ganz Aegypten zu Geschwüren werden, die in Blattern ausbrechen . . .“ Professor Ebstein glaubt allerdings, dass diese „Blatternkrankheit“ nicht als schwarze Pocken gedeutet zu werden braucht, sondern nur diejenige Form der Nilbeulen gewesen sein dürfte, die mit dem Lichen tropicus identisch sei.

In der 105. Sure des Korans, die „der Elephant“ betitelt ist, wird ein Vorfall erwähnt, der sich augenscheinlich auf eine Pockenepidemie bezieht: Im Geburtsjahre Mohammeds zog der christliche König Abraham von Yemen mit 13 Elephanten gegen Mekka, um es zu zerstören, doch wurde sein Heer durch eine bösartige Seuche vernichtet. Ueber diese Krankheit heisst es

im Koran an der genannten Stelle: „Sahst du nicht, wie dein Herr mit den Elephantengefährten verfuhr? Führte er nicht ihre List irre und schickte über sie Vögel in Schaaren, die sie bewarfen mit Steinen aus gebranntem Thon? Und er machte sie wie ausgefressene Saat.“

Die Türken nennen die Blattern: dschidri oder tschitschek; die Araber: dschidri, haspe; die Perser: tschitscheg, avleh; die Inder: mata, namgun; die Neu-Griechen: eulogiai.

Im Jahre 1718 machte die Lady Worthley Montagu, die Gattin des englischen Botschafters am Bosporus, in Konstantinopel den Versuch, ihren Sohn durch Impfung vor den Pocken zu schützen. Der Versuch gelang und diese Dame ist deswegen in der Geschichte der Heilkunde berühmt geworden. Nach England zurückgekehrt, hat sie der Schutzpockenimpfung auch in ihrem Vaterlande Eingang verschafft. Mary Pierrepont Lady Worthley Montagu wurde am 26. Mai 1689 zu Thoresby in der Grafschaft Nottingham geboren, als Tochter des Herzogs Evelyn Pierrepont von Kingston. Von 1716 bis 1719 lebte sie mit ihrem Gatten in Konstantinopel. Sie starb 1762. Von ihr sind die berühmten „Letters“, welche 1763 zuerst erschienen, aber noch heute viel gelesen werden; denn noch 1892 wurden sie neu herausgegeben. Ihr Sohn war jener berühmte Sonderling, der seit 1773 in Venedig und Padua ganz als Orientale lebte.

Ueber hundert Jahre vergingen seit dem Versuche der Lady Worthley Montagu, ehe in der Türkei die allgemeine Einführung der Blattern-Impfung stattfand. Ueber dieses grosse Ereignis erzählt Dr. Sigmund Spitzer, Leibarzt des Sultans Abdul Medschid, in seinem Tagebuche: „Am 7. Mai 1845, an einem schönen Frühlingsmorgen, setzte sich unsere Karawane in Bewegung. Zwei Regimenter Lanciers, die den Zug eröffneten und schlossen, mehrere Musikbanden und das aus beinahe fünfhundert Personen bestehende Gefolge des Sultans defilierten vor dem Kriegsminister, der den Zug in Rotten teilte, und jeder bedeutenderen Person militärische Begleitung mitgab. Mir wurden sechs Pferde zugewiesen, ein Leutnant und zwei Lanciers zu meiner Verfügung gestellt. Lustig flogen wir im scharfen Trabe dahin und langten nach drei Stunden auf dem Landgut Reschid Paschas an, wo gefrühstückt werden sollte. In einem lieblichen Wäldchen waren die Zelte des Sultans aufgeschlagen. Das Landvolk war

in grosser Menge herbeigeströmt, und man fand Gelegenheit, die Impfung vorzunehmen. Jetzt und an jedem andern folgenden Tage, an jedem Rastort, wurden die Kinder in Gegenwart des Sultans geimpft und beschenkt; der Sultan fand daran ein eigenes Vergnügen, das Leben seiner Unterthanen durch eine so unschuldige Manipulation vor der gefährlichen Krankheit zu sichern, von der er selbst unverwüstliche Spuren trägt."

Aus Persien berichtet Dr. Polak: Weder die zahlreichen Amulete, welche man den Kindern gegen den bösen Blick anhängt, noch die schwarze Augenschminke, womit man zu demselben Zwecke ihre Lidränder bestreicht, vermögen sie vor dem furchtbaren Uebel der Pockenkrankheit zu schützen. In der Stadt Teheran wird die Mehrzahl der Kinder vacciniert, infolgedessen Blatternepidemien weniger häufig und verheerend daselbst auftreten, während die Einwohner der Provinzialstädte, ferner die neuangekommenen Neger- und Beludschensklaven durch die Seuche mehr als deciniert werden. Als Polak im Jahre 1859 die Städte Pfum und Ispahan besuchte, versicherte man ihm, dass die letzte Blatternepidemie mehr als die Hälfte aller Kinder und Sklaven hinweggerafft habe, der vielen zurückgebliebenen Augenübel nicht zu gedenken. Die Vaccine kam durch englische Aerzte zu Zeiten des Abbas Mirza nach Persien. Dieser aufgeklärte Prinz liess alle seine Kinder impfen und trug dadurch sehr viel zur Ueberwindung des Vorurteils gegen die Impfung bei. Alle Mitglieder des königlichen Hauses, etwa 10 000 an der Zahl, sind vacciniert, welchem Umstande die Familie ohne Zweifel ihr schnelles Wachstum verdankt, denn andere Familien verlieren im Gegenteil durch die Blatternseuche fortwährend an Mitgliederzahl. Mit dem Impfen, „Abeleh kubi", beschäftigen sich in Persien die Dscherrachs und die Dallaks, die Wundärzte und Barbiere. Zu den Zeiten des Grosswesirs Emir, 1848—51, wurden gutbesoldete Impfärzte, denen die unentgeltliche Impfung oblag, in alle persischen Provinzen geschickt. Nach dem Tode Emirs aber liess die persische Regierung leider diese Massregel wieder fallen, und die Impfung wurde dem Belieben des Publikums wie der Aerzte anheimgegeben. — —

Die Cholera nennt man in Marokko: Bu Glib, „Vater des plötzlichen Umfallens". Die Türken sagen: kara ssarylyk, die schwarze Gelbsucht; Araber und Perser nennen die Cholera:

heiseh; die Inder: daki. Im ganzen Orient sieht man in dieser Krankheit einen Geist, der durch die Orte wandert und die Menschen schlägt. In Konstantinopel kennt man ein einziges unfehlbares Mittel, das den Geist versöhnt und dem Kranken hilft: man opfert ein schwarzes Huhn und legt das enthauptete Tier dem Patienten auf den Bauch . . .

Im zweiten Abschnitt dieses Buches, das die Anfänge der modernen Wissenschaft behandelt, erwähnte ich die Arbeit des türkischen Hofarztes Bechdschet über die Cholera. Sie folgt hier auszugsweise. „In den medizinischen Büchern“, sagt Bechdschet in seiner Einleitung, „geschieht keine Erwähnung dieser Krankheit. Erst ungefähr um das Jahr 1230 der Hidschret zeigte sie sich in Asien, in den an Flüssen liegenden Orten jener Gegend, dann in Persien und den nördlichen Ländern, in den niedrigen und morastigen Gegenden. Aus dem aber, was in den Zeitungen steht und aus den Beobachtungen einiger Aerzte geht hervor, dass diese Krankhcit, wenn sie in vom Meere entfernten Gegenden vorkommt, böse ist, und in ganz kurzer Zeit den Tod mit sich führt; dagegen tritt sie mild in den am Meere liegenden Städten auf. Das ist durch Beobachtungen erwiesen.“ Das erste Kapitel enthält den „Anfang der Symptome und Zeichen dieser Krankheit.“ Die Cholera — heisst es dort — erscheint meistens ohne eine vorausgegangene offenbare Ursache, und „ohne dass eine Krankheit oder trübe Stimmung vorhanden wäre, stürzt der Mensch plötzlich auf die Erde mit grossem Schwindel des Kopfes. Nachher bekommt er kalte Hände und Füsse, die Kälte fängt von der Spitze der Finger und Zehen an. Und nach und nach, indem die Kälte zunimmt, werden Hände und Füsse eiskalt. Der Kranke fühlt einen Druck auf der Magengegend oder in den Hypochondrien, sodann kommt ein heftiger Leibschmerz dazu. Sein Gesicht und seine Glieder werden dunkelblau gefärbt und er fängt an, schwarze und stinkende Materie von oben auszuwerfen und ebenso auch von unten, mit Diarrhöe, welche seinen Tod in kurzer Zeit verursacht: manchmal in drei Stunden, manchmal auch früher.“ Das zweite Kapitel behandelt die Diät und die gegen die Krankheit notwendigen prophylaktischen Mittel:

„Wie die Erfahrung gelehrt, muss man nicht in das Haus gehen, wo diese Krankheit vorgekommen ist, und muss auch das

Berühren und die Unterhaltung mit den Leuten, die bei den Kranken sind, vermeiden, weil es bei der Pest sowohl, als auch bei dieser Krankheit erwiesen ist, dass sie sich durch Berührung dem Betreffenden mitteilen. Wenn nun diese Krankheit in einem Hause einmal ausbricht, muss man alle Kleider der Kranken waschen und reinigen, und alle Sachen, die im Zimmer waren, mit Wasser übergiessen, das Zimmer aber auf 5 bis 10 Tage verschliessen.

In dem Hause selbst muss man Essig in einem irdenen Geschirr kochen. Soviel als möglich muss man die niedrigen und auf flacher Erde gebauten Häuser vermeiden, und ist man genötigt, hineinzugehen, so muss man entweder einfachen Essig oder Vinaigre des quatre voleurs oder Spir. Sal. Ammon oder wenigstens Knoblauch riechen. Die Häuser selbst muss man öfter des Tages mit Weihrauch, Pech oder Zedernfrüchten durchräuchern. Soviel als möglich bewohne man solche Häuser, die reine Luft haben. Der Körper muss immer in mässiger Transpiration begriffen und vor Kälte geschützt sein. Die Füsse müssen warm sein, indem man Strümpfe oder Pantoffel trägt. Da die Galle die Ursache dieser Krankheit ist, so muss man natürlich alle Speisen und Getränke vermeiden, welche die Galle vermehren oder reizen. Daher vermeide man alle schwer verdaulichen Speisen und begnüge sich mit einer leichten und geringen Nahrung. So ist es einleuchtend, dass man sich vor dieser schweren Krankheit schützen kann. Man sagt, dass alle Speisen, die mit Oel bereitet sind, diese Krankheit herbeiführen können, weil das Oel das Blut reizt und die Galle brennt. Ebenso sind die mit fetter Butter und Mehl verfertigten Mehlspeisen — Bogazo, Beurek, Tscheurek, Halwa, Baklawa, Lokma, Kiosleme — nachteilig. Mit einem Wort: Diät halten und alle fetten und schwer verdaulichen Speisen vermeiden! Nach der Vorschrift mehrerer Aerzte muss man Milch und Eier, sowie auch alle daraus bereiteten Speisen gänzlich vermeiden, weil dieselben wegen ihrer Süsse sich leicht mit der Galle mischen und Galle werden. Auch soll man keine Pflaumen, Aprikosen, Melonen, Wassermelonen und Gurken geniessen, weil sie sich ebenfalls wegen ihrer Süsse mit der Galle mischen und Galle werden.

Erlaubt ist ein mässiger Genuss von Aepfeln, Granatäpfeln, säuerlichen Getränken, Scherbet und Limonaden. Dem Wasser,

das man trinken will, muss man zuerst hinreichend Essig zusetzen. Der Gebrauch von Salaten in Essig ist nützlich zur Erhaltung der Gesundheit, ausgenommen den Fall, dass jemand an Husten leidet; da soll er Essig nur riechen und sein Gesicht damit waschen. Die Nahrung bestehe aus leicht verdaulichen Speisen und solchen, die den Magen nicht belästigen. Man esse Suppen von Reis und Gerste — mit Ausnahme von Kraut, welches das Blut heiss macht und incitiert — die Malven, Kürbisse, Coruna, Bamia, frische Bohnen und solche, die leicht verdaulich sind und nicht schaden können. Man kann etwas Pillaw und Serde essen, wenn sie mit guter Butter bereitet sind. Ferner vermeide man allerlei Wein, Arak, Rum, erhitzende scharfe Spirituosen, selbst Opium, weil diese, indem sie das Blut erhitzen, schwächend, incitierend auf die Galle wirken. Der Nutzen eines mässigen Gebrauchs destillierter Wasser, aromatischer Kräuter, einiger Blumen und einiger Oele ist erwiesen und einleuchtend, sowohl in prophylaktischer Hinsicht zum Schutze der Gesundheit vor dem Uebel, als auch zur Wiedergewinnung der Gesundheit nach Ausbruch der Krankheit. Der Nutzen von Pfefferminze ist allgemein anerkannt. Alle diese Mittel stärken den Magen, die Nerven und erleichtern die Verdauung des Genossenen. Nützlich ist auch der Gebrauch von 10 bis 15 Tropfen Aqua Lavend. oder Spir. Meliss. in einer kleinen Tasse mit wenig Wasser. Von Knoblauch und Zwiebeln ist es, ungeachtet dessen, dass sie das Blut incitieren und daher nachteilig sein sollen, den Aerzten bereits bekannt, dass sie nützlich sind — auch hat man es probiert und beobachtet, dass jene, die davon genossen, von dem Uebel nicht befallen wurden. Es ist doch bekannt, dass der Genuss von Knoblauch und Zwiebeln den Körper vor einer verderbten Luft schützt. Es ist aber vorzüglich, dass man sich nicht fürchtet, und dass man soviel als möglich ruhig ist und auf den göttlichen Schutz sich verlässt, der offenbar besser ist als alle prophylaktischen Mittel."

Das dritte und letzte Kapitel enthält „alle Mittel, die man brauchen muss, wenn das Uebel sich einmal offenbart hat." Wenn die Krankheit ausbricht, nämlich „sobald ein starkes Kopfweh da ist", muss man, ohne eine Minute zu verlieren, die Hände und Füsse des Kranken stark reiben mit Flanell, „dem Reiber des Bades"; das ist „eine Art Handschuh ohne abge-

sonderte Finger." Da aber die trockenen Einreibungen nicht genügen, so muss man Hände und Füsse mit einigen scharfen Mitteln bestreichen. Auch die Reibenden müssen ihre Hände mit denselben Materien bestreichen und so stark reiben, „bis die erwähnten Teile rot, heiss und angeschwollen werden. Das geschieht mit Knoblauch, Zwiebeln, Salz, Pfeffer, spanischem Pfeffer, starkem Arak, Spir. Sal. Ammon., Theriak, mit jedem einzelnen oder mit allen auf einmal." Während man zu reiben anfängt, rufe man auch einen erfahrenen Arzt, und „nach seinem Gutachten mache man einen Aderlass von 120 Drachmen Blut oder mehr, je nach Alter und Konstitution des Kranken. Wenn ein Arzt nicht zeitig genug kommt, und schon einige Stunden verflossen sind, kann der Aderlass nichts nützen, und der Kranke stirbt. In solchen Fällen soll man den Arzt nicht abwarten, sondern selbst zur Ader lassen. Letzteres ist nicht möglich, wenn die Venen sich zusammengezogen haben, so dass das Blut von der Peripherie nach dem Zentrum, von den äusseren Teilen des Körpers nach dem Herzen zugeströmt ist, und die Lanzette, wenn sie von aussen sticht, doch kein Blut ergiessen kann. Unter diesen Umständen muss man den Teil, wo man die Ader öffnen will, ordentlich einreiben und wenn möglich dem Kranken einen Thee von Herb. Salv. Rad. Paeon. off. reichen; und dann, wenn man einmal das Blut vom Zentrum aus nach der Peripherie hin, vom Herzen nach den äusseren Teilen des Körpers zurückgeführt hat, ist ein Aderlass möglich. Der Aderlass wird in dieser Krankheit nicht wegen der Hitze des Blutes gemacht, sondern nur, um das Blut von den inneren Teilen abzuleiten, und deshalb ist der Aderlass sehr nützlich. Wenn Schmerzen in der Magengegend und um den Nabel vorhanden sind, so muss man ungefähr zwanzig Stück Blutegel ansetzen oder ein Pflaster aus starkem Arak oder Elixir mit Stechapfelöl — Ol. Sem. Stramon — öfters auflegen. Man könnte auch öfters 5 oder 10 Stück spanischen Pfeffers auflegen, nachdem man sie zuvor in Oel gekocht hat; oder man kann auch Ol. Menth. pip. oder Ol. Ror. mar. mit Ol. Oliv. als Liniment brauchen. Der Teil wird mit feinem erwärmtem Musselin nach der Einreibung bedeckt; ausserdem soll der Kranke Thee von Radix Paeon. off. oder mit einer Tasse Wasser einen Tropfen Ol. Menth. oder Ol. Salv. und

Ol. Ror. mar. zur Linderung der Schmerzen einnehmen. Da eine allgemeine Transpiration notwendig ist, muss man dem Kranken Thee von Paeon. et Flor. Samb. oder einfachen guten Thee geben."

Wenn man auf diese Weise „sowohl prophylaktische als therapeutische Mittel anwendet," schliesst Bechdschet, „wird ein jeder mit Gottes Hülfe leicht gerettet. Man hat aber bemerkt, dass, wenn man nicht gleich nach Beginn der Krankheit zur Ader lässt und die anderen erwähnten Mittel gehörig in Anwendung bringt, vielmehr einige Stunden, ohne etwas zu thun, vergehen lässt, die Anwendung und der Gebrauch der nötigen Arzneien nichts mehr nützen können."

Ueber die Cholera-Epidemie, welche im Herbst 1902 in Palästina herrschte, erhielt ich von einem Freunde aus Jerusalem einen Bericht vom 21. Oktober, der die Zustände so vortrefflich charakterisiert, dass er vollinhaltlich mitgeteilt zu werden verdient. Er lautet:

„Am 15. d. M. kam an die Behörden von Jerusalem eine telegraphische Nachricht aus Gaza, dass dortselbst die Cholera ausgebrochen sei. Gaza, die alte Philisterstadt, zwei Kilometer vom Mittelländischen Meere entfernt, mit 35000 Einwohnern, liegt unweit der ägyptischen Grenze. Seit langen Monaten stockt ohnehin hier aller Verkehr, die Quarantänen von allen Seiten unterbinden Handel und Wandel. Die Nachricht aus Gaza zerstört nun alle Hoffnungen auf eine Besserung der Lage. Es entstand in Jerusalem, als die verhängnisvolle Depesche aus Gaza bekannt wurde, eine furchtbare Panik. Der Statthalter von Jerusalem konstituierte einen Sanitätsrat und schickte zur Untersuchung der Zustände in Gaza schleunigst mehrere Doctores ab. Unter den Aerzten, die nach der verseuchten Stadt abgingen, befanden sich ein deutscher, ein Franzose, ein Grieche. Der Deutsche, Dr. Einszler, erhielt als Erfahrenster, der auch schon in schwierigen Epidemiezeiten thätig gewesen, die Leitung der Expedition. Nach seinen Aussagen wütet die Cholera schon seit Wochen in Gaza; ihr Auftreten wurde aber verheimlicht — von den Behörden aus Furcht vor Plackereien, von der Bevölkerung aus Gleichgültigkeit. Man tröstete sich, nach morgenländischer Sitte, damit, dass das Uebel von Allah gesandt

worden und dass es ein Ende nehmen müsste, sobald es Allah gefiele. Erst als die Seuche die ganze Stadt zu verheeren begann und auch vor den Thoren der hohen Beamten nicht Halt machte, entschloss man sich zu der Meldung nach Jerusalem. Die ärztliche Untersuchungskommission wurde aber trotzdem höchst unfreundlich empfangen; und als die Herren gar Massregeln anordneten, betrachtete man sie förmlich als Feinde, nicht als Retter; sie hatten die grösste Mühe, sich in Gaza die notwendigsten Lebensmittel, sowie Futter für ihre Pferde zu verschaffen. Nicht viel besser erging es ihnen aber auch, als sie von ihrer Expedition in unsere Stadt zurückkehrten. Man gab ihnen Ordre, ausserhalb der Mauern Jerusalems sich einer Desinfektion zu unterziehen. Als sie dann bei unserem Pascha schriftlich um die Erlaubnis nachsuchten, im Konak erscheinen zu dürfen, um persönlich über ihre Untersuchung zu berichten, fürchtete sich der Pascha vor einer Berührung mit den Aerzten und liess ihnen sagen: sie möchten zuerst ihre Familien besuchen und nachher in den Konak kommen! . . .

Die Cholera ist in Gaza durch heimkehrende Mekka-Pilger eingeschleppt worden. Es wäre zwar ein leichtes gewesen, Palästina vor diesem Unglück zu bewahren, allein der Bakschisch hat ihm Thür und Thor geöffnet. Die türkischen Grenzwächter haben sich kein Gewissen daraus gemacht, die Mekkapilger passieren zu lassen, welche Bakschisch opferten; und da sie sich fürchteten, dabei mit den Choleraverdächtigen in Berührung zu kommen, so hielten die treuen Wächter des Kordons einfach die Zipfel ihrer Röcke hin, um den Bakschisch entgegenzunehmen. Was nützt also der gewaltige Militärkordon, der an der Grenze zwischen Palästina und Aegypten steht und die Aufgabe hat, den Verkehr zwischen beiden Ländern streng zu überwachen, solange in Aegypten die Cholera herrscht?

In Mekka hat in diesem Jahre die Cholera furchtbar gehaust. Ein grosser Teil der Pilger ist ihr dort erlegen. Viele andere starben während der Rückfahrt nach Suez und Ismaila auf den türkischen Dampfern im Roten Meere. Der Rest machte die Heimreise von Suez nach der Türkei auf Kamelen. Unweit vom Militärkordon an der Grenze Palästinas erlag eine ganze Karawane der Cholera. Nur einem Einzigen gelang es, die

Grenze zu erreichen; aber knapp vor dem Militärposten fiel auch er nieder und verschied auf der Stelle. Darauf verliessen alle Soldaten an dieser Grenze ihre Posten — um die Kamele und Waren der Karawane zu plündern; das geraubte Gut verkauften sie nach Gaza, und so wurde die Cholera nach Palästina eingeschleppt just von denen, welche die Aufgabe hatten, sie fernzuhalten! . . .

Am ärgsten heimgesucht wurde das Dorf Chan Junis, südlich von Gaza, welches bereits völlig ausgestorben ist. Nur einige wenige Personen flüchteten sich nach Betschala bei Bethlehem, südlich von Jerusalem. In Gaza selbst starben die Menschen wie Fliegen. In einem Hause kamen an einem Tage 17 Seelen um.

Die fatalistischen Moslems halten dabei ihre Pflichten hoch und schätzen die Gefahr der Ansteckung geringer: jeder will seine Toten selbst begraben, und bei dem grossen Sterben gibt es heftige Kämpfe um die Tragbahren, auf denen man die Verstorbenen zur Erde geleitet. Die Christen aber kümmern sich weniger um die Toten und sorgen mehr für ihr eigenes Leben. Sie flüchten sich, wo sie können, in die Weinberge. Zu alledem haben sich Diebsbanden gebildet, welche ihr Handwerk nach Belieben betreiben können. Seit dem Jahre 1856 hat in Palästina eine solche Epidemie nicht geherrscht, und die allgemeine Panik ist unbeschreiblich. Als Folge der Epidemie drohen Not und Hunger. In Gaza sind zwar grosse Quantitäten Getreide, besonders Gerste und Weizen, aufgehäuft. Aber sie warten umsonst auf ihre Verschiffung, die sonst um diese Zeit stattzufinden pflegt. Gaza ist der Stapelplatz für den Getreideexport der ganzen Umgegend im Norden und Süden. Enorme Getreidemassen lagern unter freiem Himmel. Sonst ankern dort zum Abholen des Getreides zahlreiche Dampfer und Segler. Jetzt ist es still. Aber selbst, wenn ein Dampfer käme — er fände keine Arbeiter, die den Mut hätten, sich dem Getreide zu nähern.

Nun, da es zu spät ist, haben die türkischen Behörden drakonische Absperrungsmassregeln getroffen. Gaza ist abgesperrt von Hebron, Jaffa, Ramleh, Lydda; Jaffa verschliesst sich gegen Ramleh und Lydda, Jerusalem wieder gegen Hebron, Gaza,

Ramleh, Lydda und Jaffa. Die Quarantäne ist vorläufig auf je 10 Tage festgesetzt. Trotzdem in Jerusalem bisher noch kein Cholerafall konstatiert worden ist, so hat sich doch Nablus, das alte Sichem, gegen Jerusalem, Jaffa und Nazareth abgesperrt, verschliesst sich Haifa gegen Jaffa; und Beyrut ordnet für alles, was aus Palästina kommt, eine 10 tägige Quarantäne an. Aegypten traut den türkischen Sanitätsmassregeln noch weniger als die Türkei den ägyptischen und verhängt schliesslich gegen Palästina eine noch höhere Quarantäne als Beyrut gegen Aegypten. Der sonst täglich zwischen Jerusalem und Jaffa verkehrende Passagier- und Güterzug ist bis auf Weiteres eingestellt worden.

Die in Jerusalem eingerichteten europäischen Postämter müssen nun die Post mit Wagen befördern, und da sie unterwegs fortwährend Wagen und Kutscher wechseln und Desinfektionen ohne Ende vornehmen müssen, so ist das eine ganze Kette von Kosten und Schwierigkeiten. Die deutsche, österreichische und französische Post machen deshalb gemeinsame Sache, befördern ihre Post in einem gemeinsamen Wagen und lassen ihn von einem gemischten Detachement von Postkawassen aller drei Aemter begleiten. Und in welchem Zustande kommt da die Post an! Da haben wir einen türkischen Arzt, der die Briefe nicht besser zu desinfizieren weiss, als indem er sie hunderte Mal mit einem plumpen Spiess durchlöchert! . . .

So sehen zur Zeit die Verhältnisse in Palästina aus! Wir sind abgesperrt von allen Seiten; der Verkehr ist tot; kein Schiff, das Ware abholt oder bringt. Die Vorräte an Lebensmitteln sind in Palästina nicht gross, infolgedessen sind die Preise für Esswaren in 4 Tagen um 30—50 % gestiegen, und jeder Tag bringt neue Steigerung. Es ist ein schrecklicher Wirrwarr im ganzen Lande, und es steht noch ein grösseres grässliches Unglück bevor: der Hungertyphus, denn die arme Bevölkerung kann die Lebensmittel nicht mehr erschwingen. Dabei wird der Vorrat an solchen stets knapper; und das Wenige immer schlechter. Die Sanitätsbehörde gab dieser Tage einem Arzte den Befehl, sämtliche Lebensmittelhandlungen Jerusalems zu kontrollieren und gesundheitsschädliche Mittel sofort zu vernichten. In Begleitung eines Polizisten wandert der Arzt von Geschäft zu Geschäft. Wenn nun der Arzt einem Kaufmann befiehlt, schlechte

Ware wegzuschaffen, und wenn er sich hierauf einem anderen Geschäfte zuwendet, so geht der Polizist zu dem verurteilten Kaufmann, um ihm die Ware abzunehmen. In Wahrheit aber holt er sich einen Bakschisch — und der Kaufmann kann sein Gift sorglos weiter verkaufen! Wir kennen keinen Fall, wo der Befehl des Arztes ausgeführt worden wäre. Hoch ist der Himmel, weit ist der Padischah — hier aber herrscht Sultan Bakschisch, und seine treuen Gefährten sind die Seuchen."

---

14. Die türkische Pest.

Sprichwörter. — Namen der Pest im Orient. — Südslavische Pestsagen. — Althebräische Mittel. — Der arabische Pestdämon. — Aus der Praxis meines Freundes Dr. Beck. — Alte und moderne Abwehrmittel. — Pesthochzeiten. — Pestärzte. — Geschichte der Pest in der Türkei. — Quarantäne-Gesetze.

Neben der Bezeichnung der „schwarze Tod" gab es seit jeher, namentlich in den südslavischen Ländern, den Namen „türkische Pest" für jene völkermordende Seuche, die von Zeit zu Zeit aus dem Morgenlande nach dem Abendlande kommt. Noch heute fragt man in Slavonien Einen, der entsetzt thut: „Schta ti je? Jessil tursku vidio? Was fehlt Dir? Hast Du die türkische Pest gesehen?" Die Türkei selbst ist zwar nicht der Ursprungsherd der Pest, aber stets ein guter Nährboden für sie gewesen. Die Balkanvölker hatten sich daran gewöhnt, alles Ueble von den Türken zu erhalten, und bezeichneten daher auch die unheimliche Krankheit, die aus dem Osten kam, einfach als türkische. In unzähligen Sagen haben sie die Wanderungen und Schrecken der Pest geschildert. In den Verhandlungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft hat Friedrich S. Krauss die südslavischen Pestsagen geschildert.

Der eigentliche südslavische Name für die Pest ist in den Sagen: Kuga. Die ursprügliche Bedeutung dieses Wortes ist dunkel. In Kroatien nennt man die Pest: Kratelj. Zur Erklärung dieser Bezeichnung zitiert Krauss Folgendes aus dem Wörterbuch des Vuk Karadsics: „Nach der Tradition eine Krankheit, ärger als die Pest, eine Krankheit, die in einer Nacht tötet. Der Tote hat einen Fuss kürzer, als den anderen. Daher der Name: von kratak, kurz. In neuerer Zeit — seit etwa 1850 — wird auch in Serbien die Pest: Kratelj genannt." In Serbien

spricht man in Zeiten der Epidemie nicht den wahren Namen der Pest aus, sagt man nicht Kuga, sondern — um das Böse zu täuschen, absichtlich falsch: Kuma, Gevatterin. Ein anderer Name heisst: Morija, die Mörderin, von mar: zermalmen. Die Albanesen sagen: Molija; die Türken: Jumurdschak oder Weba; die Araber: Taun oder Wobbeh; die Perser: Tauun misri; die Indier: Gedodane.

Ein serbisches Sprichwort lautet: „Er stiehlt wie die Pest". Es stammt aus dem Umstande her, dass in Pestzeiten ruchlose Subjekte die Gelegenheit benützen, um zu stehlen. Andere südslavische Pestsprichwörter: „Rafft wie die Pest die Kinder". „Fehlt nicht wie die Pest in Sarajewo." Eine der von Krauss mitgeteilten südslavischen christlichen Legenden meint, die Pest werde von Gott selbst ausgesandt; sie wandert in Frauengestalt von Ort zu Ort, mordet die Menschen. „Ich bin die Pest von Gott gesandt", heisst der Refrain eines herzegowinischen Volksliedes.

Eine andere Sage erzählt: Die Pestschwestern müssen auf Geheiss ihres Königs die Menschen heimsuchen und fügen sich dem unabänderlichen Schicksalsschluss. . . . Muss man sich hier an die griechischen Erynnien erinnern, so denkt man im früheren Falle an die Schilderungen der Bibel, wo die Pest fast stets als eine Strafe Gottes auftritt. Im Buche des Propheten Hesekiel V 21 spricht Jehova: „Wenn ich aber meine vier schlimmen Strafen: Schwert, Hunger, wilde Tiere und Pest, gegen Jerusalem entsende, um Menschen und Vieh daraus zu vertilgen. . . ." Im Buche des Propheten Jeremias droht Jehova den ungehorsamen Israeliten: „Und ich will die Bewohner dieser Stadt, die Menschen wie das Vieh niederschlagen; durch eine gewaltige Pest sollen sie umkommen." Im IV. Buch Moses XVII 9 wird eine Strafe erwähnt, die Jehova über die gegen Moses und Aaron murrenden Israeliten verhängte und der 14700 Menschen zum Opfer fielen. Im selben Buche XXV 1 wird von einer Heimsuchung Israels berichtet als Strafe dafür, dass das auserwählte Volk dem Götzen Baal-Peor nachgegangen war und mit den Moabiterinnen gebuhlt hatte; 24000 Menschen erlagen der Seuche. Endlich sei erwähnt die Pest, mit der Jehova Israel strafte, weil König David das Volk hatte zählen lassen: „die Seuche währte drei Tage, es war gerade die Zeit der Weizenernte; es starben

70000 Menschen“. Von eigentlichen gegen die Pest angewandten Heilmitteln ist in der heiligen Schrift selten die Rede. Da man die Entstehung so wie die Heilung der Krankheit einem höheren Einflusse unterordnete, begnügte man sich mit Beten und Opfern und vertraute Gott: daher heisst es in diesem Sinne im 5. Buche Moses XXXII 39: „Der Herr kann töten und lebendig machen, kann schlagen und kann heilen, und ist niemand, der sich aus seiner Hand errette“, und im 1. Buche Samuel II 6: „Der Herr tötet und macht lebendig, führet in die Hölle und wieder heraus“. Nur einiger äusserer Mittel geschieht Erwähnung, wie des Feigenbreies, dessen sich der Prophet Esaias — wie in Esaia XXXVIII 21 und im 2. Buche der Könige XX 1 erzählt wird — zur Heilung des Königs Hiskias bediente; der Prophet legte diesen Brei dem Könige auf die Drüse, da der Fürst von der Pest ergriffen war; das war zur Zeit, als die Pest im Lager der Assyrer herrschte. Zu gleichem Zwecke wandten Aldrovandus und Dioscorides die Feigen gegen die Leistenbeulen in der Pest an, und auch von Plinius wurden sie empfohlen.

Aaron bediente sich — wie das 4. Buch Moses XVI 47 berichtet — der Räucherungen gegen die Pest, wahrscheinlich aber wohl mehr in religiöser als in therapeutischer Absicht. „Die Plage,“ heisst es, „war angegangen unter dem Volke, und Aaron räucherte und versöhnte das Volk und stand zwischen Toten und Lebendigen; da ward der Plage gewehrt.“ Ausserdem erwähnt der Evangelist Marcus der Oeleinreibungen gegen die Pest, indem er sagt: „Und die Jünger salbten viele Reiche mit Oel, und machten sie gesund.“ Wie man unter den alten Hebräern bei so allgemein verbreiteten Krankheiten Gott um Genesung anflehte, so gab auch Samuel den Philistern zur Abwendung der Pest den Rat: „So machet nun Nachbildungen von deren Schambeulen und Nachbildungen von deren Geschwülsten, die das Land verderben, und gebet dem Gotte Israels die Ehre, vielleicht erleichtert er seine Hand über euch und über euere Götter und über euer Land.“

Eine südslavische Sage schildert Pest und Tod als leibliche Schwestern; sie lösen eine die andere, ermüdete, ab. Es gibt ein Pestfräulein oder mehrere: 2, 3, 7, und so fort. Man kann auch — meint man — die Pest herbeizaubern: Wenn jemand

Milch von zwei Schwestern um Johannis-Mitternacht in ein Grab schüttet, so steigt daraus die Pest hervor. Alle Sagen bemühen sich, die Erscheinung der Pest grauenhaft zu schildern: Wenn sie ins Land kommt, heisst es in einer Erzählung, so muss sie solange umherirren, bis sie jemanden trifft, der zwanzig Jahre lang eine Todsünde im Herzen verborgen hat. Dem reisst sie das Herz heraus und verwandelt es in Staub, der sofort nach allen Richtungen zerstiebt. Jedermann, der von diesem Staube einatmet, wird auf der Stelle krank und stirbt schnell. Die Pest nährt sich von den Herzen ihrer Opfer. Hat sie einmal ihren Hunger gesättigt, so zieht sie den Rest des Staubes ein, der sich noch in der Luft befindet, und zerplatzt. Aus ihrem Magen springt darauf ein Knabe, ganz in Schwarz gehüllt, in der Rechten ein blutiges Schwert haltend. Die Pest entsetzt sich vor ihm und wandert in eine andere Gegend ... Personifiziert tritt die Pest zum ersten Male in einem Sendschreiben des dalmatinischen Dichters Krunoslav Ivicsevics auf, in dem es nach der Uebersetzung von Krauss heisst: „Schwarz das Haar, in wirr zerzausten Zotten; finster, schmal die Stirn, sie starrt von Habgier; katzenäugig, Lüsternheit im Blicke; spitz die Nase, voll von Schlangentücke; aufgesperrt der nimmersatte Rachen; gelb das Antlitz, neidesvoll und trocken; träge hängen ihr die Hände nieder; ganz entblösst sind ihre dürren Glieder; ihr Gesicht ist von dem Krebs zerfressen, und sie sucht's mit schwarzem oder weissem Schleier zu verdecken; die Gestalt ist übermenschlich gross und mager, ihre Brüste sind ganz schwarz und so lang, dass sie sich beide über die Schultern wirft, um im Gehen durch sie nicht behindert zu sein." Die Einen glauben, dass die Pest einen Kuhfuss, die Anderen, dass sie einen Pferdefuss, oder beide Pferdefüsse, oder endlich, Bockbeine habe. Die Hunde gelten als die Erzfeinde der Pest. Manchmal verschonen die Pestschwestern einen Menschen, damit er sie ins Dorf trage und vor den Hunden schütze. Zwei Weiber von kleiner Gestalt, ohne Nase, ohne Ohren, mit kleinen Schlangenaugen, die tief im Spitzkopfe sassen, mit Katzenpfoten und Bockfüssen, gaben sich zwei Männern als zwei leibliche Pestschwestern zu erkennen und versprachen ihnen Schonung, wenn sie sie ins Dorf tragen und vor den Hunden schützen wollten; auf dem Wege erzählten sie den Männern: „Wir ver-

giften die Luft und den Brunnen, gehen von Haus zu Haus, wenn die Leute beim Nachtessen sind; jeder, den wir ins Auge fassen, bekommt eine schwarze Beule und stirbt. Ein andermal fangen wir an mit Gedärmreissen, Erbrechen, Durchfall und Krämpfen." Ein Glaube besagt, dass die Pest den Sabbath heilige; an diesem Tage raste sie. Ein allgemeiner Brauch befiehlt, in Pestzeiten das Geschirr nicht ungewaschen stehen zu lassen; denn die Pest kommt Nachts in das Haus und sieht nach, ob alles rein sei; falls dies nicht der Fall ist, zerkratzt sie die Löffel und Schüsseln und vergiftet sie. Ein kluger Volksarzt mag dies Märchen erfunden haben, um die Leute zur Reinlichkeit anzueifern.

Die Balkanvölker haben ihre Anschauungen augenscheinlich, gleich der Seuche selbst, von den Türken überkommen. Denn ähnliche, häufig sogar dieselben Bräuche und denselben Glauben findet man im ganzen Morgenlande. Schon die alten Araber vor dem Islam besassen die Vorstellung von der Pest als von einem Krankheitsdämon; sie glaubten an eine ansteckende Krankheit, die als Schlange erscheine und die Hungrigen in den Bauch beisse. Sie meinten, wie Hammer-Purgstall in der Einleitung zum ersten Bande seiner Geschichte der arabischen Literatur erwähnt, der Ansteckung zu entgehen, wenn sie beim Eintritt in ein verpestetes Haus wie ein Esel iahten. Vielleicht galten dort die Esel, wie bei den Südslaven die Hunde, als Erzfeinde der Pest. Mohammed erklärte sich gegen den Pest-Aberglauben, indem er den Gläubigen sagte: „Es giebt keine Ansteckung, keine Bauchschlange. . ." Aber dem Prophetenworte zum Trotze hat sich die Vorstellung von der Pest als von einem Krankheitsdämon erhalten.

Dr. Bernhard Beck erzählte mir aus seiner Praxis in Bagdad, wo er in den Jahren 1876 und 1877 über achthundert Pestkranke behandelte, eine charakteristische Episode. Eine arabische Frau, die an der Pest erkrankt war, schilderte ihm mit folgenden Worten die Art, wie sie von der Krankheit befallen worden war: „Gestern ging ich zum Tigris hinab, mit dem Kruge auf dem Kopfe, um Wasser zu holen; da sah ich zwei ganz kleine uniformierte Knirpse am Ufer, mit langen Flinten in den Händen. Der Eine sagte, auf mich deutend, zum Anderen: Für diese Frau lade ich mein Gewehr mit Blei. — Nein, erwiderte der

Andere, die verdient das harte Los nicht; lade deine Flinte diesmal mit Baumwolle. — Der Erstere gab nach; die Baumwollenladung wurde gegen mich abgefeuert. Sofort verspürte ich einen brennenden Schmerz in der Achselhöhle. Nachhause zurückgekehrt, fieberte ich, und heute fühlt sich, wie Du siehst, an derselben Stelle, wo mich der kleine Soldat getroffen hat, eine nussgrosse Geschwulst an. Allah sei Dank, dass er seine Flinte mit Baumwolle geladen hat; und deshalb werde ich genesen. Hätte er sie mit Blei geladen, so wäre alle Deine Hilfe umsonst.“ Als Dr. Beck Miene machte, das nicht zu glauben, wussten alle Umstehenden ähnliche Geschichten zu erzählen, und es fand sich sogar ein Greis, welcher angab, im Jahre 1843 auf dieselbe Weise pestkrank geworden zu sein und durch denselben Zufall sein Leben gerettet zu haben.

Wenn derartige Ansichten über das Wesen der Krankheit herrschen, so ist es natürlich, dass in ihrer Abwehr meist abergläubische Mittel und Geisterbeschwörung zur Geltung gekommen sind und auch heute fast ausschliesslich angewendet werden. In der Gegend von Dibre in Albanien werden — wie mir der Albanese Henry Bey, einstmaliger erster Sekretär der ottomanischen Botschaft in Wien, erzählte — beim Ausbruch von Epidemien von den Wahrsagerinnen und den alten Weibern, die dort die Heilkunde ausüben, schwarze Hammel geschlachtet; dieses Opfer versöhnt die Geister der Epidemie. Der arabische Arzt Ibn Sinan in Bagdad — zitiert von Hammer-Purgstall in seiner arabischen Literaturgeschichte VII 492 unter Nummer 8057 — heilte im Jahre 1047 Pestkranke durch Hühnerleber. Der Bruder Ibn Sinan's erzählte darüber: „Ich erkrankte im Jahre 439 = 1047, aber mein Bruder wollte mich nicht besuchen, weil wir verfeindet waren. Endlich kam er, gab mir die gebratene Leber eines Huhns zu essen und weilte bei mir eine Woche lang, bis ich gesund war. Ich ging später zu ihm, um ihm zu danken. Er aber öffnete nicht sein Thor und sagte: „O Ebulfadhl, mein Bruder, kehre nach Hause und mache dir keine Ungelegenheiten, mich wieder zu besuchen.“ Ibn Sinan war ein Sonderling. Man rief ihn einmal zu einem berühmten, ebenfalls an der Pest erkrankten Kollegen; er kam erst nach 20 Tagen und fand den Patienten in Agonie. Er heilte ihn trotzdem in wenigen Stunden. Er befahl den Leuten, „eine ge-

bratene Huhnsleber und Brot mit gekochten Aepfeln und Birnen zu bringen; letztere wurden in Rosenwasser geweiht. Als der Kranke von diesen Speisen genoss, erhielt er sofort seinen regelmässigen Puls." Omer Haleby sagt: „Dämpfe von Olibanum reinigen die Luft und sind Präservativmittel gegen Epidemieen. Ausserdem esse man in Zeiten einer Epidemie frühmorgens schwarze Rosinen, zwölf Pistazienmandeln, und man wird den ganzen Tag gereinigt und vor jedem Anfall der Seuche geschützt sein."

Ein allgemeines Schutzmittel gegen Pest ist im ganzen Orient, von der Donau bis zur persischen Grenze, bei den christlichen Balkanvölkern wie bei den halbwilden Kurdenstämmen: der Genuss von Knoblauch. Griechen und Juden betrachten auch Zwiebeln, Weinessig und Branntwein als gute Medikamente gegen die Pest. Als Dr. Honigberger auf seiner Reise nach Indien in Syrien weilte, herrschte unweit von Tripoli eine ansteckende Seuche. Zum Schutze gegen die Epidemie hielten die Weiber einen Zwiebelkopf in der Hand, an dem sie fortwährend rochen. In Konstantinopel und Smyrna glaubt das Volk, der Genuss von Kaviar schütze vor Ansteckung und mildere den Verlauf der Pestkrankheit. Ein merkwürdiger Pestgebrauch bei den Balkanvölkern und den Dalmatinern ist die sogenannte „Umackerung". Es müssen zwölf splitternackte Jünglinge und Jungfrauen von tadellosem Lebenswandel am Vorabend des Sonntags nach dem Neumond um Mitternacht einen Pflug nehmen, sich ins Joch spannen, still, ohne zu sprechen, ohne einander lüstern anzusehen, ohne sich zu berühren, siebenmal in derselben Furche das Dorf umackern.

Im Jahre 1871, da im östlichen Russland die Cholera herrschte, wurde eine ähnliche Umackerung unter Assistenz und Weihe der Geistlichkeit als Mittel gegen die Epidemie erprobt. Als im Jahre 1865 in Jerusalem die Pest wütete, feierten — wie mir erzählt wurde — die palästinensischen Juden in Lephat zwischen den Gräbern des heiligen Isak Luria und des heiligen Josef Caro, des Verfassers des „Schulchan Aruch", die Hochzeiten von mehreren Paaren Waisen auf Kosten der Gemeinde; man hoffte, dass die Toten, gerührt durch die Lebenslust der Lebenden, zu einer Fürbitte vor Gottes Thron bewogen werden könnten. Wer denkt da nicht an die wunderbare Geschichte,

welche Karl Emil Franzos, auf der Grundlage eines ähnlichen Vorfalls in Galizien, in seinen „Juden von Barnow“ erzählt hat? . . .

Zur Hilfe gebildeter Aerzte greift das Volk nicht. Es würden sich auch in der Türkei wenige Aerzte finden, die freiwillig Pestkranke behandeln möchten. Wenn in früheren Epidemien der Arzt Pestkranke überhaupt zu Gesicht bekam, so geschah es deshalb, weil er die Krankheit nicht erkannte. Ein Arzt, von dem man erfährt, dass er bei einer ansteckenden Krankheit interveniert habe, wird in der Türkei einfach boykottiert. Dafür giebt es in der Levante eine spezielle Klasse von Leuten, von den Griechen „Mortis“ genannt, die sich nur mit der Behandlung der Pest abgeben und in Hinsicht auf Prognosis eine solche Sicherheit besitzen sollen, dass sie nicht nur die Krankheit sofort zu erkennen vermögen, sondern auch auf den ersten Blick, und fast immer richtig, vorausbestimmen, ob der Patient sterben oder genesen werde. Diese Leute haben meist mehr als einmal die Pest durchgemacht; sie besorgen ihr Geschäft teils aus Gewinnsucht, teils aus Ehrgeiz. Sie geben vor, die Krankheit an der Zunge und an den Augen zu erkennen. In Smyrna fand ich noch heute das Andenken des jüdischen Pestarztes Ilja Kaba Sakam — des „Ilja mit dem dichten Barte“ — lebendig, der bei einer Pestepidemie in den dreissiger Jahren des XIX. Jahrhunderts wahre Wunder vollführt hat.

Die Pestärzte legen zunächst den Verdächtigen ein Tabaksblatt auf den Puls, um sich bei Prüfung desselben vor der direkten Berührung zu schützen. Wenn sie von Pestkranken-Besuchen heimkehren, hängen sie ihre Kleider auf horizontal gespannten Schnüren in freier Luft auf und beräuchern sie über und über mit Storax — türkisch: Tutsu — das sie auf glühende Kohlen geworfen haben. Den Patienten gestatten sie als Nahrungsmittel nur Wassersuppen. Die Pestbeulen behandeln sie örtlich. Verdächtige Patienten füttern sie förmlich mit Kaviar, „um die Pest zu zwingen, dass sie sich zeige.“

In der Türkei richtete die Pest namentlich in Syrien ständig Verheerungen an, sodass man im Orient „die syrische Pest“ als sprichwörtliche Redensart gebraucht, wie in Europa von der „türkischen Pest“ gesprochen wird. Saalebi, ein älterer moslemischer Schriftsteller, sagt in seinen „Büchern der Stützen“:

„Die syrische Pest ist stark und häufig, wogegen in Mekka und Medina nie eine herrschte.“

Thatsächlich soll es auch in neuerer Zeit in diesen beiden heiligen Orten keine Pestepidemie gegeben haben, obwohl der benachbarte Pilgerhafen Dscheddah häufig schwer heimgesucht wurde. Die erste und verrufenste dieser syrischen Pestepidemien, seit dem Beginne des Islams, war die von Amwas im achten Jahre der Hidschret, welche den Moas Ben Dschebel und den Ebu Obeidet Ibn el Dscherrach hinwegraffte. Unter dem Kalifat der Beni Abbas setzte die Pest in Syrien 163 Jahre aus, bis sie unter der Regierung Moktedirs in diesem Lande wieder erschien. Die bekanntesten Pestjahre unter den Beni Omaije waren: das Jahr 66, in welchem Mochtar zu Kjufa, und Nedschet, der Anführer der Haruri, zu Jemame die Standarten des Aufruhrs erhoben; das Jahr 69, wo die sogenannte „Pest Dscharif“ den Nedschet hinraffte; das Jahr 79, in welchem Mekka durch die Ueberschwemmung vernichtet wurde; das Jahr 85, wo die Moslems von den Griechen geschlagen wurden; das Jahr 94, das „Todesjahr der Rechtsgelehrten“ beigenannt, weil es die berühmtesten derselben hinraffte; endlich herrschte noch eine siebente Pest vor dem Jahre 132, in welchem das Kalifat der Beni Omaije endete. Diese sieben Pestepidemien, welche in den ersten anderthalb Jahrhunderten des Islams einander so schnell folgten, waren die geschichtliche Veranlassung zu der Monotymie von der „syrischen Pest.“ Nach Hadschi Chalfa wütete im Jahre 439 = 1047 in Bagdad eine grosse Pest, welcher eine schwere Hungersnot vorausgegangen war. Zur Zeit des Melikol aadil, um 1215, herrschte in Damaskus und abermals auch in Bagdad eine grosse Pest.

Aus der Zeit der osmanischen Herrschaft erwähnt Hammer mehrere Pestepidemien in den verschiedenen Provinzen. Konstantinopel hat, seit es sich in türkischem Besitze befindet, allein zwölf grosse Pestepidemien durchmachen müssen. Ueberschwemmungen, Brände, Erdbeben und Hungersnot waren häufig die Würgehelfer der Seuche. Schon drei Jahrzehnte nach der Eroberung von Byzanz herrschte dort eine Epidemie. Denn es wird berichtet: „Dem Protovestiarius Phranze werden im Jahre 1481 Tochter und Sohn in das Harem des Tyrannen ge-

schleppt, wo die Tochter Tamar an der Pest starb, der Sohn Joannes vom Sultan selbst durchdolcht fiel.“

Ein Jahr des Schreckens war das 1539ste unserer Zeitrechnung; damals starb an der Pest auch der berühmte Grosswesir Ajas Pascha, ein geborener christlicher Albanese, dessen drei Brüder als Mönche zu Valona lebten. Ajas Pascha ist in dem Reiche der Harems als der Besitzer des grössten, den je ein Grosswesir besessen, anerkannt geblieben; es gab einmal eine Zeit, wo in seinem Hause 40 Wiegen 40 Kinder schaukelten; bei seinem Tode hinterliess er nebst Hunderten von Witwen 120 Kinder.

Schwere Pestjahre waren für Konstantinopel: 1586, 1589 und 1592. Auch der Sserai blieb damals nicht verschont; von den 102 Kindern des Sultans Murad's III. starben 17 Töchter an der Pest.

Oeffentliche Gebete fanden im Freien statt; das Volk zog in Massen nach dem Pfeilplatze hinter dem Arsenal und nach dem drei Stunden von Konstantinopel entfernten Alemdagh in Asien; der Sultan flüchtete von Stambul in ein Schloss am Bosporus.

Eine Folge dieser heilsamen Lüftung war, dass bereits am nächsten Tage hundert Leichen weniger, statt der bisherigen täglichen 300 bis 400, zum Adrianopler Thor hinausgetragen wurden. Ein Vierteljahrhundert kaum verging, als in Konstantinopel eine neue Pestepidemie ausbrach; öffentliche Gebete fanden wieder statt, halfen aber diesmal nicht, weil ihnen keine Lüftung der Stadt folgte. Der Mufti Mohammed, Sohn des Seadeddin, der die Gebete leitete, fiel selbst am 30. Juni 1615 der Seuche zum Opfer. Die Pest währte fünf Jahre ununterbrochen fort, verschwand nie ganz und brach 1626 mit verstärkter Heftigkeit wieder aus. Sie blieb dann durch das ganze XVII. Jahrhundert heimisch am Goldenen Horn, wütete aber auch in allen Provinzen; 1637 und 1638 verheerte sie Konstantinopel, 1643 entvölkerte sie in Egypten 230 Dörfer, 1661 herrschte sie im ganzen Reiche; in letzterem Jahre starben in Konstantinopel mehrere Monate hindurch täglich mehr als tausend Menschen; Rumili verlor die Hälfte seiner Bevölkerung. 1662 starb der Statthalter von Bosnien und ehemalige Grosswesir Melek Achmed Pascha an der Pest. 1678 starben in Konstantinopel dem kaiserlichen Residenten Kindsberg zehn seiner Leute an

der Pest, unter ihnen der Bruder des Wiener Diplomaten, der Dechant von Melk; schliesslich wurde Kindsberg selbst ein Opfer der Epidemie. Das XVIII. Jahrhundert brachte dem Osmanischen Reiche abermals zahlreiche Epidemiejahre, die Hauptstadt aber blieb — das Jahr 1767 ausgenommen — verhältnismässig verschont. Im XIX. Jahrhundert wurden die Konstantinopler Pest der dreissiger Jahre und die Pest von Smyrna berüchtigt. Damals wurden zur Bekämpfung der Seuche zum ersten Male europäische, besonders österreichisch-ungarische Aerzte aufgeboten. Der Leanderturm bei Skutari wurde im Jahre 1837 in ein Pestspital verwandelt, das, mitten im Meere liegend, von aller Welt abgeschlossen, eine vollkommene Isolierung bot; zwei französische Aerzte, die Doktoren Bulard und Lago, hatten den Heldenmut, sich auf dem einsamen Felsen mit Pestkranken einsperren zu lassen, um sie zu pflegen.

Das erwähnte Jahr 1837 war das letzte, welches Konstantinopel und Kleinasien mit einer verheerenden Epidemie heimsuchte. In den Briefen des damals noch unbekannten preussischen Hauptmannes Moltke findet man die Schilderungen eines Augenzeugen der verderblichen Seuche. In der Hauptstadt fielen ihr 30000 Personen zum Opfer, in den Provinzen starben ganze Gegenden aus — der Gesamtverlust wird auf eine Million Menschen geschätzt.

Schon damals erkannte man das Auffallende, dass Europäer nur selten von der Krankheit ergriffen wurden. Am grössten war die Sterblichkeit in der Armee. Die Soldaten nahmen den toten Kameraden die Kleider ab und erbten damit die Pest. Mit Absperrungen suchte man die Verbreitung der Seuche zu verhindern, ganze Städte und Dörfer wurden mit Truppenkordons umzogen. Aber nur, wo europäische Aerzte den Dienst der Sanität leiteten, wie in Monastir, konnte man Erfolge verzeichnen. Ueberall, wo die einheimischen Aerzte wirtschafteten, wütete die Epidemie solange, bis sie keine Opfer mehr fand.

Sowohl Konstantinopel als Smyrna sind für Epidemien stark empfänglich. In Konstantinopel ist das Hafenviertel von Galata, gelegen am Fusse des Hügels von Pera, ein Sammelpunkt aller sanitätswidrigen Elemente. Die Strassen von Galata sind eng, dunkel, schmutzig, überfüllt von Menschenmassen, Esswaren,

offenen Magazinen, Fleischbänken und Fischmärkten; aus den Häusern wird all der Unrat auf die Gassen geworfen, in denen lebende und verweste Hunde, Katzen und Ratten durcheinander liegen. Die Sonne dringt in diese dunklen Engen kaum hin; so bleibt die Unreinlichkeit feucht und erzeugt eine gepresste Luft voll übler Gerüche. Noch ärger ist es an beiden Ufern des goldenen Horns, an den süssen Gewässern von Europa, in Kassim Pascha, Tatavla, Balata und Hassköi. Die Mündungen der Kanäle sind gestockte schwarze Flüssigkeiten; über ihnen erheben sich die stark frequentierten Kaffeehäuser der Kaikdschi und Hamals, der Bootsleute und Lastträger. Hier hat auch die Pest im Jahre 1837 am heftigsten gewütet.

In Smyrna hat man am Quai Einiges für die Verbesserung der hygienischen Zustände durch Pflasterung und Kanalisierung gethan, aber viel ist es nicht. Das Pflaster sowohl als die Kanäle sind infolge Sorglosigkeit der Behörden niemals in gutem Zustande; mehr, als in Epidemiezeiten gut ist, wird die Luft durch Unreinlichkeiten, welche in den Strassen tagaus tagein liegen bleiben, verpestet.

Dass sowohl in Smyrna wie in Konstantinopel nicht ununterbrochen Seuchen herrschen, ist ein Wunder, welches nicht nur dem herrlichen Klima verdankt wird; daran haben auch die unter Sultan Machmud II. errichteten Quarantäne-Anstalten teil. Die medizinischen Neuerungen Sultan Machmuds, namentlich die Einführung der Quarantäne, fanden indessen in den Provinzen keinen Anklang, ja führten zu revolutionären Auflehnungen der Bevölkerung. Als der berühmte Reisende Fallmerayer im Hafen von Samsun eintraf, kamen die italienischen Aerzte der Stadt an Bord und erzählten, dass man soeben den Doktor Baldi und eine Magistratsperson in einem Volkstumulte zu Amasia erschlagen hätte; das Volk wollte nichts von Quarantäne wissen.

Noch im Jahre 1837 erklärten die Ulema jede Vorsichtsmassregel gegen die Pest für sündhaft, da nur aufrichtige Busse wegen der Neuerungen des Reformators und Rückkehr zu den früheren Zuständen das Volk der Osmanen der Gnade des Allmächtigen wieder teilhaftig machen könnten; selbst öffentliche Gebete, lehrte man, dürften nicht eher statthaben, als bis die Zahl der täglichen Todesfälle 1000 überstiege. Aber Sultan

Machmud machte kurzen Prozess, er setzte den Mufti ab, ernannte einen anderen und zwang diesen zu einem „Fetwa", das also lautete. Frage: „Begeht der Moslem eine Sünde, wenn er einen durch die Pest verheerten Ort verlässt, um sich an einen anderen zu begeben?" — Antwort: „Nein, vorausgesetzt: er ruft die Gnade des Allmächtigen an!" — Dieser Ausspruch des berühmten Mufti Bekdschi Abdullah Efendi machte die Bahn für die Einführung des Quarantänewesens frei. Auf Wunsch der Pforte sandte die österreichische Regierung schon im Jahre 1838 den Dr. Minas nach Konstantinopel, welcher trotz aller Hindernisse und Intriguen in kurzer Zeit eine musterhafte Organisation schuf. 1843 existierten bereits im türkischen Reiche 110 Quarantänen. Seither hat es thatsächlich in der Türkei kaum eine grössere Epidemie gegeben, in Konstantinopel und Smyrna kamen nur vereinzelte Fälle vor.

In den letzten Jahren zwar hat mehrfach die Nachricht von Pestfällen in der türkischen Hauptstadt die Welt erschreckt. Doch handelte es sich immer nur um sporadische Vorkommnisse. Im XX. Jahrhundert ist auch die Türkei nicht mehr eine hilflose Beute der Seuchen.

---

15. Langlebigkeit und Tod.

Langlebigkeit. — Der Koran und das hohe Alter. — Der einzige Fall von Selbstmord in der osmanischen Geschichte. — Ansichten der Balkanvölker über Tod. — Der Tod ein Krankheitsgeist. — Die Sterbenden und die Frauen. — Der moslemische Glaube und die Todesstunde. — Rumänische Totengebräuche. — Tod und Aberglaube. — Furcht vor Nachsterben. — Das Festnageln der Todesfrau in Altserbien. — Nachschütten von Wasser in Syrien. — Mittel gegen das Nachsterben der Familienmitglieder. — Verhinderung der Verstorbenen an der Rückkehr. — Orakel des Nachsterbens bei den bosnischen Moslems. — Kreuzesbruderschaft bei den Rumänen. — Erscheinen Verstorbener im Traume. — Beileidsbesuche in Syrien. — Die Hand eines Toten als Heilmittel. — Gebräuche der Sabäer.

Grosse Ohren bedeuten langes Leben, heisst es bei den Syrern. In der Türkei muss es viele Menschen mit grossen Ohren geben, denn die Langlebigkeit ist dort häufig. Kleinasien insbesondere ist berühmt wegen der grossen Zahl seiner hochbetagten Einwohner. Während meines mehrjährigen Aufenthaltes in der Türkei notierte ich eine Menge von interessanten Fällen auffallender Langlebigkeit. Hier mögen einige erwähnt werden:

Im Dezember 1894 starb in Smyrna eine griechische Frau, namens Irene Psoma, welche 112 Jahre alt geworden war; bis zur Stunde ihres Todes war sie körperlich regsam und geistig klar geblieben. Im Juli 1895 wurde mir aus Newschehir mitgeteilt, dass dort ein Mann, namens Omar Uma, frisch und munter seinen 119. Geburtstag begangen hatte. Anfangs August 1895 starb in Smyrna ein Grieche, namens Kolonas, im Alter von 107 Jahren; noch kurz vor seinem Tode pflegte er täglich einen Spaziergang nach einem von seiner Wohnung zwei Stunden entfernten Gute zu machen. Am 12. September 1895 starb, ebenfalls in Smyrna, die Türkin Nayle, welche 110 Mondjahre

erlebt hatte; auch sie war bis zum letzten Augenblick geistig frisch geblieben, nie während ihres langen Lebens war sie von einer Krankheit heimgesucht worden.

Die mittleren und nördlichen Teile der Balkan-Halbinsel sind ebenfalls Heimstätten der Langlebigkeit. Leute über hundert Jahre sind nicht selten. Dabei sind diese steinalten Greise und Greisinnen nicht nur im Vollbesitze ihrer geistigen, sondern auch ihrer physischen Kraft; sie wandern rüstig auf den wilden Gebirgswegen umher, arbeiten, ziehen das Wasser aus den Brunnen, hacken mit der landesüblichen schweren eisernen Axt die dicken Holzstämme zu Scheiten.

In der Berberei ist das Klima so gesund, dass dort Zweihundertjährige nicht selten sein sollen; Trusen erwähnt eine Frau, die 150 Sommer und einen Scheich der Biscarie-Araber, der 211 Sommer erlebte.

Die Albanesen, denen die Missgestalteten nicht blos als Unglückliche erscheinen, sondern als Böse, als Gezeichnete, oder als Wesen, die halb Menschen, halb Geister sind, betrachten auch ausserordentlich alte Leute nicht als Gesegnete, sondern eher als Verfluchte. In Elbassan nennt man Männer und Frauen, die über 100 Jahre alt sind, Schtrighea und Schtriku. Mit diesen Namen bezeichnen die Rumänen verschiedene schlimme Geister, die Neugriechen im allgemeinen Wesen, welche böse Zauberkünste treiben. Die Albanesen glauben, dass die Schtrighea im Stande sind, durch ihren Hauch Menschen zu töten. In früheren Zeiten der Epidemien gab man solchen alten Leuten die Schuld des Unheils und verurteilte sie häufig zum Feuertod.

Der Koran fragt in der II. Sure: „Wünschet wohl Einer von euch einen Garten zu haben mit Palmen, Weinstöcken, mit Quellen bewässert, alle Arten Früchte enthaltend, und nicht zugleich auch hohes Alter . . .?“ Allah hat gegeben, Allah kann nehmen. Er schafft das Lebendige aus dem Toten, er bringt das Lebendige wieder zum Tode.

Koran LXXX 17—22: „Woraus erschuf Allah den Menschen? Aus einem Samentropfen. Er erschuf ihn und bildete ihn. Dann macht er ihm den Weg leicht, dann lässt er ihn sterben und begräbt ihn. Dann, wenn er will, erweckt er ihn.“

XVI 72: „Und Allah hat euch erschaffen. Alsdann nimmt er euch zu sich, doch lässt er einige von euch das hinfälligste

Alter erreichen, dass sie nichts mehr von dem wissen, was sie gewusst."

X 35: „Sprich: Gibt es unter eueren Gefährten Einen, der das Geschöpf hervorbringt und es wieder zurückkehren lässt? — Sprich: Allah bringt das Geschöpf hervor, alsdann lässt er es wieder zurückkehren! — Und wie seid ihr so abgekehrt?" — nämlich, daran zu zweifeln.

Sure IV: „Werdet keine Selbstmörder . . . Wer aber sündhaft und ungerechter Weise dies dennoch thut, der muss an Höllenflammen braten, was für Gott sehr leicht auszuführen ist."

Der felsenfeste Glaube, dass nur Allah über Leben und Tod bestimmen dürfe, beschützt die Moslems vor der Seuche des Selbstmordes. Die osmanische Geschichte kennt nur einen einzigen Fall von Selbstmord. Als Sultan Suleiman einen seiner tüchtigsten Feldherren, den Wesir Chosrewpascha, den ehemaligen Statthalter von Bosnien, zugleich mit dem alten Grosswesir Suleiman abgesetzt hatte, weil beide im Diwan in unanständigen Wortwechsel geraten waren, endete Chosrew — zu schwach, das Leben ohne Macht und Einfluss zu ertragen — dasselbe durch freiwilligen Hungertod. Als er das erste Mal nach seiner Absetzung das Pferd bestieg und um sich her blickte, und keine Pagen, keine Leibwachen, keine goldenen Mützen, keine goldenen Kaftane erblickte, da verging ihm die Lust zum Reiten und zum Leben. „Besser als so zu Pferde sitzen, ist's, im Bette zu liegen," sprach er, setzte den Fuss aus dem Steigbügel und legte sich nieder. Die Aerzte, welche ihm Arznei geben wollten, wies er mit den Worten zurück: „Ihr wollt mich Gift fressen machen," und nahm nun weder Speise noch Trank zu sich, bis er am siebenten Tage starb; „eine Todesart," sagt Hammer, „nicht ungewöhnlich bei Griechen und Römern, aber fast unerhört in der Geschichte der Moslemin, welche sonst religiöse Ergebung in die Beschlüsse des Schicksals vor der Feigheit des Todes durch Selbstmord bewahrt."

Bei den christlichen Völkern des Balkans, den Mazedoniern, Bulgaren, Serben, Walachen sind die Ansichten über den Tod und das Leben nach dem Tode vollständig wirr. Das Christentum hat noch nicht genügend klärend gewirkt, altheidnische Gebräuche und Traditionen herrschen vor. Man glaubt an das Paradies, aber die Vorstellung von der Hölle ist nicht dieselbe, die man

im Westen hat. Böse Menschen kommen nach dem Tode nicht in eine Hölle, müssen ihre Sünden nicht blos selbst büssen, sondern werden zu furchtbaren Wesen, die als Krankheitsgeister durch die Welt wandern und Unheil unter den Lebenden stiften. Auch der Tod ist ein Krankheitsgeist, ein Dämon; nicht ein natürlicher Abschluss des Lebens, sondern ein böser Feind. Die Darstellung des Todes als Sensenmann ist, wenn sie vorkommt, entlehnt, denn sie steht im Widerspruch mit dem ganzen übrigen mythologischen System dieser Völker. Lübeck schildert die Gestalt, in welcher nach mazedonischem Volksglauben der Tod auftritt, als ein ältliches Weib von mehr oder wenig hässlichem Aeusseren, mehr oder weniger ärmlich gekleidet, fast stets mit Pfeil und Bogen oder Schleuder ausgerüstet. Nach serbischem Glauben ist der Tod gleichfalls ein Krankheitsgeist weiblichen Geschlechts. Die Serben nennen den Tod einfach: Bolestschiza, die Krankheit; oder Kuma, was Gevatterin und auch Pest bedeutet; oder Smrt. Das letztere Wort ist der eigentliche Name. Es stammt, nach Krauss, vom Worte mar, zermalmen. Sterben heisst: mrviti, eigentlich zerbröckeln. Die Serben sagen: „Ohne Heimstätte ist der Tod; kommt und geht; man weiss nicht: woher; weiss nicht: wohin.“ Bei den Bulgaren heisst es: „Smrt roka ne postavlja, die Todesfrau setzt keinen Termin fest.“ Alles, was sich auf das Sterben und den Tod bezieht, ist bei den Balkanslaven Sache der Frauen. Sie besorgen zu Hause in monatelanger Arbeit die Sterbekleider, sie bereiten das Totenmahl vor, sind Totendichterinnen und Grabsängerinnen, sie bringen den Toten in die Erde, sie allein geben oft den Sterbenden die Heilmittel und sie allein stehen ihm gewöhnlich in der letzten Stunde zur Seite.

In Serbien lässt man, wie Krauss berichtet, den Sterbenden in den letzten Augenblicken deshalb allein mit einem oder zwei alten Weibern, „damit sich die Seele leichter vom Leibe trenne.“ Die Moslems glauben, dass ein Mensch, der schwer aus dem Leben scheidet, schwere Sünden habe; desgleichen, wenn der Leichnam beim Hinaustragen auf den Friedhof schwer ist. Letzteres nehmen auch die christlichen Völker des Orients an. Wer aber ohne Todesqualen stirbt, wessen Leiche leicht ist, von dem meint man allgemein, dass ihn keine Todsünden bedrücken. In der Todesstunde — heisst es im Koran, in der 75. Sure — „steigt die Seele eines Menschen bis an die Kehle“, und wenn

er glaubt, die „Zeit der Abreise“ sei nun gekommen, so „legt er Bein an Bein.“ — „Fortnehmen wird euch ein Engel des Todes, der mit euch betraut ist . . .“ spricht Mohammed im Auftrage Allahs in der 22. Sure.

In der Todesstunde schreiben nach moslemischem Glauben zwei Engel die Handlungen der Menschen nieder, der zur rechten Seite die guten und der zur linken Seite die bösen; und der Mensch wird für die letzteren keine Entschuldigung vorbringen können. Eine Stelle der 50. Sure heisst: „Wenn die zwei zusammentreffenden Engel dem Menschen begegnen, einer ihm zur Rechten und einer ihm zur Linken sitzend, dann wird er kein Wort hervorbringen können, und nur der Wächter neben ihm ist geschäftig aufzuzeichnen.“ Koran 83. Sure, Vers 10: „Ueber euch sind Hüter, edle, schreibende, welche wissen, was ihr thut . . .“ Das Buch, das die Thaten der Gerechten verzeichnet, heisst „Illijun“ und befindet sich, wie Vers 18 in der 83. Sure besagt. „in Illijun, an den hohen Stätten, wo die Hochsitze der Gläubigen im Paradiese sind.“ . . . Das Buch aber das die Thaten der Frevler aufschreibt, heisst „Siddschin“, der Kerker. In der 83. Sure, Vers 7—9 heisst es darüber: „Fürwahr, siehe, das Buch der Frevler ist in Siddschin. Und was lehrt dich wissen, was Siddschin ist? Ein geschriebenes Buch!“ . . . Und die hundertste Sure, 6—9, schildert die Prüfung der Thaten nach den Büchern: „. . . Dann wird der, dessen Wage schwer ist, in angenehmem Leibe sein; doch der, dessen Wage leicht ist, sein Wohnort wird der Höllenschlund sein. Und was macht dich wissen, was der Höllenschlund ist? Ein glühend Feuer.“

In der II. Sure des Korans wird gesagt, wie man einen Scheintoten zum Leben erwecken könne. Da heisst es: „Schlaget den Leichnam mit einem Teile der Kuh, und so wird Gott den Toten wieder lebendig machen.“ Nach einer Bemerkung von Ullmann beweist Mohammed damit seine Unwissenheit über die Bedeutung der Stelle Moses IV 19 und verwirrt sie mit der Stelle im 5. Buche Moses 21, Vers 1—9. —

Nach rumänischen Autoren schildert Flachs folgende rumänische Totengebräuche:

Im Momente des Verscheidens sollen die Angehörigen und Herzensfreunde das Zimmer verlassen, damit ihr Klagen und

Weinen dem Sterbenden das „Hinübergehen" nicht allzu schwer mache. Zur Erleichterung des Todeskampfes dienen allerhand Mittel, ferner Gedichte, Zauberformeln und die Gebete des Popen. Ist der Tod eingetreten, so müssen Fremde oder eventuell Freunde, nicht aber die Verwandten, dem Toten die Augen zudrücken, damit dieser nicht den Schmerz der Hinterbliebenen sehe; hierauf werden Fenster und Thüren geöffnet, auf dass der Tod mit der Seele wegziehen könne. Alle Wasserbehälter werden zugedeckt, da sonst die Seele, die einen ausgesprochenen Hang zum Wasser hat, in ein mit Wasser gefülltes Gefäss fallen und darin ertrinken könnte. In manchen Landstrichen herrscht der Glaube, dass die Seele erst nach der erfolgten Beerdigung des Körpers die grosse Reise ins Jenseits antritt. Die Füsse werden mit einem Tuch oder roten Faden zusammengebunden; wenn der Tote sodann in den Sarg gelegt wird, befreit man die Füsse von dieser „piedica", der Fessel, die dem Toten in die Stiefel gesteckt wird, damit er auf der Reise gut gehen könne. Die piedica wird sorgsam bewacht, denn die Zauberinnen suchen sie als ein vorzügliches Liebeszaubermittel zu stehlen, das unfehlbar, insbesondere das Herz der Mädchen beeinflusst. Aeltere Dirnen tragen darnach auch grosses Verlangen, weil sie im Besitze eines Stückchens von der piedica leicht einen Gatten bekommen können.

In manchen Gegenden lassen die Rumänen bei der Leiche eine Kerze brennen; man erklärt dies deshalb für notwendig, weil sie den Unreinen, den Teufel fernhält. Im ganzen Bereiche des rumänischen Volkstums bedeutet das Ableben ohne brennende Kerze einen „finsteren Tod", etwas Schreckliches, das für den Toten sowohl, als für die Ueberlebenden böse Dinge im Gefolge hat. Zahlreiche alte Balladen bestätigen, dass es im rumänischen Volke von jeher als ein grosses Unglück galt, wenn jemand im Kriege durch Unfall oder sonst irgendwie ums Leben kam, ohne dass ihm die brennende Kerze zu Häupten gelegt werden konnte.

Die abergläubischen Besorgnisse, welche der Tod und die Toten einflössen, sind natürlich nicht gering. Allgemein sagt man: In ein Haus, wo ein Toter liegt, darf man nicht durch das Fenster hineinschauen oder hineinsprechen, sonst wird man ein ganzes Jahr krank sein. Wenn bei den christlichen Fellachen

in Syrien ein Pfarrer stirbt, so fragt man seine Witwe, ob sie sich wieder zu verheiraten gedenke. Antwortet sie bejahend, so wird ihr verstorbener Mann liegend begraben; antwortet sie verneinend, so bestattet man die Leiche in sitzender Stellung.

Gross ist die Furcht vor dem Nachsterben; man glaubt, der Tote ziehe andere Mitglieder der Familie ins Grab nach. Um dies zu verhüten, nimmt man zu verschiedenen Mitteln Zuflucht: Bei den Bulgaren in Altserbien ist es Brauch, dass die alten Frauen, sobald man die Leiche auf die Aufbahrungsstelle emporgehoben hat, in letztere einen Nagel hineintreiben. Man nennt dies: die Todesfrau festnageln, damit die Ueberlebenden frisch und gesund bleiben und hart wie Eisen sein mögen! Krauss zitiert einige ähnliche südslavische Gebräuche aus Ungarn und Oesterreich: Bei den Serben in Ungarn legt man einen Ziegelstein auf den Tisch, wo der Tote aufgebahrt war, damit die Smrt zu Stein sich verwandle und nicht mehr auf denselben Tisch herniederfliege. In Untersteiermark und Krain giesst man, wenn einer gestorben ist, im Hause alles Wasser aus den Gefässen aus, denn man glaubt, dass sonst die Smrt das Wasser austrinke.

Wuttke erwähnt den deutschen Gebrauch: Wenn die Leiche aus dem Hause getragen wird, giesst man ihr dreimal Wasser nach und zerschlägt dann das Gefäss. Das Nachschütten von Wasser findet man auch in Syrien: Der Tote kann, nach syrischem Glauben, nicht blos der Familie, sondern auch fremden Leuten Schaden bringen. Wenn beispielsweise der Zug mit der Leiche an einem Hause vorbeikommt, wo jemand wegen Krankheit oder zufällig zu Bette liegt, so ist dies für den im Bett Befindlichen gefährlich, für einen Kranken sogar tötlich. Um die bösen Folgen abzuwenden, muss man sich beim Nahen des Zuges sofort erheben, aufrecht bleiben, bis er vorüber ist, und endlich hinterdrein ein Glas Wasser mit Salz auf die Strasse schütten. Das Zudecken der Wasserbehälter bei den Rumänen ist bereits erwähnt worden.

Um das Nachsterben zu verhüten, pflegt man in Altserbien beim Hinaustragen des Toten aus dem Hause sich nicht umzuschauen, ehe man nicht bis zum Grabe gekommen ist. Ebensowenig darf man zum Friedhof zurückschauen, wenn man heimwärts geht. Wenn die Totenstarre nicht schnell eintritt, so

glauben Christen und Moslems, es werde dem Verstorbenen jemand bald im Hause nachsterben.

Die Mohammedaner meinen, wenn ein Verstorbener mit offenen Augen daliegt, trage er noch Begehren nach dieser Welt. Die Christen sagen in solchem Falle: es werde bald ein zweites Mitglied der Verwandtschaft sterben; und zwar bedeutet das offene rechte Auge den bevorstehenden Tod eines männlichen, das offene linke Auge den Tod eines weiblichen Verwandten; behält ein verstorbenes Kind das linke Auge offen, so bedeutet es, dass es sich noch nach der Muttermilch sehne und dass ihm seine Mutter deshalb bald nachfolgen werde. — Ehe die Fellachen in Syrien einen Toten begraben, zerreissen sie über seiner Brust die Leichenkleider und das Leichentuch, damit dieselben nicht in das Fleisch des Leichnams eindringen. Denn wenn Letzteres geschieht, so könnte es den Tod der anderen Familienmitglieder nach sich ziehen.

In den von Rumänen bewohnten Gegenden der Bukowina geschieht die Aufbahrung des Leichnams meist derart, dass der Kopf gegen Sonnenaufgang zu liegen kommt, während sonst im eigentlichen Rumänien im allgemeinen der Brauch herrscht, dass die Füsse gegen die Thür zu gerichtet sind, also gewissermassen zum Weggehen bereit. Daher auch der Fluch: „Könnte ich dich doch mit den Füssen voran sehen!“ Wäre die Lage des Körpers eine gerade verkehrte, so brächte dies allen Hausgenossen baldigen Tod. Bei den Totenklagen geben die Rumänen darauf acht, dass keine Thräne auf das Gesicht des Toten falle; denn die Thränen würden ihn brennen wie siedend Wasser und seine Seele am Ende auch ertränken. Sowie der Tote draussen ist, schliessen die im Hause verbliebenen Angehörigen eiligst Thür und Fenster, damit der Tote nicht zurückkehre.

In Bosnien wird von den Moslems das Feuer, über welchem das Wasser zur Totenwaschung gewärmt wird, unter freiem Himmel angezündet. Steigt der Rauch kerzengrade gen Himmel, so gibt es nicht bald einen Todesfall in der Nähe. Senkt sich der Rauch aufs Trauerhaus, so stirbt darin bald jemand nach. Schlägt der Rauch nach der Strasse hin, so wird in einem Nachbarhause jemand sterben. Im bosnischen Gebirgsland schliessen auch die Christen auf die gleichen Folgen, wenn sie Wasser unter freiem Himmel kochen; doch schöpfen sie ihre

Prophezeiungen nicht aus dem Rauch des Feuers, sondern aus dem Dampf des Wassers. — Wenn in einem Hause zwei Personen kurz nacheinander sterben, dann glauben die Südslaven, dass im Laufe eines Jahres noch ein drittes Mitglied der Familie nachsterben muss. — Wenn bei den Rumänen in einer Familie zwei Kinder in kurzer Frist gestorben sind, schliesst eines der überlebenden Kinder, um die anderen vor dem Tode zu schützen, mit einem Kinde einer anderen befreundeten Familie die Kreuzesbruderschaft; hierbei ist das Geschlecht völlig gleichgültig, doch müssen es Kinder sein, die in einem und demselben Monat zur Welt gekommen sind.

Die Bruderschaft kommt folgendermassen zustande: Wenn der Sarg in die Gruft gesenkt wird, steigt das Brüderchen oder Schwesterchen der verstorbenen Kinder hinunter auf den Sarg und wird von dem anderen Kinde herausgezogen; sie stellen sich hierauf einander gegenüber, brechen zusammen einen Leichenkuchen entzwei und küssen sich zuletzt. Diese Kinder betrachten sich fortab als wirkliche Geschwister und dürfen einander auch niemals heiraten. — Nach christlich-bosnischem Gebrauche darf man ein totes Kind nicht mit Blumen schmücken, sonst schmückt sich der Friedhof mit Kindern. Wenn ein Verstorbener jemandem im Traume erscheint und von ihm etwas verlangt, so glaubt man, wie Milena Mrazovic erzählt, in Bosnien, dass jemand von der Familie des Träumers bald sterben müsse; man spendet schleunig, um das Unglück abzuwehren, der Kirche eine Wachskerze für das Seelenheil des Verstorbenen. Träumt man von seinem eigenen Tode, so gilt dies allgemein als ein Zeichen, dass man lange leben werde. — Die Vorsicht vor der Bosheit der Toten, die Lebenden nachzuziehen, muss namentlich bei Kondolenzbesuchen angewandt werden:

Wenn bei einem Beileidsbesuch junge und alte Frauen beisammen sind, so verabschieden sich nach syrischer Sitte die Jungen nie zuerst. Sie warten, bis eine der Alten fortgeht, dann dürfen auch sie das Trauerhaus verlassen. Befolgt eine Junge aus Ungeduld oder Versehen diese Regel nicht, dann ist ihr ein baldiger Tod gewiss. Wenn sich in Syrien jemand von einem Beileidsbesuche in ein anderes Haus begeben will, dann darf er das nicht direkt thun, sondern muss, um den Tod irrezuführen, zuerst in ein Kaffeehaus oder Bad gehen. Nur in sein

eigenes Haus darf er sich direkt begeben. — Erwähnenswert ist, dass die Berührung eines Toten manchmal auch eine Heilwirkung hat. So glaubt man vielfach, dass Skrophelkranke gesunden, wenn sie auf ihre kranken Stellen die Hand eines eben Verstorbenen legen. (Vergl. S. 241 u. 245.)

Seltsam sind die Gebräuche der Subba oder Sabäer. Nach einer in der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient 1884 veröffentlichten Mitteilung von Julius Böhm glaubt dieses in Irak-Arabien lebende Volk an Gott und seinen Propheten Jahio. Jahio ist eine Persönlichkeit, die bald als Jesus, bald als ein Vorläufer Christi gedeutet wird. Die Subba sind ferner der Ansicht, dass das erste Menschenpaar in je zwei Exemplaren vorhanden war — als ein himmlisches und ein irdisches Paar, und dass aus einer Verbindung des himmlischen Adam und der irdischen Eva St. Johannes der Täufer hervorging. Von diesem leiten sie ihre Abstammung her. Wird ein Subba krank, so bewacht ihn jemand unausgesetzt, damit bei eintretender Verschlimmerung dem Priester schleunige Mitteilung gemacht werde Der Priester ist hier immer zugleich der Arzt. Er behandelt den Patienten aber nicht blos mit frommen, sondern auch praktischen Mitteln, denn die Subba sind weit weniger fatalistisch als die anderen Völker des Landes. Sieht der Priester-Arzt, dass menschliche Hilfe vergebens, so weicht er nicht vom Sterbelager, verständigt bei Eintritt des Todeskampfes die Angehörigen des Kranken und zieht dem letzteren das Totengewand an, nachdem er ihn, zuerst mit warmem, dann mit kaltem Wasser getauft und unter den Gebeten der Umstehenden am ganzen Körper gewaschen hat. Unter solchen peinlichen Vorbereitungen haucht der Patient sein Leben aus.

Dritter Teil.

---

16. Krankheitszauber und Amulete. — 17. Knoblauch, Mandragora und Meerzwiebel. — 18. Ausräucherung, Beschwörung und Uebertragung von Krankheiten. — 19. Krankheits-Dämone von Profession. — 20. Poltergeister, Menschengeister und Vampyre. — 21. Mystische Krankheits-Ursachen und Anzeichen: Das Jahr und seine Tage. — 22. Vorbedeutungen im Traume, im Hause und beim Essen. — 23. Zahlen-Aberglaube. — 24. Die Tierwelt in der Krankheits-Mystik.

---

16. Krankheitszauber und Amulete.

Spinnrockenwissenschaft. — Die Furcht vor dem bösen Blick. — Ansichten des Propheten Mohammed. — Mollah Esaar, Spezialist für bösen Blick. — Urin als Gegenmittel. — Parallelen aus anderen Ländern und Zeiten. — Dalmatinisches. — Böse Rede. — Bewundernder Blick. — Anspucken. — Schutzmittel. — Beschreien. — Der böse Geruch in Bagdad. — Der böse Schritt. — Die Nase im Aberglauben. — Bosnische Schutzmittel gegen Zauber. — Geweihte Augenabbildungen. — Die verdächtigen blauen Augen. — Amulete. — Tierköpfe. — Die Hand im Aberglauben. — Der Märzfaden. — Albanesisches. — Südslavisches. — In Palästina und Syrien. — Arabisches und Aegyptisches. — Inschriften-Amulete. — Kirchliche Schutzmittel. — Gesiegelte. — König Salomo und die Dämonen. — Salomo und der Koran.

Der christliche Syrer Eijub Abela erzählt, dass man in seiner Heimat die Kenntnis der abergläubischen Gebräuche Ilm er rukke, Spinnrockenwissenschaft, nenne. Das Wort ist bezeichnend. Diese Wissenschaft ist eine weibliche. Es gibt Frauen, Volksärztinnen, Wahrsagerinnen, die alle Gebräuche kennen, für jedes Uebel ein Wundermittel und alle Zeichen zu deuten wissen. Auch in Persien sind es, den Worten Polaks zufolge, die Frauen, welche zumeist dem Aberglauben huldigen, besonders in Sachen der Liebe und Fruchtbarkeit, sowie in Bezug auf Krankheit und die Sterblichkeit der Kinder: sie glauben vor allem an den bösen Blick.

In Syrien existieren einzelne Sammlungen aus dem Gebiete der Spinnrockenwissenschaft in handschriftlichen Ausgaben; solche Verzeichnisse führen gewöhnlich den Titel „Buch der Frauen.“

Die Moslems in Syrien erzählen: „Ein Prophet, namens Arukin, kam zu den Israeliten, er wurde jedoch blos von den

Frauen gut aufgenommen. Diese unterrichtete er zum Dank für die ihm zuteil gewordene freundliche Behandlung in der Spinnrockenwissenschaft, und er befahl ihnen, die Kenntnis der Gebräuche durch mündliche Ueberlieferungen auf die Nachwelt fortzupflanzen. Daher kennen auch blos die Frauen die wirksamen Gebräuche.“ Leitet man hier also diese Kenntnisse von alten israelitischen Gebräuchen ab, so findet man beispielsweise unter den albanesischen Gebräuchen manche altgriechische, manche neugriechische. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Moschee, Kirche und Synagoge pflegen im Orient nicht nur den Glauben, sondern auch den Aberglauben. Priester, Imams, jüdische Fromme sind Wunderheilmänner. Dabei gibt es keinen Neid, keine Eifersucht der Einen auf die Anderen. Die Juden und Christen schätzen ebenso die Schutzmittel der Moslems, als die Moslems die Talismane und Amulete der Andersgläubigen für gleich wirksam wie die eigenen halten. Im Aberglauben hört der Unterschied des Glaubens auf.

Der Aberglaube heftet sich vor allem an den bösen Blick. Der böse Blick heisst bei den Türken und Arabern einfach: „El aïn“, das Auge; bei den Griechen und den Gräkowalachen in Monastir: „Matiasma“; bei den Albanesen: „Ssü i kekj.“ Bei den Persern heisst der böse Blick: „sihr dschadu“, „baecht“ oder „baed nezer“; mit der ersten Benennung, nämlich „sihr“, wird er auch von den Hindus bezeichnet, und die Zigeuner haben dasselbe Wort mit der Sache nach Europa gebracht.

In der ganzen Welt gibt es Menschen, die an den bösen Blick glauben und ihn fürchten. Im Orient aber ist die Furcht vor dem bösen Auge Herrscherin über alle Nationen und Konfessionen, über alle gesellschaftlichen Kreise. Christus selbst glaubte an das „Schalksauge“, wie Luther übersetzt. In Marcus VII 22 heisst es: „Es kommt von innen heraus und macht den Menschen gemein.“ Im frühen Arabien, sagt Wellhausen, verschleierten auffallend schöne Männer ihr Gesicht aus Furcht vor dem bösen Blick. Auf den Neu-Hebriden, wo man nackt herumgeht, umwickelt man den Penis mit vielen Ellen Stoff, damit er dem bösen Blick gut verborgen bleibe. Mohammed sagte: „Der Mensch besitzt in seinem Blick und in seiner Stimme eine gewaltige Macht, mit der er viel Gutes und viel Uebles thun

kann.“ Der Tradition zufolge erklärte der Prophet ferner: „Die Wirkung des Blickes ist wahr, und wenn es in der Welt etwas gäbe, was schneller gehen könnte als das Schicksal, so wäre es der Schlag des Blickes. Wenn man von euch verlangt, jenen zu waschen, der vom Auge getroffen wurde, so erfüllet das Verlangen.“ Derselben Tradition zufolge bat Mohammed häufig Allah: Hassan und Hussein vor jedem bösen Geiste, vor jedem Insekte und bösen Reptil und vor den Wirkungen jedes unheilbringenden Blickes zu behüten; er befahl jenem, der einen bösen Blick auf jemanden gerichtet hatte, sich zu waschen und dann mit dem Waschwasser auch die Person, die sein Blick getroffen hatte, zu waschen. Der Aïscha riet er, den Einfluss des bösen Blickes auf sie durch Beschwörungen zu paralysieren.

„Es gibt viele Leute“ — sagt der Türke Omer Haleby — „welche den Einfluss des Verhängnisses und des bösen Blickes auf die geschlechtliche Potenz leugnen. Es ist leicht, erwidere ich all diesen Leugnern, etwas zu verneinen, was man nicht versteht. Das Zeugnis des heiligen Propheten beweist die Möglichkeit der Impotenz infolge des bösen Blickes, des bösen Verhängnisses, der Verschreiungen, des Uebelwollens und des Nestelknüpfens.“

Aus Angst vor dem bösen Blick hatten die Türken ehemals den Nichtmoslems verboten, die osmanischen Fahnen anzusehen. Der Frau Lydia Einszler in Jerusalem sagte einmal eine Eingeborene: „Ihr Europäer glaubt nicht, aber wahr ist es doch: zwei Drittel aller Gräber sind vom bösen Blick, und das dritte Drittel stammt von der Nachlässigkeit im Schutze gegen den bösen Blick.“

Dr. Bernhard Beck erzählte mir, dass während seines Aufenthaltes in Bagdad der berühmteste und populärste Arzt der Kalifenstadt der Mollah Esaar war, „der Arzt gegen den bösen Blick.“ Mollah Esaar stammte aus Alexandrien. Dort war er Schlächter gewesen; als aber das Geschäft seinem Mann nicht mehr genug gewährte, träumte der Mollah, dass Allah ihn zum Arzte bestimmt hätte; gleichzeitig, im Traume, bestimmte Mohammed ihm Bagdad als die Stätte seiner zukünftigen Wirksamkeit. So kam Esaar nach Bagdad. Dieser gottbegnadete „Doktor“ kannte für alle Fälle nur eine einzige Diagnose:

„Ajin harah, das böse Auge!“ und für alle Krankheiten nur ein einziges, nicht gerade appetitliches, aber höchst einfaches Heilmittel: er liess von allen Leuten, mit denen der Kranke in den letzten acht Tagen verkehrt hatte, den „Sidik“ — Urin — sammeln, und badete den Kranken darin.

Interessante Belege für den weitverbreiteten Glauben hat Andree in seinen ethnographischen Parallelen verzeichnet: Nach Prschewalski glauben auch die Mongolen an „Kuku-nor“, den bösen Blick. Da die Tataren meinen, dass es Leute gebe, deren böser Blick den Bienenstöcken schadet, so hängen sie an dieselben einen Pferdekopf, einen Fuss oder andere Knochen auf, damit das Auge zuerst auf diese Dinge falle, wodurch der schädliche Einfluss des zauberischen Anblickens abgelenkt wird. — Von den Magyaren wird der Augenzauber mit den Worten „szemmel meg verni“, „mit den Augen schlagen“, bezeichnet. — Nach afghanischem Glauben schadet der böse Blick namentlich Wöchnerinnen und Nackten oder Leuten, die im Dunkel der Nacht draussen sind. Durch Blei, welches man in Oel giesst, erkennt man den Uebelthäter, da das Blei dessen Gestalt annimmt; je älter und gläubiger der mit dem bösen Blicke Behaftete ist, desto mehr verliert sein Auge die unheilvolle Kraft. — Indien war schon in früher Zeit fruchtbarer Boden für diesen Aberglauben. In einem Spruche des Atharva Veda auf das Heilkraut Jangida wird diese Blume angerufen, den „grausen Blick“ — „ghoram caksuh“ — durch Gegenzauber unschädlich zu machen.

Die eingemauerten Asketen, welche Ibn Batuta im XIV. Jahrhundert zu Gwalior kennen lernte, besassen die Gewalt, durch den bösen Blick Menschen in Leichen zu verwandeln, bei denen dann kein Herz mehr gefunden wurde. — Unter den Illyriern gab es Leute, die durch ihren „zornigen Blick“ die mannbare Jugend töteten. Frauen, die eine doppelte Pupille hatten, besassen den bösen Blick. — Bei den alten Griechen war der Glaube an den bösen Blick, durch den man einen Menschen zu töten vermochte, weit verbreitet. Besonders die Thebaner um den Pontus standen im Verdacht, diese tötende Kraft in ihrem Blick zu besitzen. Als Schutzmittel dagegen trug man einen Schmuck von Korallen oder man spuckte sich dreimal in den Busen. Was diesen Aberglauben des tötlichen Augenzaubers bei den heutigen Griechen betrifft, so scheut man

sich nicht, einem angesehenen befreundeten Mann ins Gesicht zu spucken, wenn man glaubt, dass er vom bösen Blick bedroht werde. Auf diese Weise wird nach dem Volksglauben der Griechen Gefahr abgewendet. Zur völligen Entkräftigung des Zaubers werden nach dem Ausspucken dreimal die Worte ausgesprochen: „Pfui! Pfui! Du böser Zauber!“ — Der böse Blick, der nach dem Aberglauben des Volkes gleich einem Gifte alles tötlich verwundet, was er trifft, übt seine unwiderstehliche Gewalt aber nicht blos auf Menschen aus, sondern auch auf Tiere, auf schöne Pferde, selbst auf Bäume, die er bis zur Wurzel ausdorren kann. Dieses Uebel zu verhindern, gibt es folgendes Mittel: ein dreieckiges Amulet mit Salz, Kohle und Knoblauch gefüllt, welches man unter Sprechen der Zauberformel: „Knoblauch und Salz soll in den Augen unserer Feinde sein,“ dem zu schützenden Gegenstande, dem Menschen oder Tiere anhängt.

Die Dalmatiner, die schon in ihrer Heimat allen möglichen abergläubischen Gebräuchen anhängen, sind noch viel ängstlicher in der Befolgung dieser Gebräuche, wenn sie in der Türkei, besonders in Konstantinopel leben, wo die Völker alle in erster Reihe um den Vorrang im Aberglauben ringen. Nach dalmatinisch-konstantinopolitanischer Ansicht bringt der böse Blick nicht blos schweren Schaden, sondern das durch ihn herbeigeführte Uebel ist unheilbar, in manchen Fällen sofort tötlich, namentlich bei Kindern. Wenn der Säugling krank wird und schnell abmagert, so erschrickt die Mutter und denkt nach, ob sie sich nicht eines bösen Blickes erinnert. Fällt es ihr ein, dass ihr Kind von einem bösen Blicke dieses oder jenes Menschen einmal betroffen wurde, so gibt sie alle Hoffnung auf, ruft keinen Arzt und sucht keine Hülfe mehr gegen die Macht des Bösen: das Kind muss doch sterben!

Nicht blos der böse Blick, auch der bewundernde bringt Schaden. Nach Plinius lebten in Afrika Menschen, die durch ihr Lob Bäume verdorrten oder Kinder umbrachten. Zu Zeiten des Königs David sagte niemand aus Furcht vor dem Verschreien die genaue Zahl der Einwohner Jerusalems. Aehnliches erzählt Dr. Polak aus Teheran; auf alle Fragen über die Bevölkerung der Hauptstadt antwortete man vag und ausweichend: „die Stadt ist sehr bevölkert“. Religiöses Vorurteil, die Furcht vor dem bösen Auge, scheint der Grund dieser Zurückhaltung zu sein,

Dieses Vorurteil erstreckt sich beim Perser ebenso auf die Angabe seines Alters; auf die Frage darüber, antwortet er unbestimmt: „schon 30 oder 40 Jahre vorüber,“ oder „pire-merd em, ich bin ein Greis.“

Selbst der Blick der Liebe, mit welchem die Mutter ihr Kind betrachtet, kann für das letztere unheilvoll werden. Um Kinder zu bewundern und dabei doch die bösen Folgen zu verhüten, muss man, kaum dass man die Lobesworte ausgesprochen hat, so thun, als ob man die Kinder anspeien wollte. Dadurch führt man die bösen Geister irre. — In Albanien spricht man nach jedem, einem Kinde gespendeten Lobe das Wort: Chudärä, Knoblauch! Davor flieht der böse Zauber. Wenn bei den Dalmatinern die Kinder gelobt werden, fügt man hinzu: U dobri tschas, zur guten Stunde! oder: Ne budi urok, unberufen!

In Syrien ruft man, wenn ein Kind gelobt wird, sofort: „Bismillah! Im Namen Gottes!“ oder „Fu, pfui!“ und thut so, als wenn man das Kind anspeien wollte. Die Griechinnen in Konstantinopel und anderwärts sagen zu einem Kinde, das ihnen gefällt, niemals die Wahrheit, sondern stets das Gegenteil, etwa „Ptuh, Maskara ssu, pfui über deine Fratze!“ und sie thun ebenfalls so, als ob sie das Kind vor Ekel anspeien wollten. Das Ausspucken, um den Schaden abzuwenden, erwähnte ich schon an früheren Stellen häufig.

Allgemein sagt man zu einem, der einen anmutigen Säugling oder ein aufgewecktes Kind unverwandt anstarrt, sofort, um ihn abzulenken: „Schau auf deine Nägel“. Oder: „Dir läuft Blut von der Nase“.

Wenn die Verwandten und Freundinnen kommen, um das neugeborene Kind zu sehen, so müssen sie in ihren Lobesausbrüchen und Glückwünschen, aus Furcht vor dem Verschreien, äusserst vorsichtig sein und dürfen nicht vergessen, einer Bewunderung ein Schimpfwort hinzuzufügen oder Gottes Schutz sofort anzurufen. Wenn die Besucherin dies absichtlich oder unabsichtlich unterlässt, so streckt ihr die Mutter oder sonst eine anwesende Frau die fünf Finger der rechten Hand entgegen, wie um das von ihr kommende Uebel abzuwehren.

In Palästina gibt man, wie Frau Lydia Einszler berichtet, bei einem gut entwickelten Kinde ein höheres Alter an, als das

wirkliche. Wenn man ein Kind bewundert, bittet man Gott gleich um Schutz, oder thut so, als wollte man das Kind anspucken und ruft: „At fu alek, pfui über dich!" Oder: „Ach wie klein, wie schwarz, wie hässlich bist du!" Die Schutzformel der Christen in Palästina lautet: „Smallah alek, der Name Gottes sei über dir!" Oder: „Hauttak ballah, dein Schutz sei in Gott!" Oder: „Dikr Allah, Gottes Gedenken!" Die Moslems sagen meist: „Sallu en nebi, Gott segne den Propheten!" Oder: „Es sala en nebi annak, Segen über den Propheten an deiner Seite!" Von Juden, Christen und Moslems allgemein und überall gebraucht ist der Ausruf: „Maschallah, was Gott will!" Auf diese Wunschformeln antwortet man mit: „Ma techibu, mögt ihr in eurem Wunsche nicht getäuscht werden;" und fügt selbst noch einige Wunschformeln für das Kind hinzu, wobei man demselben mit der flachen Hand über das Gesicht fährt; die christlichen Mütter vergessen nicht, über dem Haupte des Kindes das Kreuz zu schlagen.

Wenn das Kind zu gehen anfängt, darf man es nicht bewundern, aus Furcht vor dem Verschreien; darf man darüber nicht jubeln, ohne eine Schutzformel vorauszusenden oder hinzuzufügen.

Spricht man vor Kindern von ansteckenden Krankheiten, so zupft man die Kleinen gleich am Ohr, damit sie die vor ihnen erwähnten Krankheiten nicht bekommen. Auch Erwachsenen kann es schaden, wenn man ihr gutes Aussehen bewundert. Sagt man einem: „Du schaust prächtig aus!" dann spuckt der erschrocken dreimal auf den Boden, fährt mit dem Fuss über den Speichel, und wenn er ein Christ ist, bekreuzigt er sich noch vorsichtsweise. — In Palästina ist es, aus Furcht vor dem Beschreien, streng verboten, zu sagen, wann die Wöchnerin aufgestanden ist. Man gibt nie Tag und Stunde an, sondern antwortet auf eine Anfrage: „Sie ist kürzlich aufgestanden." Oder: „Sie ist schon längst aufgestanden."

Eine Spezialität in Bagdad ist, neben der Angst vor dem bösen oder krummen Blick und vor der bösen Rede, die Furcht vor dem bösen Geruch, der den kleinen Kindern schadet.

„Stemmet Richa, das Kind hat etwas gerochen!" Diese Diagnose stellen die asiatischen Aerzte und Aerztinnen in Bagdad, wenn man ihnen Säuglinge bringt, deren Krankheit sie

nicht verstehen. Stemmet Richa, das Kind hat etwas gerochen — Blumenduft oder Moschus oder Kampfer oder sonst etwas. Der Geruch hat es bezaubert und krank gemacht, und es kann erst gesunden, bis es ein Stückchen Zucker zu naschen bekommt, das an jenem Gegenstand angerieben worden ist, dem der krankheitserregende Geruch innewohnt. Stemmet Richa, jammert die Mutter und eilt mit dem kranken Kinde von Haus zu Haus, von Familie zu Familie, um die Quelle des Uebels zu entdecken. Dem Doktor Beck passierte in seiner Bagdader Praxis, wie er mir erzählte, folgende Episode: Sechs Monate, nachdem er ein Kind elektrisch behandelt hatte, um eine leichte Lähmungserscheinung zu bannen, erschien die Mutter mit dem Kinde wieder in der Ordinationsstube und bat, den Induktionsapparat, mit dem das Kind vor einem halben Jahre behandelt worden war, sehen zu dürfen. Als sie die gewünschte Maschine dann erblickte, stürzte sie jauchzend und laut Gott dankend darauf zu, riss ein Stückchen Zucker aus ihrer Tasche hervor und rieb es wie wütend am Apparat hin und her. Ihr Sohn Saleh litt nämlich, nach Ansicht eines arabischen Arztes, an Stemmet Richa. Seit vielen Tagen war die Mutter nun von Haus zu Haus geirrt, um den Krankheitserreger zu entdecken. Allein nirgends war sie an den rechten Geruch gekommen. Da erinnerte sie sich der Elektrisiermaschine – die musste es dem Kinde angethan haben ... Doktor Beck untersuchte das Kind und fand, dass es an einer chronischen kapillaren Bronchitis litt. Er unterzog es einer Kur und heilte es. Die Mutter aber liess sich niemals ausreden, dass es an Stemmet Richa gelitten hätte und durch das an dem Elektrisierapparat angeriebene Stückchen Zucker wieder gesund geworden wäre! ...

In Persien — erzählt Dr. Polak — geben sich gute und böse Vorbedeutungen — „chusch“ und „baed kadam“ — an drei Dingen kund: an der Frau, dem Pferde und dem Hause. Begegnet dem Perser bei Erwerbung eines derselben etwas Günstiges, so entledigt er sich ihrer um keinen Preis; stösst ihm hingegen etwas Uebles zu, so sucht er sie so rasch wie möglich wieder los zu werden. Manche Frau des Schah musste blos deshalb das Harem verlassen, weil sie „baed kadam“ — „von bösem Schritte“ — war.

Zahllos sind die orientalischen Gebräuche zur Abwehr des bösen Blickes, zum Schutze vor der bösen Rede, dem Verschreien. Wenn in Syrien, sagt Eijub Abela, sich jemand mit dem bösen Blicke behaftet glaubt, muss er immer zuerst auf seine Nase blicken, ehe er auf seine Verwandten und Freunde schaut, damit sein Auge keinen schädlichen Einfluss auf ihre Gesundheit ausübe. Früher habe ich erwähnt, dass man einem, von dem man eine Verschreiung fürchtet, zuruft: „Dir läuft Blut von der Nase!“ Im Talmud bereits heisst es: „Wenn jemand in eine Stadt kommt und fürchtet sich vor dem bösen Blick, so verschränke er beide Hände in der Art, dass er den Daumen der einen Hand in die andere steckt; fürchtet er aber den schädlichen Einfluss seines eigenen Blickes, so schaue er auf seinen linken Nasenflügel.“

Eine bosnische Spezialität sind die sogenannten Peskir; diese goldgestickten Tücher, die man zum Abtrocknen der Hände nach den vom Koran vorgeschriebenen täglichen Waschungen benützt, gelten als Schutzmittel gegen bösen Zauber. Manche Peskirs werden als wahre Reliquien in den Familien schon seit Jahrhunderten aufbewahrt und bei wichtigen Anlässen aus der eisenbeschlagenen Truhe hervorgeholt.

Die Römer schützten sich vor dem bösen, dem neidischen Auge mit Münzen oder Kameen, auf denen allerlei Karikaturen des bösen Auges abgebildet waren.

So glaubten auch die Bewohner Cyperns den bösen Blick am besten abzuwehren, wenn sie sich mit einem geweihten Auge wappneten. Sie besitzen seit jeher einen gläsernen Knopf, der eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Bilde eines Auges hat: in blauer und gelber Umrandung liegt ein schwarzer Punkt auf weisser Fläche. Diese Amuletform ist in der ganzen Türkei verbreitet, und man findet sie jetzt in Konstantinopel oder Erzerum, Jerusalem oder Bagdad ebenso häufig wie in Larnaka. In anderen Gegenden hält man es für nützlich, roten Pfeffer in den Taschen zu tragen, wieder in anderen zieht man die blaue Farbe vor und lässt ein Stückchen Indigo, in einem blauen Tuche eingenäht, von einem Kleidungsstück herabhängen. In Syrien hat man als Schutzmittel ausser einem Stückchen Alaun oder schwefelsaurem Kupfer blaue Glaskügelchen.

In Palästina glaubt man, dass Leute mit hellblauen Augen einen bösen Blick haben müssen. Der letztere ist zweifellos vorhanden, wenn die betreffende Person ausser den hellblauen Augen auch zusammengewachsene Augenbrauen und weit auseinanderstehende Schneidezähne hat. Am gefährlichsten ist es, wenn diese Kennzeichen bei einem bartlosen Manne anzutreffen sind. Die Bewohner Palästinas gebrauchen zwei darauf bezügliche arabische Sprüche: „El od billah min wahad edschrudi, eneh zurok u snano furok, Gott bewahre uns vor einem Bartlosen, der blaue Augen und auseinanderstehende Zähne hat.“ „Sabah el krud wala sabah el edschrud, lieber des Teufels Gruss, als des Bartlosen Gruss.“

Wie die Bewohner Cyperns dem Spruche: „Similia similibus curantur“ huldigen und das böse Auge mit einem geweihten Auge bekämpfen, so glauben auch die Bewohner Palästinas, dass die gefährlichen blauen Augen ihren bösen Einfluss verlieren müssen, wenn man sich mit blauen Amuleten schützt. Man behängt die Kleider mit blauen Perlen. Wenn eine Frau oder ein Mädchen auffallend schönes Haar hat, so soll man es mit einem blauen Bande oder mit einer blauen Perle gegen die schädliche Wirkung der bösen blauen Augen schützen. Selbst wenn man einer Braut, wie es in den Städten von Palästina Sitte ist, Topfpflanzen ins Haus schickt — Myrthen, Oleander oder Rosenstöcke — versäumt man nie, die Töpfe blau anzustreichen.

Jedes der zahlreichen Völker im Orient hat seine Lieblingsamulete: religiöse, die mit irgend einen Heiligen in Beziehung stehen, und nichtreligiöse, die auf irgend einen uralten Brauch zurückgreifen; Zettelchen mit frommen Sprüchen, Münzen, Tierbilder, sonderbare Haarverschlingungen von Tierfell, seltsam geformte Metallstücke, durchlöcherte Lazursteine, bizarr gewundene Drähte oder Knoten. Dann gibt es Talismane und Amulete, gegen jedes Uebel besonders. Häufig trägt eine Person ein ganzes Magazin solcher Wunderdinge mit sich herum: an der Gürtelschnalle ein Heiligenbildnis; am Busen Liebesblumen; im Haar einen Knoten gegen bösen Blick; um den Hals Münzen, welche Augenleiden oder andere Krankheiten verhüten. Nicht blos das Volk, auch intelligente Leute verwenden solche Schutz- und Heilmittel. — Die Alten hatten dieselben Amulete

wie die heutigen Völker des Orients; diese Amulete waren aus edlen Metallen, Stein oder Knochen, am häufigsten aber aus Korallen gemacht und hatten die Form von Halbmonden, Götterbildchen, die Form eines Auges, eines Phallus. Trug man kein Amulet, so machte man, wie heute noch der Italiener, den obscönen, Verachtung ausdrückenden Gestus der Feige.

Muscheln, obscöne Teile von der Hyäne, vom Hasen, die Früchte von Anacardium werden in Persien als Amulete getragen. — Serbische Amulete enthalten Kartoffelstückchen, Kastanien, Kerne, Stücke vom Kopfe einer Maus, gedörrte und gepulverte Fledermäuse. Vielfach ist anerkannt worden, dass Amulete und Zauberformeln, Behauchen, Beschwören, Beräuchern und allerlei sympathetische Kuren wohl imstande sind, das Vertrauen von Kranken zu erwecken und durch dieses Vertrauen in gewissen Leiden auch Genesung zu bringen. Man rechnet diesen Kuren an, was man der Natur verdankt. Most betrachtet die Amulete als wirksame Träger des magnetischen Fluidums und schrieb ihnen besonders bei Nervenzufällen vorteilhaften Einfluss zu. Professor Rigler konnte auf Grund langjähriger Erfahrungen feststellen, dass der Nutzen der Talismane bei entsprechenden Personen durch Stärkung des Glaubens und Vertrauens kaum in Zweifel zu ziehen sei; er beobachtete im Orient, dass rein dastehende Wechselfieber von den Hodschas durch Auflegen der Hände und durch Behauchen, ebenso manche Geisteskrankheit, religiöser Wahnsinn, Schlaflosigkeit, Kopfleiden und leichtere Fälle von Epilepsie nur durch die Einbildungskraft geheilt wurden.

Selbst die zivilisiertesten europäischen Völker hängen noch dem Glauben an Talismane an, und diese haben namentlich im Kriege nicht geringe Bedeutung. So schrieb man einem Londoner Blatte vom südafrikanischen Kriegsschauplatze: Wenn der Oberbefehlshaber des englischen Heeres in Südafrika, Lord Roberts, Hufeisen sammelt und als guter, aber auch abergläubischer Patriot im Garten des Regierungsgebäudes in Bloemfontain Klee pflanzt, so ist es bei dem einfachen Tommy um so eher verständlich, dass er seinen Talisman hat und von ihm sicher durch die Kriegsgefahren geleitet zu werden erwartet. Tausende der englischen Soldaten von jedem Range haben irgend ein Amulet, von der Kaninchenpfote bis zu dem Bilde der Geliebten,

und wenn diese Zauber auch keine magische Gewalt ausüben, so ist jedenfalls die Täuschung ein Trost und eine Beruhigung für ihren Besitzer. Von einem Offizier der Imperial Light Horse erzählt man, dass er einen leichten Stock bei sich trägt, der ihn schon zwanzig Jahre sicher beschützt habe. Zweimal wurde er verwundet, und als er im Burenkriege ein Pistolenduell mit Hans Botha ausfocht, verlor er fast sein Leben; aber sein Glaube an den Zauberstab ist nicht erschüttert. Nach dem schrecklichen Angriffe bei Ladysmith in der Nacht des 6. Januar sind viele auf merkwürdige Weise dem Tode entronnen, die ihre Rettung einem Talisman zuschreiben. Ein Gemeiner der Imperial Light Horse verdankt sein Leben einer Uhr, die sein Vater am Majubatage trug und die er als „Glückbringerin" stets bei sich führte. Die Uhr wurde von einem Granatsplitter getroffen und das Werk durchgedrückt, der Mann trug eine grosse Beule am Körper davon, war aber gerettet. In demselben Kampf wurde ein gemeiner Soldat der 1. Manchesters durch eine lederne Brieftasche vom Tode gerettet, die ihm seine Braut als Geschenk beim Abschied mitgegeben hatte und die ein Päckchen Briefe mit ihrer Photographie enthielt. Nach der Schlacht war die Tasche von zwei Kugeln durchbohrt, von denen die eine ganz durchgegangen war und dann ihre Kraft verloren hatte, während die andere in den Briefen eingebettet war. Schon oft haben sich freilich Amulette auch als wirkungslos erwiesen; ein junger Leutnant von den Ingenieurtruppen, der ein Miniaturbild seiner Mutter an einer goldenen Halskette trug, wurde von einer Kugel getötet, die genau neben der durch das Bild der Mutter geschützten Stelle eingeschlagen hatte. Der Glaube an solche Talismane erhält sich aber trotzdem. Seitdem der Soldat Humphrey vom Lancasterregiment durch die Chokoladenschachtel der Königin gerettet worden war, nehmen Hunderte von Soldaten die Büchsen als Amulet mit. Korporal Bagster von dem 2. Middlesexregiment wurde dadurch auch gerettet. Am Jahrestage von Majuba wurde sein Tornister von einer Kugel getroffen, die aber durch ein Handtuch und eine Büchse der Königin aufgehalten wurde. Viele dieser Amulete sind die Abschiedsgaben der Geliebten. Mr. Treves, der bekannte Chirurg, erzählt von einem Soldaten, der sich durchaus nicht von seinem Talisman trennen wollte. Er wurde bei Potgieters Drift ver-

wundet und hielt acht Stunden lang krampfhaft einen Ring in der Hand. „Mein Mädchen hat mir den Ring geschenkt,“ sagte er, „und als ich getroffen wurde, beschloss ich, dass die Buren ihn niemals bekommen sollten, deshalb hielt ich ihn in der Hand, um ihn zu verschlucken, wenn ich gefangen genommen werden sollte, ehe unsere Bahren mich erreichen konnten.“ Die Amulete haben die verschiedensten Formen. Ein gemeiner Soldat trägt einen Ring, der aus einer Kugel gefertigt ist, die seinem Vater im afghanischen Krieg beinahe verhängnisvoll geworden wäre; ein Ulan aus Neusüdwales trägt um den Hals eine Medaille, die sein Grossvater im Krimkriege gewann. Ein Northumberlandfüsilier hat im Tornister ein Hufeisen, das er einige Tage vor seinem Abmarsch auf der Strasse gefunden hatte. Ein unbekannter Offizier der Garde trägt einen Rubinring, ein Jahrhunderte altes Familienerbstück, das die Macht haben soll, den Träger vor jedem körperlichen Schaden zu bewahren, und ein Offizier der 1. Royal Scots trägt eine ganze Talismansammlung an seiner Uhrkette. — — —

Ein Amulet heisst im Türkischen: Nusscha, vulgär: Muska; im Griechischen Fylaktirion oder Enkolpion; bei den Montenegrinern: Sapissi Amanet. Der echt slavische Ausdruck ist Sapis, das Verschriebene; aber man hört bei den Balkanslaven häufig auch das Wort Hamalija, nach Krauss augenscheinlich das verstümmelte italienische Ammaliamento.

In Monastir sagt man: Periapta, Anhängsel, oder Chaïmalia; unter letzteren versteht man besonders geweihte Kreuze. In Marokko heisst ein Amulet: El Hidschab oder El Hers, auch: El tehelil; in Arabien und Palästina: Muschchas, Maschchas, Maske und Edschab oder Hidschab.

Ein älterer moslemischer Schriftsteller, der Araber Mukaddasi, sagte: „Talismane gibt es nur in Aegypten und Syrien, die Propheten sollen sie angefertigt haben.“ Doch habe ich dergleichen auch in Persien gesehen. In Bezug auf das letztere Land sagt Polak: Talismane — „taawiz“, „teles'm“ — stehen zwar in unbestrittenem Ansehen, doch sagt der gebildete Perser lächelnd von ihnen: „Kare zenane est! Sie sind Sache der Frauen!“

Die Assyrer und Babylonier hatten als Talismane gegen die Krankheiten, die durch den bösen Blick oder das Ver-

schreien angezaubert wurden, allerlei Götterfiguren und Bilder von Dämonen. Die Griechen und Römer glaubten den bösen Blick am besten von sich abzuwenden, wenn sie ihm widrige und ekelhafte Gegenstände entgegenhielten. In symbolisch-abergläubischer Anwendung kamen Abbildungen von Augen, Füssen und Händen vor. Peisistratos stellte eine Art Heuschreckenbild vor der Akropolis auf. Von Apulejus wurde behauptet, dass er ein Schreckbild als Amulet oder Zaubermittel bei sich trage. Es war dies eine hergebrachte Sitte unter den alten Nationen, dem Gotte, von welchem sie die Heilung einer Krankheit erwarteten, oder dem sie dieselbe zuschrieben, eine bildliche Darstellung der Krankheit, oder des affizierten Teiles, oder der gebrauchten Mittel zu weihen. Die Tempel des Aeskulap und anderer Gottheiten dieser Art waren voll von solchen Darstellungen jener Glieder des menschlichen Körpers, die man geheilt sehen wollte; nach Diodor wurden selbst Bilder von Schamteilen, an welchen man eine Krankheit hatte, in den Tempeln aufgehangen.

Auch heute sind im ganzen Morgenlande Abbildungen hässlicher Tierköpfe als Amulete beliebt. Es sind dies gleichsam die Sinnbilder der bösen Krankheitsgeister, man spielt Gleiches gegen Gleiches aus, der Geist, der Teufel soll über seine eigene Hässlichkeit erschrecken und davonlaufen.

Die Kolhs bringen auf ihrem Hause das Abbild eines Fisches an, um sich vor dem bösen Blick zu schützen.

Bei den Juden im frühen Mittelalter hiess es: „Man darf einen Spruch flüstern wegen des bösen Blickes, und darf zur Heilung mit etwas über das Auge fahren am Sabbat, und das gehört nicht zu den heidnischen Gebräuchen.“ Rabbi Simon, Sohn des Gamaliel, fügte diesem Ausspruch hinzu: „Aber man darf nur mit einem Gegenstand über das Auge fahren, den man am Sabbat nehmen darf.“

Die heutigen Juden Palästinas malen zum Schutze gegen den bösen Blick an die Wände ihrer Häuser eine Hand in roter Farbe und hängen ihren Kindern um den Hals eine Kette, an der eine goldene oder silberne Hand befestigt ist. Auch in Konstantinopel ist ein beliebtes Amulet eine kleine Hand aus Korallen, Elfenbein, Glas oder Blech: sämtliche Finger sind gerade ausgestreckt, wie um den bösen Blick und die von ihm

kommenden Krankheiten abzuwehren. Von der Hand als Schutzmittel rede ich noch ausführlicher im Kapitel über den Zahlen-Aberglauben.

Ueber die Schutzmittel der Gräko-Walachen hat Dr. Sajaktzis berichtet: Am meisten sind die Gräko-Walachen besorgt, die Wöchnerin und das neugeborene Kind vor bösen Einflüssen zu schützen. Die weise Frau befestigt, bevor sie die Patientin verlässt, an deren Halse mittels eines doppelten, rotweissen, zusammengedrehten Fadens, des sogenannten Martssos oder „Märzfadens“, einen goldenen Ring, gewöhnlich den Ehering, den die Wöchnerin durch 40 Tage nicht abnehmen darf. Ein „Märzfaden“ wird auch über der Thür des Wöchnerinnenzimmers angeheftet: „nami matiasi to mikro, damit der böse Blick dem Kinde nicht schade.“ Nach der Taufe legt man unter das Kissen des Kindes verschiedene Periapta, Anhängsel, gegen den bösen Blick. Ausserdem behängt man die Kinder mit zahlreichen anderen Schutzmitteln, die dann gewöhnlich bis ans Lebensende getragen werden: Chaïmalia, Kreuze und Bildchen; Timio Xylo, ein Kreuz mit einem Splitter vom Kreuze Christi. In die Mützchen der kleinen Kinder näht man Knoblauch oder Weinstein; bei einem Erstgeborenen oder Einzigen verwendet man namentlich Wolfszähne oder in Silber gefasste Maulwurfsfüsse; Drachenblut, Aima ap ennia adelfia, wörtlich: Blut von neun Brüdern. Unerlässliches Amulet ist das Kleinod und Palladium der Familie: gewöhnlich ein ererbtes Geldstück mit dem Bildnisse des heiligen Konstantin und der Helene, daher Konstantinato genannt. Die Moslems in Albanien malen zum Schutze gegen den bösen Blick ihren Kindern einen Ring oder Halbmond, die Christen den ihrigen ein Kreuz auf die Nasenwurzel; in einigen Gegenden wird dieses Zeichen tätowiert.

Sobald ein Albanese sich vom bösen Blick getroffen glaubt, fasst er, wie Hahn mitteilt, sofort ein Stück Eisen als Ableiter an oder feuert die Pistole ab; als innerliches Medikament gibt man dem Erkrankten drei Maulbeerknospen; dann taucht man drei Brennesselzweige in unbesprochenes Wasser — Wasser, bei dessen Transport nicht gesprochen werden darf — und besprengt den Kranken.

In Palästina sind, nach den Berichten der Frau Lydia Einszler, die Schutzmittel gegen den bösen Blick besonders

zahlreich. Da hat man: antike Münzen von Gold oder Silber, kleine goldene Frösche, die man an einer Perlenschnur am Halse trägt, geweihte Zettelchen mit Koransprüchen oder Bibelversen, Gerstenkörner, Alaun, Salz, Knoblauch, Kreuze, Reliquien. Beliebt ist eine Pflanze, Zadabije geheissen; man gibt davon den Kindern ein Büschel auf den Kopf und stellt einen Strauss in das Zimmer der Wöchnerin; diese Pflanze ist auch ein sympathetisches Heilmittel gegen Augenleiden. Um die Männer vor dem bösen Blick von Rivalinnen zu schützen, bedient man sich einer harzigen, wie Weihrauch riechenden Masse, genannt Fasuch sudani oder Fasuch mughrabi. Von dieser Masse gibt die ängstliche Frau ohne Wissen ihres Gatten in dessen Schuhe oder Anzug ein kleines Stückchen: „dies spaltet das Auge", meint sie. Manche Familien in Palästina haben als Familienerbstück ein hohles silbernes Kreuz, in welchem sich ein Splitter vom wahren Kreuze Christi befinden soll. Zur grösseren Vorsicht trägt man diese Reliquien eingenäht in einem Säckchen auf dem blossen Körper. Teils geschieht es, damit der Talisman nicht durch einen Zufall abgerissen werde; teils, damit ihn nicht ein Anderer stehle. Denn während sonst Diebstahl Haram — Sünde — ist, betrachtet man das Stehlen eines solchen Kreuzes als Halal, als Verdienst. Dieser Talisman ist so wirksam, wie nur eine solche Reliquie es sein kann. Er verliert aber sofort seine Kraft für immer und ewig, wenn sein Besitzer oder seine Besitzerin ihn unvorsichtigerweise einmal in das Bad mitnehmen.

Bei den syrischen Christen reibt man, nach Eijub Abela, das neugeborene Kind mit einem in Sesamöl getauchten Teig ein, formt aus demselben nachher eine Art Kreuz und klebt dieses, sichtbar für die Guten und die Schlechten, an die Thür des Zimmers, in welchem sich das Kind befindet, als Schutz gegen den bösen Blick.

Muschchas oder Maschchas nennt man in Palästina alte, wahrscheinlich venezianische, meist goldene, seltener silberne Münzen, welche man als Familienerbstücke aufbewahrt und in besonderen Fällen als Amulete verwendet. Ein Maschchas schützt nicht nur gegen den bösen Blick, sondern hat verschiedenartige spezielle Wirkungen. Ein Maschchas behütet am besten eine Wöchnerin vor den schädlichen Einflüssen, denen sie während der 40 Tage leicht zugänglich ist. Ein Maschchas

ist aber nicht blos zum Schutz, sondern auch als tückische Waffe zu gebrauchen. Wenn eine Feindin mit dieser Waffe zu einer Wöchnerin kommt und dieser eine Krankheit oder Unfruchtbarkeit für alle Zukunft anwünscht, so geht der böse Wunsch in Erfüllung, falls die Wöchnerin nicht ebenfalls ein Maschchas besitzt. Wasser, in dem ein Maschchas einige Minuten lag, ist dadurch geeignet geworden, kranke Augen zu heilen. Endlich ist das Maschchas auch heilbringend, wenn man damit über die Wunden streicht.

Wenn trotz alledem ein Kind vom bösen Blick getroffen und krank geworden ist — sichere Zeichen sind: Unruhe des Kindes, Schreien, Gähnen — dann muss man vor allen Dingen alle Personen aufzählen, welche das Kind gesehen hat, bis man auf einer derselben den Verdacht haften lassen kann. Dann sucht man etwas, was dieser Person gehört, zu erlangen und zu vernichten. Ausserdem gibt es aber hunderte, ja tausende Arten, solche Krankheiten zu bannen: Amulete, Räucherungen sympathetische Mittel, Besprechungen und Beschwörungen.

Leidet ein Kind an Auszehrung, so nimmt man wie in anderen Gegenden auch in Palästina an, es sei vom bösen Blick getroffen worden. In Palästina sind in solchem Falle unter den Heilmethoden folgende zwei in Gebrauch: einige Frauen bringen das Kind um die Mittagszeit an einen Kreuzweg — ala mifrak el turok. Dort wird das Kind gebadet, wenn möglich in einem Wasser, das über einen, von den Eltern des kranken Kindes ererbten, nicht gekauften Mühlstein geflossen ist. Das Badewasser schüttet man dann an dem Kreuzweg aus und geht nach, Haus. Ebenso einfach ist die zweite Methode: die Mutter des Kindes gibt einer alten weisen Frau 7 mal 7 Bohnen, wennmöglich weisse. Die Frau geht durch einige Strassen der Ortschaft, bis sie an einen Brunnen kommt. Da wirft sie die 49 Bohnen hinein, und dann kehrt sie auf einem anderen Wege in das Haus des kranken Kindes zurück. Bedingung ist, dass die Frau auf ihrem ganzen Wege nichts reden darf; sie darf auch keine Antwort geben, wenn sie angesprochen wird.

In Marokko hängt man, nach Quedenfeldt, zum Schutze gegen den bösen Blick das Büschel einer Rauten-Art, die dort „Fidjel“ heisst, in den Häusern auf. Die marokkanischen Juden schützen sich durch einen Gegenstand, der in der ganzen Welt

des Aberglaubens Ansehen geniesst: sie befestigen an den Thüren Hufeisen. Dies zeigt wieder einmal, dass der Aberglaube keine Grenzen kennt, dass er überall dieselben Anhänger findet, die auch in ihrer Abwehr gegen den bösen Zauber fast stets zu denselben Mitteln greifen. — Andree erzählt nach verschiedenen Autoren: Um sich und die Ihrigen gegen den bösen Blick zu schützen, bedienen sich die Araber mancherlei Mittel: so befestigen sie auf den Köpfen ihrer Kinder geschriebene Amulete, kleine weisse Porzellanschnecken und kleine mit Stückchen Knoblauch, Weihrauch, Alaun und Salz gefüllte Säckchen. Ganz besonders schützend sind Säckchen, welche mit Staub oder Erde vom Grabe des Propheten gefüllt sind, sowie auch das Besprengen mit dem Wasser des heiligen Brunnens Zemzem in Mekka. Ueber die Hausthüren hängen sie ganze Knoblauchbüschel, Säckchen mit Alaun, Salz und Weihrauch. Namentlich über die Eingänge neuer Häuser wird eine ganze Aloepflanze aufgehangen, weil man glaubt, dass der Prophet dadurch veranlasst werde, dem Hause einen Besuch abzustatten. Die Beduinen hängen, um ihre Kamele vor dem bösen Blick zu bewahren, denselben allerlei auf dem Wege gefundene Sachen an, wie Stücke von alten Sandalen, Kleidern, Hufeisen.

Der heutige Aegypter sucht von der Geburt seiner Kinder an schon die Folgen eines bösen Blickes abzuwenden, und wiederholt die Schutzmittel dagegen in allen wichtigen Phasen seines Lebens. In Oberägypten darf selbst der Vater sein eigenes neugeborenes Kind bis zum siebenten Tage nicht sehen, da er möglicherweise gegen seinen eigenen Willen dem zarten Sprössling durch den Blick Schaden zufügen könnte. Dem heranwachsenden Kinde hängt der Fellach als Amulet gegen den bösen Blick Tierzähne um den Hals, und um eine Braut zu feien, wird sie vor der Hochzeit mit Salz bestreut.

Hamilton sah in Siwah jedes Haus gegen den bösen Blick durch einen irdenen Topf geschützt, der im Feuer gut geschwärzt und mit der Oeffnung abwärts über der Thür oder an einer Ecke eingemauert war; nicht selten standen Schenkelknochen aus irgend einem Teile des Gebäudes hervor; „dies,“ schreibt Hamilton, „fiel mir besonders auf, da derselbe abergläubische Brauch einst in England herrschte. Dieser und ähnliche Gebräuche wurden vom Concil von London — etwa 1075 —

verboten." In Gräbern der ägyptischen Oase Dachel fand Ascheron Stengelstücke einer sehr giftigen Asklepiadee, der Calotropis procera, und dieselben Stengel sah Schweinfurth in Bündeln an Häusern der Oase Chargeh als Schutzmittel gegen den bösen Blick aufgehängt, daher es nahe liegt, einen ähnlichen Zweck bei dieser in Gräbern sonst nicht bekannten Beigabe zu vermuten.

Die Assyrer und Babylonier schon kannten kleine Zylinder aus Thon oder Stein mit heiligen Inschriften als Amulete. Die modernen Orientalen benutzen dreieckige Papierzettelchen, auf denen Koransprüche oder Bibelverse aufgeschrieben sind. Solche Zettelchen schützen gegen das böse Auge, gegen Rache und Neid, gegen Krankheiten. Den Kindern namentlich hängt man dies Amulet um den Hals oder auf die nackte Brust. Beim Schreiben der moslemischen Sprüche für die Amulete punktiert man nicht, damit nur der Schreiber und der Besitzer vom Inhalte Kenntnis haben sollen. — Bei den Serben werden den geschriebenen „Amajlija" nicht blos heilende, sondern sogar prophylaktische Kräfte zugeschrieben. In diesen Amuleten findet man gewöhnlich einen unleserlich geschriebenen Zettel, ein Stück Knoblauch, Erdäpfel, Kastanien, abgebissene Mausköpfe und andere Gegenstände. In jeder Zauberformel werden Gott, Jesus Christus, die Mutter Gottes, die Dreifaltigkeit, verschiedene Heilige erwähnt und angerufen, aber aus den Worten und dem Zusammenhange des Besprechens sieht man, dass sie viel älter sind als das Christentum, dass diese heiligen Namen erst später an Stelle der heidnischen Götter gesetzt wurden.

Ein von Krauss mitgeteilter Spruch, welcher solchen Amuleten Kraft verleiht, lautet: „Siehe, ich feie dich vor des Mädchens Blick, der spitziger als die Nadel; vor des Weibes Blick, der schärfer als das Messer; vor des Kindes Blick, der schmerzlicher als der Peitsche Hieb; und vor des Mannes Blick, der schwerer als die Axt ist."

Da Papier nicht dauerhaft ist, benützt man statt desselben auch ein Messingplättchen, auf dem man die rettenden Sprüche eingräbt. Ein arabisches Amulet, welches Wetzstein beschrieb, enthielt auf der einen Seite zwei viereckige Zeichnungen. Das eine längere Viereck trug in seinen Winkeln die Worte: „Sein ist die Herrschaft und sein ist das Recht!" Um den Aussen-

rand dieses Vierecks standen die Attribute Gottes, darunter 6mal das Wort: „O Ewiger!“ An den Rändern innen stand 4mal das Wort: „Kesfa êl“, ein fingierter Engelsname. In der Mitte las man: „Lasst euch, ihr Erzengel, den Schutz der tötlichen Stellen des Körpers empfohlen sein!“ — Das zweite kürzere Viereck bildete seine vier Seiten aus den Verlängerungen der in den vier Winkeln des anderen Quadrats stehenden Worte: „Sein ist die Herrschaft und sein ist das Recht!“ Aussen herum liefen hier die Worte: „O Hochgelobter, o Allheiliger, o Herr! Ihr Engel, und du, o heiliger Geist (bei den Mohammedanern der Erzengel Gabriel).“ Innen herum hatte dieses Quadrat an seinen vier Seiten das Wort: „Ozrael (Todesengel)“. In der Mitte des zweiten Vierecks standen die Worte: „Lasst euch, ihr Strahlengeister, des Körpers Schönheit empfohlen sein.“ — Auf der zweiten Seite des Zettels befand sich die Erklärung über die Herstellung und die Anwendung des Amulets: „Wer da will, dass das Amulet wirksam sei, der schreibe es an einem Sonntag auf gelbes Papier, an einem Montag auf hellblaues, an einem Dienstag auf rotes, Mittwoch und Donnerstag auf dunkelblaues, an einem Freitag auf weisses Papier und Sonnabends auf ein Blatt, das zwischen hellblau und dunkelblau die Mitte hält. Darauf beräuchere er diese Blätter mit einem aus Storax, Arsenik, Vitriol, Indigo und Mastix gemischten Räucherwerk, lege die einzelnen Blätter übereinander und verwende sie folgendermassen: Bei einem Kauf- oder Verkaufsgeschäft trage man sie unter der Kopfbedeckung oberhalb der Stirn; wenn man um die Hand eines Weibes anhält, so halte man sie in der rechten Hand und drücke sie stark; wenn man Blut stillen will, so stecke man sie in ein rotes Schilfröhrchen und hänge sie in fliessendes Wasser. Auch muss man 7 Tage hinter einander immer nach Beendigung eines jeden der 5 Gebete täglich die zime, die Geisterbeschwörung, über diese Papiere aussprechen. Dann ist das Amulet mit Gottes Hülfe und Zulassung wirksam. Und lass dir, o Inhaber Dieses, nur kein von dem hier angegebenen Verfahren verschiedenes aufschwatzen, weder ein komplizierteres, noch ein einfacheres. Soll es gegen Krankheiten schützen, so lege das Amulet in ein kupfernes Gefäss und vergrabe dieses beim Feuerherd und sprich darüber 7 Tage lang die Beschwörung: Im Namen des Allbarmherzigen! Es segne

Gott unseren Herrn Mohammed und seine Familie und seine Gefährten mit reichem Glück. Ich beschwöre euch, ihr Engel, ihr geistigen Wesen, die ihr vor vielen Engeln bevorzugt seid. Bei der Wahrheit des Namens Gottes, welcher Macht über euch hat! Sei mir zu Willen, Rafael, du Gefährte auf dem Lebenswege! Bei der Wahrheit des Ah, Ah! Und du, o Gabriel! Bei der Wahrheit des Sam, Sam! Und du, o Samsumel!" . . .

Die Christen in Palästina, Gross und Klein, Mann und Weib, bevorzugen nach Frau Lydia Einszler ein Amulet, welches Kussat el Adra, die Geschichte der heiligen Jungfrau, heisst. Die kurze Beschreibung des Lebens der heiligen Jungfrau oder die Schilderung der Wunderthaten eines Apostels ist auf einem kleinen Papier aufgeschrieben oder auch aufgedruckt. Dieses Papier wird in ein Säckchen von Stoff oder Leder vorsichtig eingenäht, so dass die Nadel den geweihten Zettel nicht durchsteche. Wie die Christen und Juden die Zettelchen der Mohammedaner kaufen, so schätzen die Moslems auch diese spezifisch christlichen Amulete.

Ein Amulet, das sowohl die Moslems als die Christen in Palästina ihren Kindern zum Schutze gegen den bösen Blick auf dem Tarbusch oder der Haube befestigen, heisst Maske. Es ist eine Art Medaille aus Gold oder Silber. Auf der einen Seite steht: „Maschallah! Gotteswunder!" Auf der Kehrseite liesman die arabischen Ausrufe: „Ja Kafi! Ja Schafi! Ja Hafiz! Ja Amin! O Vergelter! O Heiler! O Beschützer! O Treuer!" Die Christen halten nur jenes Maske für wirksam, welches am Gründonnerstag angefertigt worden ist und zwar von einem Goldschmied, dessen Vater schon Goldschmied war. — Ehdschab oder Hidschab nennen die Moslems in Palästina Zettelchen, auf welchen Koransprüche, gewisse Formeln und geheimnisvolle Zeichen aufgemalt sind. Diese Zettelchen werden von bestimmten, gerade beliebten Scheichs, Derwischen und von Takarne, Negern, geschrieben und je nach der Nachfrage und der Kundschaft teurer oder billiger verkauft. Einige Ehdschab-Schreiber sind weitberühmt und geniessen nicht blos bei Moslems Ansehen, sondern ihre Erzeugnisse werden auch von Christen und Juden gesucht. Von vornehmen moslemischen Frauen und Kindern werden die Ehdschab in einer goldenen Kapsel an einer Kette oder einer seidenen Schnur auf der

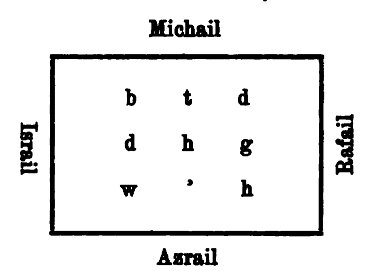
rechten Seite getragen, und zwar so, dass die Schnur oder Kette über die linke Achsel läuft; zuweilen befestigt man die Kapsel auf dem Tarbusch, der Kopfbedeckung des Knaben, oder auf der Haube des Mädchens. Minderbemittelte Frauen oder deren Kinder tragen ihr Ehdschab-Amulet, in einem Stückchen Stoff oder in einem Ledersäckchen eingenäht, oder auch in einer Blechbüchse eingelötet, an einem einfachen Schnürchen auf der rechten Brust, auf der Kopfbedeckung oder dem blossen Körper.

Ueber alles Gesiegelte haben die Dämonen keine Gewalt. Das ist eine orientalische Anschauung, die man schon bei den Hebräern findet. Das Siegel — el Muschtari — des Jupiters heisst, nach Eijub Abela, ein syrisches Amulet aus Papier mit dieser Zeichnung, auf welcher die arabischen Ziffern jedoch durch europäische ersetzt sind:

8	11	12	1
13	2	7	12
8	0	9	6
10	14	8	14

Dieses Amulet wird nur wirksam, wenn bei seiner Herstellung folgende Vorschriften peinlich befolgt werden: Wenn der 21. März auf den 14. Tag des Mondumlaufes und noch dabei auf den Donnerstag — den Tag Jupiters — fällt, dann stehe der Schreiber der Formel bei Tagesanbruch auf, nehme ein laues Bad, ziehe Kleider an, die er an diesem Morgen vor dem Bade noch nicht getragen haben darf, und schreibe, während er noch nüchtern ist und ehe noch die Sonne die Erde erhellt, die Formel mit einer aus Safran, Moschus und Rosenwasser fabrizierten Tinte auf das Papier. Die Schrift trockne man über dem Rauche, den man durch Verbrennen von Aloë und Ambra erzeugt. Hierauf falte man das Papier und wickle es in ein Stückchen gelber Seide. Ein so hergestelltes Amulet, mit einem Seidenfaden an der Kopfbinde befestigt, ist ein vorzüglicher Schutz gegen alle Uebel.

Ein syrisches Amulet, das ausser gegen Krankheiten besonders auch gegen Verfolgungen schützt, enthält auf einem Blatt Papier ein Quadrat mit 9 arabischen Buchstaben und ist von vier Namen guter Geister eingefasst. Dieses Amulet heisst das Siegel von Ghazali und schaut, nach Umschreibung der arabischen Buchstaben in lateinische, so aus:



Schon die Parsen hatten ähnliche magische Quadrate als Talismane, um die Geburtswehen zu erleichtern. Reinaud erwähnt eines, in welchem die Zahlen, 1—9 so verteilt sind, dass jede Zahlenreihe, von rechts nach links, von oben nach unten, oder umgekehrt, oder in den Diagonalen, die Zahl 15 ergibt:

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Kleine Dosen aus Messing, die man in Marokko den Kindern umhängt, heissen arabisch: Et tehelîl. Der Inhalt der Dosen sind Zettelchen in Lederhüllen, wie überall üblich. Auf den Zettelchen ist, wie Quedenfeldt beschreibt, entweder die bekannte Beschwörungsformel: „Bismillah erhamâni rahîm", oder das Zeichen: „Chatim Slimânîa", Ring des Salomo, aus zwei in einander gezeichneten Dreiecken oder einem bil kanut, einem Pentagramm bestehend, aufgemalt.

Dem Könige Salomo wird im Talmud und in den Midraschim die Macht über die Dämonen zugeschrieben, weil er der weiseste der Menschen war, zu den Bäumen und den Steinen sprechen konnte und durch seinen Reichtum alle Könige über-

ragte. So hat unter den semitischen Völkern, besonders auch unter den Arabern und Persern, sein Andenken einen endlosen Mythenkreis erhalten. Man denkt sich ihn als einen gewaltigen Herrscher, dem alle sichtbaren Gegenstände und alle unsichtbaren Elemente der Natur unterthan sind, dem die Tiere, die Kräuter gehorchen, der die Dämonen meistert. Tiere, Steine und Kräuter weiss er zu Heilmitteln zu verwenden, welche die Macht des Bösen, den Einfluss der Dämonen lähmen. Suidas erzählt, dass Salomo ein Buch über Heilmittel unter der Schwelle des Tempels verborgen hatte; dieses Buch wurde von Hiskia beseitigt, weil das Volk dadurch von Gott abgewendet wurde.

Besonders stellt die Sage den Siegelring Salomo's als wunderthätig und die Dämonen beherrschend dar. Noch heutigen Tages lebt der Glaube an die Wunderkraft des Königs und seines Ringes unter den orientalischen Völkern. Dasselbe Wunder, das von dem König Salomo in dem zu Babylon gefundenen Beschwörungsspruch vor Jahrhunderten glaubensselig erwartet wurde, erwartet man auch heute noch als sicher bei den medizinischen Räucherungszeremonieen, welche die Moslems in Palästina in Erkrankungsfällen anwenden; und als Bayard in Babylon einen riesigen menschenköpfigen Löwen ausgrub, rief ein Türke, der dabeistand, aus: „Das sind Werke der Dschinnen, welche dem weisen Salomo — Friede mit ihm! — gehorchten und die er mit seinem Siegel verschloss.“ —

Im Koran spielt Salomo eine grosse Rolle. So in Sure XXVII 15—50; II 96: „Und sie folgten dem, was die Satane wider Salomos Reich lehrten. Nicht dass Salomo ungläubig war, vielmehr waren die Satane ungläubig.“

Salomo wird vom Koran zu denjenigen gezählt, welchen die Moslems Achtung und Verehrung beweisen müssen. An anderer Stelle bezeichnet der Koran Salomo als den Vogelsprachenkundigen und als den Herrn über die Geisterwelt. Die erstere Ansicht ist nach Geiger und Ullmann durch I. Buch der Könige V 13, die letztere Meinung durch Prediger II 8 entstanden.

In der XXVII. Sure des Korans, „die Ameise“ betitelt, heisst es: „Auch David und Salomo hatten wir mit Kenntnissen ausgerüstet, und sie sagten: Lob und Preis sei Gott, der uns vor so vielen seiner Diener bevorzugt hat! Und Salomo war Davids Erbe (Erbe seines Thrones, seiner Weisheit und seiner

Prophetengabe), sodass er sagen konnte: O ihr Menschen, es wurde uns gelehrt die Sprache der Vögel ... Nun wurde einst von Salomo sein Heer versammelt, das aus Geistern, Menschen und Vögeln bestand ... Als Salomo einst die Vögel besichtigte, da sagte er: Wie kommt es, dass ich den Wiedehopf nicht sehe? ... Der Wiedehopf aber säumte nicht lange, sich vor Salomo zu stellen, und sagte ...“

XXXIV. Sure 11—13: „Und Salomo unterwarfen wir den Wind ... und wir liessen eine Quelle von geschmolzenem Messing für ihn fliessen. Und von den Dschinnen arbeiteten einige vor ihm mit der Erlaubnis seines Herrn, und wer von ihnen von unserem Befehl abwich, dem gaben wir von der Strafe der Flammen zu schmecken ... Sie arbeiteten für ihn, was er wollte an Hallen, Bildnissen, Schüsseln gleich Wassertrögen und an feststehenden Töpfen ... Und als wir den Tod für ihn beschlossen, zeigte ihnen nichts seinen Tod an, als ein Wurm der Erde, welcher seinen Stab zerfrass ....“

Die morgenländische Sage erzählt endlich nach dem Koran „vom weisesten Könige“: Salomo's sterblicher Hülle war der Geist entflohen, aber sie stand noch aufrecht, und die Völker gehorchten dem Gaukelspiele, das die Diwe in Suleimans Namen trieben.

17. Knoblauch, Mandragora und Meerzwiebel.

Die Rolle des Knoblauchs in der Medizin und im Aberglauben der Völker. — Im alten Persien. — Im alten Aegypten. — Knoblauch bei den Assyrern. — Knoblauch bei den Hebräern. — Bei den Griechen und Römern. — Das Mittel gegen Kirkes Zauber. — Knoblauch als Amulet in der Gegenwart. — Südslavisches. — Palästina. — Spaniolisches. — Knoblauch als Speise und Medikament. — Mandragora in der orientalischen Volksmedizin und im Aberglauben. — Die Meerzwiebel.

Falls den vorhandenen Talismanen zum Trotz der Träger derselben doch erkrankt, verliert man keineswegs das Vertrauen zu denselben, sondern gibt sich selbst die Schuld, weil man eben zu wenige angehängt hat. Das Allerwichtigste ist also: schleunigst neue Talismane dem Kranken auf Brust, Kopf oder Hals zu geben und namentlich auch unter dem Kopfpolster des Bettes ein Stück Knoblauch zu verwahren. Dem Knoblauch werden nämlich besonders wohlthätige Wirkungen — als Medikament wie als Wundermittel — zugeschrieben. Der Knoblauch spielte auch im Altertum bei den grossen Völkern des Ostens eine wichtige Rolle in abergläubischen und medizinischen Gebräuchen. Im alten Persien galt er als Heilmittel gegen Vergiftung und Verhexung. Im alten Egypten war er heilig und durfte von Priestern und Frommen nie zu profanen Zwecken verwendet werden. Die Assyrer warfen beim Ausbruch einer schweren Krankheit, um diese zu bannen, nebst einer Dattel, einer Blütenhülle, einer Wollflocke von einem Schafe und einer von einer Ziege, auch Knoblauch ins Feuer. Jedes dieser Stücke ward von einer Beschwörungsformel begleitet. Die auf den Knoblauch bezügliche Beschwörung lautete: „Wie dieser Knoblauch abgeschält in das

Feuer geworfen wird — die verbrennende Flamme hat ihn verbrannt, in dem Gemüsegarten wird er nicht gepflanzt, an dem See oder Graben wird er nicht gesetzt werden, seine Wurzel wird den Boden nicht fassen, sein Stengel wird nicht hervorsprossen und die Sonne wird ihn nicht sehen, und zur Speise der Gottheit oder des Königs wird er nicht genommen werden! — so möge er diese Beschreiung herausreissen und verjagen das Joch der Krankheit, der Pein, des Verbrechens, des Fehls, des Unrechts, des Frevels! — Die Krankheit, die in meinem Körper, in meinem Fleisch, in meinem Lager ist, o dass sie wie dieser Knoblauch abgeschält werde! — Die brennende Flamme, o dass sie doch verbrenne die Beschreiung! Und ich, o dass ich das Licht sehen möge!"

Als die Juden „der einerlei Speisen", des Mannas, überdrüssig wurden, flehten sie, nach moslemischer Tradition, unter anderem auch um Knoblauch. Im Koran II heisst es: „O Moses, bitte deinen Herrn für uns, dass er uns der Erde Früchte hervorbringe, Gemüse, Gurken, Linsen, Zwiebeln und Knoblauch."

Die Griechen und Römer betrachteten Knoblauch als Heilmittel und Talisman gegen den bösen Blick. Der Knoblauch soll die Pflanze gewesen sein, dank welcher es dem Odysseus gelang, den Zauberkünsten der Kirke zu entschlüpfen. Aus den Schriften der Alten erhellt, dass Merkur das Allium Moly — vom griechischen Verbum molyo, die Kräfte abstumpfen — als Gegenmittel gegen die Zaubereien der Kirke verwendete, daher die Pflanze auch Allium Magicum genannt wurde. Die türkische Bezeichnung lautet: sarmysak; die arabische: sum oder tum; die persische: siz: die indische: lessen. Jedem Kinde wird im Orient auch heute noch neben anderen Amuleten immer ein Stück Knoblauch an das Häubchen oder die Mütze geheftet. Bei den Südslaven tragen die Kinder Salz und Knoblauch in kleinen Säckchen auf dem blossen Körper; Knoblauch wird hier auch in das Haar der jungen Mädchen eingeflochten. Der Kopfschmuck der Mohammedanerinnen in Bosnien besteht aus drei Knoten, in einem derselben ist ein Türkis, in dem zweiten ein Papierstreifen mit dem Namen Allahs, in dem dritten ein Körnchen Alaun enthalten. In Pälastina hat der Bräutigam bei der Hochzeit im Knopfloch seines Rockes, statt eines Myrthenzweiges wie bei uns, eine mit Goldschaum überkleidete Knoblauch-

zwiebel als Schutzmittel gegen den bösen Blick. Knoblauch schützt vor ansteckenden Krankheiten; Jung und Alt trägt deshalb ein Stück davon in Zeiten der Epidemieen, besonders bei Pest und Cholera, mit sich. Bei den reichen spaniolischen Jüdinnen in Konstantinopel wird am Bette der Wöchnerin zum Schutze vor dem bösen Blick ein aus Gold fabriziertes und mit Perlen geschmücktes Säckchen voll Knoblauch aufgehängt.

Der Knoblauch gilt ferner als ein unschätzbares Stärkungsmittel für den Magen. Der moslemischen Tradition gemäss sollen Lammskopf in Knoblauch geschmort, oder eines jungen Kamels Eingeweide mit Zwiebeln des Propheten Lieblingsspeise gewesen sein. Letzteres erklärte Mohammed als „König aller Leckerbissen.“ Eine andere Tradition erzählt, dass der Satan, als er nach seinem Sturz aus dem Himmel wieder auf die Beine gekommen war, Knoblauch und Zwiebeln geschaffen habe. Die Jesiden oder Teufelsanbeter haben deshalb vor Knoblauch riesigen Respekt.

Die Aegypter, Araber und Türken gebrauchen Abkochungen von Knoblauch als Mittel gegen die sogenannte ägyptische Augenkrankheit. In Konstantinopel isst man Knoblauch, wenn man infolge eines Sonnenstichs erkrankt ist. In Kurdistan ist Knoblauch ein wahres Universalmittel. Bauchflüsse ausgenommen, werden dort alle akuten Krankheiten mit Knoblauch und saurer Milch bekämpft. Auch Zwiebeln verehren die Kurden besonders. Sie nennen dieses Gewächs „Excellenz“ und „Perle des Pflanzenreichs.“ — Knoblauch essen die bosnischen Bauern, um ein Augenleiden zu verlieren und gute Augen zu bekommen. Wer aber das Innerste von Knoblauch oder Zwiebeln als Salat isst, läuft Gefahr, seine Eltern zu verlieren, heisst es in den Balkanländern. Den Kurden erscheint dies gerade als der feinste Leckerbissen. Ein Kurdenhäuptling kam nach Stambul, sah den Sultan und rief aus: „So gross der Padischah auch ist, nur um eines Dinges willen beneide ich ihn.“ — „Was mag das sein?“ fragte man ihn. — „Kann der Sultan nicht täglich mit dem Inneren von Zwiebeln seine Mahlzeit halten?“ — Endlich wird Knoblauch, zusammen mit anderen Substanzen, zur Bereitung von äusseren Medikamenten verarbeitet.

Aehnlich wie Knoblauch, trägt man im Orient die Wurzel des Alrauns — Mandragora — in ein Stückchen Seide oder

Leinen eingenäht, als Zauberschutzmittel. Sie ist zu diesem Zwecke aber nur wirksam, wenn sie nicht durch Menschenhand aus der Erde gezogen wird; sie wird daher mit einem Stricke am Schweife eines Hundes befestigt, der sie bei seinen Bemühungen, sich zu befreien, herausreisst. Mandragora hat schon im Altertum als Zaubermittel eine grosse Rolle gespielt, wie Dioscorides und Apollodorus bestätigen; letzterer erwähnt sie als Zaubermittel der Kirke, daher sie auch Kirkaia Risa, Kirkewurzel hiess. Pythagoras nennt sie Anthropomorphon, wegen ihrer Aehnlichkeit mit einem Menschen; man schnitt aus ihr allerlei menschliche Figuren als Amulete gegen Hexerei und Krankheit; man schrieb solchen Amuleten die Fähigkeit zu, den Träger unsichtbar zu machen. Um sie zu erhalten, waren schon damals bestimmte Vorsichtsmassregeln nötig, weil die Wurzel beim Ausgraben durch Menschenhand entweder verschwand oder so entsetzlich schrie, dass, wie Shakespeare sagt, der Grabende vor Schreck sterben musste.

Unter Alraun bezeichnen, nach Trusen, ältere und neuere Bibel-Kommentatoren die in Palästina und den angrenzenden Ländern häufig wild wachsende „Atropa Mandragora, Pert. Monog. L." „Luther-Dudaim"; türkisch: tufah oder abduselam; arabisch: dschebru, astrang, tuffah el dschunn; persisch: merdumgiah; indisch: lakmani oder yebrudsch. Es ist eine Pflanze vom Geschlecht der Belladonna, welche eine rübenähnliche, fast vier Fuss lange, giftige, von aussen graubraune, inwendig rote Wurzel, fusslange, vier bis fünf Zoll breite, dunkelgraue, unmittelbar aus der Wurzel aufschiessende Blätter und weisse oder rötliche, angenehm duftende Blumen hat, aus denen schon im Mai gelbe wohlriechende Aepfelchen entstehen, denen das alte und neue Morgenland eine stimulierende, fruchtbarmachende Kraft beilegten und aus denen man Liebestränke bereitete.

Sämtliche medizinische Autoren, welche der Heilkräfte dieser Pflanze gedenken, schreiben ihr eine schmerzlindernde, schlafmachende Wirkung gleich dem Opium zu, bemerken aber, dass sie in grösseren Dosen Wut errege.

Nach Schlechtendal ist jedoch die Anwendung des Ausdruckes Mandragora falsch und dadurch entstanden, dass die Dudaim in der Vulgata durch Mandragora übersetzt wurden,

und man daher den Glauben bekommen habe, dass beides dasselbe, was aber keineswegs der Fall sei.

Ueber diesen Gegenstand fand ich in der Kölnischen Zeitung 1901, Nummer 783, eine eingehende Beschreibung, die als interessante Ergänzung zu meinen Mitteilungen hier auszugsweise folgt: Der Mandragoras trägt auf einem grossen, fleischigen, mehrköpfigen, rübenartigen Wurzelstock ovale oder lanzettige Blätter und viele gestielte Blüten, deren Kelche und Blumen fünfspaltig sind, fünf Staubgefässe enthalten und einfächrige, vielsamige Beeren hervorbringen, die sich auf den Boden neigen. Man unterscheidet den Frühlingsmandragoras mit grünlich weissen Blüten, länglich ovalen Blättern und kugeligen Beeren, und den Herbstmandragoras mit violetten Blüten, lanzettenartigen Blättern und eirunden Beeren. Die Pflanze entsendet einen betäubenden Geruch; wenn man aber die frischen Beeren ausschneidet, so riechen sie ganz angenehm, wein- oder apfelartig, aber die Beere ist, wie alle Teile der Pflanze, giftig, und die Wirkung dieses Giftes ist der der Belladonna ähnlich, nur stärker betäubend. Diese Eigenschaft des Mandragoras war von uralter Zeit her bekannt. So berichtet Frontin, der karthagische Feldherr Maherbal habe im Kriege gegen die rebellischen Afrer, deren Vorliebe für Wein er kannte, eine grosse Menge Wein mit Mandragoras gemischt, und sich nach einem Scheingefecht absichtlich zurückgezogen; die Feinde hätten sich dann des Lagers bemächtigt und an dem vergifteten Wein derartig übernommen, dass sie wehrlos und wie tot am Boden gelegen hätten. Psychologisch merkwürdig ist, dass die Schriftsteller, die den Bericht Frontins wiedergeben, den wenig bekannten Maherbal durch berühmtere Namen ersetzten; zuerst wird die Kriegslist dem Hamilkar, dann dem grossen Hannibal zugeschrieben. Denselben Kunstgriff wandte Cäsar an, als er als junger Mann in die Hände der Seeräuber gefallen war; er liess mit dem vereinbarten, von ihm freiwillig erhöhten Lösegeld auch einen Vorrat von Wein aus Milet kommen, der mit Mandragoras „verschnitten“ war. Der Genuss dieses Gifttrankes versetzte die Seeräuber in einen narkotischen Zustand, und Cäsar machte seine früher von den Seeräubern scherzhaft aufgefasste und belachte Drohung zur bitteren Wahrheit, indem er sie ans

Kreuz nageln liess. Shakespeare lässt Kleopatra ihrer Dienerin zurufen:

> Gib mir Mandragora zu trinken,
> Dass ich die grosse Kluft der Zeit durchschlafe.

Neben seiner narkotischen Eigenschaft teilte man dem Mandragoras auch erotische Wirkungen zu. Unter besonderen Zeremonien ward die Wurzel ausgegraben, die Pflanze wurde mit einem Schwerte umkreist, und ein Gehülfe tanzte um sie herum und sang dabei lüsterne Lieder. Mandragoras weckte Liebeslust und gab den Frauen Fruchtbarkeit. Natürlich ward der Mandragoras auch dazu verwendet, als Talisman zur Erweckung der Gegenliebe zu dienen. Die aromatischen und angenehm schmeckenden Früchte des Mandragoras sind die ältesten „Liebesäpfel" der Welt, wie sie auch Plinius: mala, Aepfel nennt. Und die Dudaim der Bibel, in der Genesis und im Hohenliede, deren erotische Beziehungen unverkennbar sind, werden in der französischen Bibelausgabe einfach mit Mandragoras wiedergegeben, während Luther ihnen in der Genesis den hebräischen Namen lässt und sie im Hohenliede einfach irreführender Weise Lilien nennt. Das Wort Dudaim selbst wird als „amatorius" gedeutet. Während hierdurch erhärtet ist, dass die Dudaim-Mandragoras - Frucht, den alten Hebräern bekannt war, geht eine freilich vielfach bestrittene Ansicht dahin, dass man damals auch schon die menschenähnliche Gestalt der Dudaimwurzeln herausgefunden habe und dass aus ihnen jene Theraphim, Hausgötter, hergestellt seien, die Rahel ihrem Vater Laban stahl und deren Versteck sie so klüglich verheimlichte. Jedenfalls wurde schon im Altertum die Wurzel als menschenähnlich bezeichnet.

Der von abergläubischen Vorstellungen veranlasste Gebrauch, die Wurzeln des Mandragoras zu Menschen zu gestalten, hat sich im Orient bis auf den heutigen Tag erhalten. Am einfachsten machen es die, welche die Wurzel ausreissen und sie, während sie noch voller Säfte ist, durch vorsichtiges Schneiden und Drücken umformen und dann auch später noch, wenn die Wurzel schon ganz trocken ist, nachhelfen. Viel umständlicher, aber um so erfolgreicher ist folgendes Verfahren: die ganze lebende Pflanze wird herausgenommen, man umwickelt die Wurzel mit Bindfaden, macht die nötigen Schnitte, Risse, und

Zusammenschnürungen, gräbt die Wurzel wieder ein und lässt sie längere Zeit weiterwachsen. Wenn die verschiedenen Verletzungen wieder vernarbt sind, wird die Wurzel wieder ausgegraben, und ist sie erst ordentlich eingeschrumpft und getrocknet, so fällt es schwer, die künstlich zugerichteten Stellen als solche zu erkennen und nachzuweisen. Dann erst hat der Künstler die wahren Alräunchen hergestellt. Sie machen ihren Inhaber hieb-, stich- und kugelfest, sie dienen als Liebeszauber, sie machen unsichtbar, sie zeigen die Stelle an, wo unterirdische Schätze verborgen sind, sie nehmen die Krankheit dessen in sich auf, der sie beständig trägt. Als Aufsauger der Krankheiten ist aber das Wurzelmännchen auch gefährlich, denn es kann die Krankheit auf den neuen Eigentümer übertragen und durch eigene Krankheit alle seine zauberischen Kräfte einbüssen. Noch heutzutage verbreiten die gewerbsmässigen Hersteller dieser Figuren im Orient die Ansicht, dass die Alräunchen nur unter grösster Lebensgefahr auszugraben seien; dadurch wird der Nimbus des Zauberischen erhöht und ein äusserst hoher Preis ausreichend begründet. Schon in alter Zeit erzählte man sich hierüber die fabelhaftesten Geschichten. Flavius Josephus berichtet in seinem Bellum Judaicum von dem Zauberkraut Boaras, das an der Ostseite des Toten Meeres wächst, das des Nachts gleich einem Sterne leuchtet und nur durch einen Hund aus der Erde gezogen werden kann, der dabei sein Leben lassen muss.

Die Fabeleien haben sich nach dem Abendlande verbreitet. Der Alraun sollte nur unter dem Galgen wachsen, daher denn auch der Alraun allgemein als Galgenmännlein bekannt ist. Um die Wurzel ohne Schaden an Leib und Leben zu erlangen, muss man sich gleich Odysseus die Ohren mit Wachs, Pech oder Baumwolle verstopfen, drei Kreuze über der Wurzel machen und dann die Erde ringsum abgraben, so dass die Wurzel nur noch an dünnen Fasern hängt. Diese bindet der Sucher mit einer Schnur einem „allschwarzen" Hund an den Schwanz und hält ihm ein Stück Brot vor. Gierig schnappt der Hund nach der Beute und reisst dabei die Zauberwurzel aus. Die stösst jedoch in dem Augenblick einen so entsetzlich ächzenden Schrei aus, dass der Hund und jeder, der ihn hört, stirbt. Den grauenhaften Schrei der Alraunwurzel kennt Shakespeare auch.

In Romeo und Julia fürchtet Julia, sie könne aus dem künstlichen Schlaf in den Schrecknissen des Grabgewölbes zu früh erwachen:

> Weh, weh, könnt es nicht leicht gescheh'n, dass ich
> Zu früh erwachend — und nun ekler Dunst,
> Gekreisch wie von Alraunen, die man aufwühlt,
> Das Sterbliche, die's hören, sinnlos macht —
> O wach ich auf, werd' ich nicht rasend werden?

Hier erzeugt der Alraunenschrei Wahnsinn, aber in Heinrich VI. 2. Teil, sagt Suffolk:

> Wär' Fluchen tötlich wie Alraunen-Aechzen.

Die Araber essen die Mandragorawurzel als ein einschläfernd wirkendes Mittel. Auch sind bei ihnen die Früchte ein Aphrodisiacum und gelten als ein Mittel, um die Frauen fruchtbar zu machen, weshalb man sie häufig zu Liebestränken benutzt. Auf Wunden gelegt, wirken die Blätter schmerzstillend, wie Tabak geraucht aber als Narkotikum, so dass sie die Aerzte einst zum Narkotisieren vor schweren Operationen gebrauchten.

In diese Gruppe heilkräftiger und zauberwirkender Pflanzen gehört auch die Meerzwiebel — Scilla maritima — welcher man ebenfalls seit jeher prophylaktische Eigenschaften zuschrieb. Sie stand schon bei den alten Aegyptern in hohem Ansehen; es war ein eigener Tempel, der Krommyontempel, gebaut, in dessen Mitte eine aus Marmor gehauene Zwiebel stand. Im jetzigen Orient heisst sie Hundszwiebel — Skylokrommyon auf griechisch; man trägt Stücke von ihr als Amulet gegen den bösen Blick und gegen Krankheiten.

—

18. Ausräucherung, Beschwörung und Uebertragung von Krankheiten.

Eine spaniolische Ausräucherung in Konstantinopel. — Südslavische Räucherungsmethoden. — Syrisches. — Palästina. — Mittelasien. — Mohammeds Aussprüche über Krankheitsbeschwörungen. — Ein berühmter Beschwörer in der osmanischen Geschichte. — Serbische Beschwörungen. — Uebertragung von Krankheiten. — Südslavische Mittel. — Bulgarische Uebertragung. — Ein tunesischer Seuchenzauberer. — Marokkanisches und Arabisches. — Eine amerikanische Parallele. — Fieber-Uebertragung in Mazedonien.

Helfen alle Amulete, Talismane und die anderen bisher aufgezählten Mittel nicht gegen eine durch bösen Zauber hervorgerufene Krankheit, so muss man es mit der Ausräucherung versuchen. Dieser Gebrauch ist in der ganzen Türkei verbreitet. Ich sah eine solche Zeremonie in einem spaniolischen Hause in Konstantinopel — in dem Hause eines Arztes, dessen Gattin und Dienstboten von dieser Kur eher Heilung und Rettung für das kranke Kind erhofften, als von all der Gelahrtheit und Kunst des Hausherrn. Die Frau, welche die Zauberei vornahm, warf in die glühenden Kohlen einige Gewürznelken. Das Kind fieberte und war heftig leidend und unruhig, ohne dass man ein richtiges Uebel ergründen konnte. Dass es ihm der böse Blick angethan hatte, war kein Zweifel. Aber wo dem Kinde die Krankheit zugestossen war und an welcher Stelle des kleinen Körpers sie sich eingenistet hatte, das sollte die Probe der Räucherung ergeben. Die Besprecherin machte also allerlei Hokuspokus, schwenkte die Kohlenschaufel mit dem Feuer und den darauf verbrennenden Gewürznelken hin und her und murmelte dazu: „Das böse Auge hat mich auf der Gasse getroffen. Das böse Auge hat mich im Garten getroffen. Das böse Auge

hat mich am Wasser getroffen. Das böse Auge hat mich bei jenem getroffen. Das böse Auge hat mich bei diesem getroffen. Das böse Auge hat mich auf der Treppe getroffen. Das böse Auge hat mich zu Hause getroffen. Das böse Auge hat mich beim Saugen getroffen.“ Bei jenem Satze, da die Gewürznelke zu prasseln anfing, wusste man, dass man das Richtige ausgesprochen hatte. Nun hiess es den Sitz des Uebels herausfinden. Die Besprecherin legte neue Gewürznelken auf die Kohlen und fuhr fort: „Das böse Auge hat mich im Herzen getroffen. Das böse Auge hat mich im Rücken getroffen. Das böse Auge hat mich im Bauch getroffen. Das böse Auge hat mich im Auge getroffen. Das böse Auge hat mich im Ohr getroffen . . .“ Die Nelken prasselten; auch der Sitz des Uebels war gefunden.

In Bosnien kennt man ebenfalls die Räucherung der Kranken; aus den Kohlenerlöschungen ersieht man den guten oder schlechten Verlauf des Uebels. Als sympathetisches Mittel trägt man Kohlen in kleinen Säckchen am blossen Leibe.

Gegen Krankheit, die durch Verschreien entstanden ist, wenden südslavische Volksärzte, wie Krauss mitteilt, folgendes Mittel an: Der Heilkünstler wirft in ein Glas Wasser zivo ugljevlje, brennende Kohlenstücke, und zählt von 10 abwärts bei jedem Stücke bis 1 und keins. Dann spricht er: „Otišli mu uroci i nemoci u nebeske visine i morske dubine! Die Beschreiungen und Ohnmachten sollen in himmlische Höhen und in die Tiefen des Meeres hineinfahren!“ Der Kranke trinkt von dem Wasser, wäscht sich damit das Gesicht, den Rest der Flüssigkeit giesst er auf einen Hund. Darauf isst er eine Erdbeerwurzel.

Wenn man in Syrien befürchtet, dass eine Person vom bösen Blick getroffen worden ist, beräuchert man sie in folgender Weise: Man nimmt Stroh von den vier Kanten einer Zimmermatte, ein Läppchen von blauem Stoff, ein Stückchen schwefelsaures Kupfer und einen Gegenstand, welcher dem vermeintlichen Urheber der Krankheit gehört. Das Alles legt man auf die Kohlenschaufel, zündet es an und zieht magische Kreise um den Patienten.

Etbachchur, räuchern — ist ein allgemein gebräuchliches Mittel, welches die Bewohner des Orients anwenden, um die durch den bösen Blick erzeugten Krankheiten zu bannen. Die

Türken kennen dafür auch die Bezeichnung tutunlemek, und die Inder sagen: tutschu. Die Grossmutter des Kindes, die Hebamme, oder sonst eine erfahrene alte Frau wird herbeigeholt, um das Räuchern vorzunehmen. Bei den Christen in Palästina verläuft diese Heilmethode, wie Frau Lydia Einszler erzählt, in folgender Weise: Die alte Frau nimmt drei Prisen Salz — soviel als man zwischen drei Fingerspitzen, zwischen denen des Daumens, Zeigefingers und Mittelfingers, fassen kann und sagt dazu: „Bism el ain, bism en nadra, bism el hasud, im Namen des Auges, im Namen des Blickes, im Namen des Neidischen." Dann nimmt sie drei Prisen Mehl und wiederholt den Spruch. Hierauf zwickt sie an den vier Ecken der Strohmatte des Zimmers etwas Stroh ab oder nimmt Staub aus den vier Ecken des Zimmers; dazu fügt sie 7 Gerstenkörner, etwas Alaun und ein Büschelchen von Haaren aller Anwesenden hinzu. Hat man endlich eine bestimmte Person in Verdacht, dass sie mit ihrem bösen Blicke das Kind krank gemacht habe, so ist es nützlich, wenn man auch irgend etwas von dem Eigentum oder den Haaren dieser Person für die Zeremonie erlangen kann — „min atarha": „etwas von ihrer Spur"; schon ein Fädchen aus ihrem Anzug genügt. Hat die alte Frau das nötige Räucherwerk beisammen, so nimmt sie dies in die eine Hand und ergreift mit der anderen ein mit glühenden Kohlen gefülltes Gefäss; dann schreitet sie auf das in seinem Bettchen ruhende oder von einer anderen Frau getragene kranke Kind zu und fuchtelt mit dem Bassat nar, dem Kohlengefäss, das Rauch und Funken speit, dem kleinen Wesen vor den Augen hin und her, bis es geängstigt in Stille und Schlaf versinkt. Zu dieser Wirkung trägt auch die lange regellos gereimte, von Frau Einszler in der Zeitschrift des Palästina-Vereins arabisch und deutsch wörtlich mitgeteilte Rakwe oder Zauberformel ihr Teil bei. Dieselbe wird mit immer steigender Schnelligkeit gemurmelt: „Smallah alek! Gottes Name sei über dir! Hauwattak ballah, udachiltak l Allah: ich umgebe dich mit Gott und übergebe dich dem Schutze Gottes. Hauwattak bil kas, umar Eljas, ukabr el chalas, wa l Chadr Abul Abbas: ich umgebe dich mit dem Kelch, und mit dem heiligen Elias, und mit dem Grabe der Erlösung, und mit dem heiligen Georg Abul Abbas. Arkin wastarkik min aini wa ain es sadik: ich be-

spreche dich und ich feie dich vor meinem Auge und dem Auge des Freundes. Ain el hasud maklu ib ud: das Auge des Neidischen werde ausgeschlagen mit Holz. Wa ain ed dschar maklu ib nar: das Auge des Nachbars werde ausgebrannt mit Feuer. Wa ain ed def makla ib sef: und das Auge des Gastes werde ausgestochen mit dem Schwert. Auwalha ib allah! Zum ersten mit Gott! Wataniha ib allah! Zum zweiten mit Gott! Watalitha ib allah! Zum dritten mit Gott! Zum vierten, zum fünften, zum sechsten, zum siebenten, zum achten, zum neunten und zum zehnten mit Gott! Wel ain elli ma sallat ala chalil allah kala ha allah: Und das Auge, das nicht gerichtet war zum Freunde Gottes, möge Gott ausreissen!" —

Nachdem die Alte diese Formel zwei oder drei Male wiederholt hat, nimmt sie eine Hand voll Wasser, schüttet es auf die Kohlen und spricht: Ih! intefi! Ja uwene, bin nuwere: Ih, verlösche, du Aeuglein, durchs Feuerlein! En nar lamakanha wel ain allah la anha! Das Feuer sei wie es war und das Auge möge Gott verfluchen immerdar. Zischt das Feuer ordentlich beim Auslöschen durch das Wasser, so ist das ein gutes Zeichen und man sagt: Takkat, sahat, ain el a du rahat, kusch! el ebid! Es hat gezischt, es hat geschrien, das Auge des Feindes ist fort, husch, weit fort! Und bei dem Worte Kusch! machen die Anwesenden alle mit den Händen Bewegungen, als wollten sie das unsichtbare Böse zur Thüre hinausdrängen. Zischt das Feuer nicht ordentlich, so ist es ein Zeichen, dass die Räucherung ihren Zweck nicht erfüllt hat; die Frauen schauen sich beunruhigt an und sagen: Sfhufu kif schahharrat en nar, ma takkatsch hetta: seht, wie das Feuer verkohlt ist, es hat nicht einmal gezischt! Ist alles verbrannt und erloschen, so sucht man aus der Form des Aschenhäufchens die Figur der verdächtigten Person mit dem bösen Blick zu erraten. — — —

Aehnlich wie bei den Christen ist die Zeremonie des Räucherns bei den Moslems in Palästina; die letzteren haben jedoch ihren besonderen, von dem christlichen vielfach abweichenden Text der Beschwörungsformel. Während die Alte Salz und Gerste nimmt, sagt sie: „Min ain el tawile, min ain el kasire: Vom langen Auge, vom kurzen Auge, von grossen Leuten, von kleinen Leuten. Milh wa ud ibn ain el hasud: Salz und Holz ins Auge des Neidischen." Dann wirft sie das

Räucherwerk auf die glühenden Kohlen und spricht die Rakwe oder Zauberformel: Bismillah ubillah! Im Namen Gottes und mit Gott! El muttakal al allah wala ghalib jighlab allah. Das Vertrauen ist in Gott und Niemand kann Gott besiegen. Rabb el mascharik urabb el magharib, el maula karim, fi mulkihi azim: Der Herr des Ostens und Herr des Westens, der Erhabene ist gütig, ist gross in Bezug auf seine Herrschaft. Tarbihi wadschalali fi alim er res ali, mein Leib und mein Ruhm sei dem, der diese Botschaft kennt. An nen nebi hakk raka wistarka min kull ain schahla wa kull ain zarka: Der Prophet hat wirklich besprochen und gefeit vor jedem dunkelfarbigen und vor jedem blauen Auge; el ain el uwenije, es sabije, er radije: vor dem Auge das schadet, das trifft, das böse ist. Lakuha saijid Esleman fi wasi el barrije, kal laha: malik, ja ain, wa sultanik? ala man, ja ain, tirmi narik wa harrik? Der Herr Salomo fand das Auge in der weiten Wüste und fragte es: Was ist dir, o Auge, und was ist deine Macht und auf wen, o Auge, wirfst du dein Feuer und deine Glut? Kalat laha: ja saijid Esleman, ala sch schab el kadud, u ala s saghir el maulud, iza habba, wa dabba, u arif el umm men el abba. Da antwortete das Auge: O Herr Salomo, ich werfe mein Feuer und meine Glut auf den schönen Jüngling und auf das neugeborene Kind, wenn es erwacht, wenn es kriecht, wenn es die Mutter vom Vater zu unterscheiden lernt. Ana ja saijid Esleman, muchribet el kusur wa mumiret el kubar. Ich, o Herr Salomo, bin die Zerstörerin der Paläste und die Erbauerin der Gräber. Kal laha: ja ain ma bas aleki ma bas! ma fiki, ja ain, manafi lin nas! Da erwiderte Salomo: O Auge, du hast keine Gewalt, keine Gewalt! Du hast, o Auge, keinen Nutzen für die Menschen! La askob aleki, ja ain, biseban wersas! ich werde auf dich, o Auge, Quecksilber und Blei giessen! Warmiki, ja ain, fi bahr el ghauwas, hetta, ja ain, la jabka liki mandscha wala chalas: und ich werde dich, o Auge, ins tiefe Meer werfen, dass dir, o Auge, nicht Zuflucht noch Erlösung bleibt. Kalat lo ja saijid Esleman ja ibn Daud, choz minni ahed allah umitak allah! Da sprach das Auge: O Herr Salomo, o Sohn Davids, empfange von mir dieses Versprechen, dieses Gelöbnis bei Gott: Ma damet el hadschar el as ad, we l bahr jedschmad, dschami el chalk tusalli alen, ja Muhammad! So lange der glückliche

Stein — die Kaaba in Mekka — besteht, und das Meer fest wird wie Eis, wünschen alle Geschöpfe Heil dir, o Mohammed! Ja badr et tamam, murki lid dschemal min taht el himal: Du vollkommener Vollmond, der du feiest die Kamele unter ihrer Last; Murki lil chel fi zalam el lel: feiest die Pferde in finsterer Nacht; Murki lil bakar wel ghanam min er rabb el azim: feiest die Kühe und Schafe vor dem starken Herrn; Murki lil hamir min er rabb el karim: feiest die Esel vor dem gütigen Herrn; Murki lir ras, min kull wadscha wabas: feiest das Haupt vor jedem Schmerz und Unglück; Murki lis sechune, min kull harr wel ufune: feiest vor Fieber, stammend von Erhitzung und Dunst; Murki lid dahr, min kull wadscha wakahr: feiest bis zum Ende vor jedem Schmerz und vor Unbill: Murki lil mutlika, iza kanat muwika: feiest die Gebärende, wenn es ihr schwer geht; Murki lin nafasa, iza kanat imakkasa: feiest die Wöchnerin, wenn sie kränkelt; Murki lil benati, min kull amrin jati: feiest die Mädchen vor jedem ihnen drohenden Fall; Murki lis subjan, min kull amrin jati: feiest die Knaben vor jedem ihnen drohenden Fall; Murki min ain ed dschar, maklu a bimusmar: feiest vor dem Auge des Nachbars — es sei mit einem Nagel ausgestochen! Murki min ain el mara, maklu a bisarsara: feiest vor dem Auge der Frau — es sei durch einen Wurf ausgeschlagen! Murki min ain el bint, maklu a bischischt: feiest vor dem Auge des Mädchens — es sei mit einem Spiess ausgebohrt! Murki min taht el hasire, min ain el tawile umin ain el kasire: feiest vor dem, was unter der Matte verborgen; vor dem langen Auge und dem kurzen Auge — vor grossen Leuten und kleinen Leuten; Murki lis saghir wel kebir, wel mukammat fis serir: feiest die Jungen und die Alten und den, der in der Wiege eingewickelt liegt; Murki man sam, min radschab a schaban! feiest den, der fastet im Radschab und Schaban! Dschami el chalk tusalli alek, ja Muhammad, ja budr el tammn! Alle Geschöpfe wünschen Heil dir, o Mohammed, o vollkommener Vollmond!" — Die Rakwe oder Beschwörungsformel schliesst mit der Anrufung Gottes. Hierauf verlöscht die Alte das Feuer und spricht: Ih! intefi! Ja uwene, bin nuwere: Ih! Verlösche, du Aeuglein durchs Feuerlein. En nar lamakanha, wel ain, elli ma sallat ala Muhammad, allah la anha: Das Feuer sei wie es war,

aber das Auge, das nicht zu Mohammed gebetet hat, möge Gott verfluchen! —

Die Heilung der Krankheiten durch Beschwörungen nennt man unter den türkischen Stämmen in Mittelasien Kam. Nach Amram autorisierte Muhammed die Zuflucht zu Beschwörungen im Falle von Insektenstichen, Geschwüren und Impotenz. Auf, Sohn Maleks, sagte eines Tages dem Propheten: „Wir kannten in der Zeit des Heidentums auch Beschwörungen. Was denkst du davon, o Prophet Gottes! und wie hältst du dies?“ Mohammed antwortete: „Erkläre mir euren Modus der Beschwörungen!“ Und nachdem er Auf angehört hatte, bestimmte er: „Es ist kein Uebel, zu Beschwörungen Zuflucht zu nehmen, sofern sie nicht Ausdrücke enthalten, die zu dem Glauben der Polytheisten zurückkehren.“ — Die böse Suggestion „Rörr“, den Geist des Zaubers, bekämpft man nach Omer Haleby durch „Ahham“, die gute Suggestion.

Einen der mächtigsten und merkwürdigsten Beschwörer erwähnt die osmanische Geschichte Hammers mit den Worten: „das grosse Aergerniss der Ulema und aller Geschichtschreiber, Husein Dschindschi Chodscha.“ Er war der Sohn eines Scheichs aus dem kleinasiatischen Dorfe Safranburli, welcher seinen Stamm von dem grossen mystischen Scheich Ssadreddin von Konia ableitete; zu Konstantinopel hatte er zwar Studien gemacht, war aber in der Beförderung der aufsteigenden Linie der einträglichen Aemter der Muderris gar bald bei Seite gesetzt worden, weil er sich lieber mit Zauberformeln und Krankheitsbeschwörungen, als mit dem Studium der Gesetzwissenschaften abgab; so dass sowohl sein Lehrer als sein Bruder, welcher ebenfalls die Laufbahn der Gesetzeswürden angetreten, sich seiner schämten. Was ihn in den Augen der Ulema verächtlich gemacht, brachte ihn beim Sultan durch die Weiber in Ehren. Seine Mutter wusste es durch Bekanntschaften im Sserai der Walide zu Ohren zu bringen, dass ihr Sohn Husein im Besitze gar vortrefflicher, vom Vater ererbter Beschwörungsformeln und Zaubersegen sei, womit er schon viele geheilt, und wohl auch den Padischah heilen dürfte, dessen apoplektische Anfälle und Zeugungsohnmacht die Aerzte nicht zu heben vermochten. Das Wort fand Eingang bei der Walide und beim Sultan, und als dieser nach dem ersten Versuche sich besser

zu befinden glaubte oder wirklich besser befand, war auch des Beschwörers Glück fest gegründet. Er wurde mit Geschenken überhäuft, erhielt Einkünfte von erledigten Kapidschi- und Muteferrika-, von Portier- und Fourier-Stellen; und wiewohl die Reihe noch gar nicht an ihm war, da er erst in der Kategorie der Vierziger — der mit täglich vierzig Aspern besoldeten Muderris — stand, ward ihm sogar die Anwartschaft auf die erste erledigte Stelle eines Sechzigers; und richtig wurde der Schützling der Walide einige Tage darnach durch ein Handschreiben des Sultans zu seinem Lehrer ernannt, und erhielt als solcher von den Gesetzgelehrten und dem Volke den Spitznamen: „Dschindschi Chodscha."

Bei den Serben sind die Beschwörungen die verbreitetste Kurmethode. Sie sollen gesprochen werden, wenn Vollmond ist und bei Beginn der Dämmerung am Freitag Abend oder um Mitternacht. Die Zahlen 3 und 9 sind dabei wichtig. Jede Formel wird 3mal wiederholt. Es ist gut, wenn Weiber den Männern und Männer den Weibern die Formel sprechen. Das Besprechen der Krankheiten — serbisch: „Bajati" — hilft blos demjenigen Patienten, der den Zauberworten glaubt — obwohl es Fälle gibt, wo das Besprechen kleinen Kindern und selbst dem vernunftlosen Vieh geholfen haben soll — und unter der Bedingung: dass vom Besprechen niemandem erzählt wird, denn sonst verliert es allsogleich seine Einwirkungskraft. Wenn die Zauberformeln gesprochen werden, soll der Besprecher den kranken Körperteil gleichzeitig mit der Hand streichen. — Bösen Zauber kann man ausser durch bösen Blick, böse Rede, bösen Geruch, bösen Schritt auch durch Anwünschung und Uebertragung von Krankheiten ausüben. Die Uebertragung einer guten oder bösen Sache „ausserhalb ihres normalen Seins" heisst im Türkischen nach Omer Haleby: „Sahr."

Der südslavische Bauer ist überzeugt, dass niemand sterben müsste, wenn er keine Feinde hätte, die ihm den Tod auf den Hals hetzen. Er ist zwar — sagt Krauss in seiner Abhandlung über den „Tod bei den Südslaven" — ein Fatalist, doch nur in der äussersten Not, wenn es kein Entrinnen mehr gibt. Die Notwendigkeit der Auflösung versteht er nicht. Am Tode ist, meint er, immer jemand Schuld: ein Geist, ein Zauber, ein Mensch oder Tier. So wie man durch sympathetischen Zauber Liebe sich erzwingen kann, so vermag man durch völlig ähn-

liches Verfahren unter Anwendung anderer Mittel den Feind zu töten. Es gibt eine Unzahl solcher Mittel. — Dass jemand verwünscht worden, erkennt man durch die Abnahme seiner Kräfte oder durch Träume.

Wenn man in Bulgarien jemanden aus der Welt schaffen will, so schreibt man den Namen des Betreffenden auf ein Stück Seife und wirft es in ein offenes Wasser oder vergräbt es in die Erde, worauf der Zadadenik, der verhasste Mensch, erkrankt und sich auflöst; „topi se", er schmilzt hin, ebenso wie sich die Seife auflöst. Wenn die Seife irgendwo aufs Trockene geworfen wird, so rettet dies den Verwünschten nicht ganz: er trocknet ein, bis er stirbt. Findet man ein solches Seifenstück aber — es ist erkennbar dadurch, dass es mit Nadeln bespickt ist — so kann man es als Heilmittel gebrauchen, um einen Zadadenik zu retten. Man schabe etwas von der Seife ab, löse es in Wasser auf und gebe dies dem Verwünschten zu trinken; davon reinigt er sich, sjurdisva, und er muss wieder gesund werden. Man kann, glaubt das Volk in der Gegend von Hadschielesko in Bulgarien, den Tod aus einem Hause oder Dorfe weg und in ein anderes führen. Man kann den Tod zurückweisen.

Alles aber nur mit Hülfe einer Wratschka, einer Zauberin. Die Wratschka lässt zusammenstellen: einen Pogatscha oder Pita, Fladen aus Weizenmehl, und ihn mit Honig bestreichen; dann: einen Strauss wohlriechender Blumen, gebunden mit einem roten Wollfaden, an dessen Ende einige Münzen befestigt sind; endlich häusliche Sachen, ein wenig Zucker, getrocknete Trauben, Nüsse, Aepfel. Alles gebe man in einen Rucksack — Torba — und den bringe ein alter Mann nachts in das fremde Dorf; und wer den Rucksack findet, der erbt die Krankheit und bekommt den Tod.

Oder: In einen Leinwandlappen aus dem verseuchten Hause gibt die Wratschka drei mit Honig bestrichene Stückchen Brot, etwas Zucker oder getrocknete Weintrauben und ein Blumensträusslein; das Bündel legt sie an eine Quelle oder einen Brunnen, und wer es aufhebt, kriegt die Krankheit.

Es gibt sogar Menschen, welche die Pest durch Beschwörungen herbeizaubern können: Milch von zwei Schwestern schütten sie in der Johannismitternacht in ein Grab, und gleich hört man die Wirkung: Menschenstimmen und Jammergeschrei . .

Maltzan erzählt in der Schilderung seiner Reise durch

Tunis von einem arabischen Weisen Mohamed es Ssoldo, der nach Ansicht der Moslems Cholera, Typhus und Hungersnot durch folgendes Verfahren herbeizuzaubern im Stande war: er warf Steine eines abgerissenen Hauses aus einem Fenster auf die Strasse und begoss sie mit heissem Wasser. Die Moslems glaubten an den Zauberer unerschütterlich und wagten nicht, den heiligen Mann in seinen gefährlichen, von Allah inspirierten Handlungen zu stören.

Die Moslems in Marokko übertragen die Krankheit entweder auf einen Dämon oder eine menschliche Person oder ein Tier. Glaubt man, dass das Uebel von dem Essen herrührt, so wirft man die Reste des letztgenossenen Mahles in einen Topf und steckt in letzteren auch eine kleine, rote, aus Bambusstücken zusammengesetzte und mit bunten Läppchen bekleidete Zauberpuppe, genannt El arôssa, die Braut. Den Topf stellt man an einen abgelegenen Platz. Wenn die Speise nach einigen Tagen verschwunden ist, dann hat sie der Dämon des Ortes verschlungen oder ein vorübergehender Mensch oder ein Tier genossen. Wer sie genommen, hat auch die Krankheit bekommen.

Aehnlich hilft sich der Araber, wenn er vermutet, dass irgend jemand ihn oder seine Kinder bezaubert habe. Er glaubt den Zauber unwirksam zu machen, indem er ein Stück Alaun von der Grösse einer Walnuss auf glühende Kohlen legt und drei Fatiha — das einleitende Kapitel des Koran — sowie dreimal das letzte Kapitel des Koran betet. Den so gebrannten Alaun stösst er dann zu Pulver, vermischt ihn mit irgend einer Speise und gibt dieselbe einem schwarzen Hunde zum Fressen. Hiermit glaubt er den Zauber vernichtet zu haben, denn seine aufgeregte Einbildungskraft lässt ihn in dem durch die Hitze zu allerlei phantastischen Formen aufgeschwollenen Alaun die Züge dessen erkennen, der auf ihn und die Seinigen den bösen Blick geworfen hatte. Andere verbrennen in solchen Fällen ein Stückchen von der Kleidung dessen, der dem Einflusse des bösen Blickes ausgesetzt gewesen ist, mit etwas Alaun und Salz und beten dreimal die Fatiha.

Von den Frauen wird oft ein anderes Mittel angewandt: sie nehmen ein Stückchen Papier und durchstechen es mehrere Male mit den Worten: „Dies sind die Augen desjenigen, der mich beneidet und deshalb einen bösen Blick auf mich geworfen

hat," worauf sie es verbrennen. Hinter einer Person, die in dem Rufe steht, mit dem bösen Blick behaftet zu sein, wirft man zur Vorsicht irgend ein irdenes Geschirr entzwei.

Ein Aberglaube vom Uebertragen menschlicher Krankheiten auf Bäume herrscht in Europa, und man findet den gleichen auch bei der Negerbevölkerung Virginiens: Im Journal of American Folk-Lore erzählte eine Frau Packwood, wie eine alte Negerin die Dame von ihren Zahnschmerzen heilen wollte. „Herrin", sagte die Schwarze, „folge mir zum alten Friedhofe, unter den Pinien und Eichen soll dir Hülfe werden." Man erreichte die Stelle bei Sonnenuntergang. Die Patientin musste niederknieen, das Antlitz gegen die sinkende Sonne gerichtet. Die Negerin zog ein Messer aus der Tasche, machte drei Einschnitte in den Stamm einer Pinie, öffnete dann der Kranken den Mund und führte mit demselben Messer rund um den leidenden Zahn Einschnitte in das Zahnfleisch aus. Das hervorquellende Blut übertrug sie endlich in die Einschnitte am Pinienstamm.

Eine Uebertragung speziell des Fiebers geschieht bei den Balkanvölkern, wie Lübeck mitteilt, in folgender Weise: Die Bannerin „bindet" zunächst das Fieber. Sie nimmt einen Faden, 9 Handspannen lang, 9fältig geschlungen, wickelt ihn auf die linke Hand des Kranken und spricht dabei: „Ich binde dem Fieber die Hände, ich binde dem Fieber die Füsse, ich binde dem Fieber den Mund, ich binde dem Fieber die Zunge, auf dass es sich nicht rege, dass es sich nicht rühre, dass sich nicht öffne der Mund, dass sich nicht wende die Zunge, auf dass das Fieber zugeknöpft sei. Stumm soll es sein, ohne Stimme, wie der Fisch in den Tiefen, wie der Stein im Felde, dass es verdorre wie Gras, gemäht am Eniowstage, und dass es den N. nicht mehr befalle bis zum 9ten Geschlecht."

Nachdem die Besprecherin das Fieber so gebunden hat, befiehlt sie dem Kranken, den Faden zu tragen bis zum abnehmenden Mond, hierauf ihn heimlich an einem aus dem Dorfe hinausfahrenden Wagen anzuknoten, damit das Fieber auf solche Weise aus dem Dorfe hinausgeschafft werde.

---

19. Krankheits-Dämonen von Profession.

Eine türkische Allegorie. — Althebräische Krankheitsgeister. — Assyrische Dämonen. — Winde. — Albanesischer Geist, der schlechte Luft verursacht. — Andere albanesische Geister. — Heilung der von Geistern Geschlagenen. — Besessene. — Weggelegte Krankheiten. — Südslavische Dämonen. — Wohnorte der Dämonen. — Verhexte Thürschwellen. — Frauenfeindliche Geister. — Die Lilith der Juden. — Die Brusche der Stambuler Juden. — Der Imam in Bagdad.

Weder der Islam, noch das Christentum oder das Judentum haben im Orient so viele Anhänger, wie die mystische Lehre vom Krankheitszauber, wie die Religion, die in der Furcht vor Krankheitsgöttern und Krankheitsgeistern besteht. Jede der drei monotheistischen Religionen wird nur von ihren eigenen Anhängern treu geglaubt — der Glaube an die Krankheits-Dämone aber herrscht über die Angehörigen aller drei Kulte; in diesem Glauben begegnen sich Moslems, Juden und Christen.

In einer von Fuzuli geschriebenen persischen Allegorie, die von dem Osmanen Lebib Efendi ins Türkische übersetzt und von Ottokar von Schlechta-Wssehrd durch eine deutsche Uebertragung im 17. Bande der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft weiteren Kreisen zugänglich gemacht wurde, lernen wir schon die Krankheit als ein durch böse Geister hervorgerufenes Uebel kennen. Der Inhalt dieser medizinischen Allegorie ist folgender: Geist, ursprünglich höherer Sphären Bewohner, steigt auf die Erdenwelt herab und nimmt als Herrscher Besitz von einem Lande, das ihm wohlgefällt, dem Lande Körper. Er ehelicht die Dame Naturell und erzeugt mit ihr die Gesundheit. Gegen den Geist und sein Kind empören sich die Kardinalsäfte Blut, Schwarzgalle, Schleim und

Gelbgalle, welche das Land Körper als Statthalter verwalten. Hass, Furcht und Sorge — Anhänger von Schwarzgalle — rufen, des Geistes und der Gesundheit Erzfeindin, die Krankheit, in's Land. Diese, im Einverständnis mit den in ihrer Harmonie gestörten Kardinalsäften, belagert den Monarchen Geist in der Stadt Herz. Glücklicherweise steht dem Herrscher ein tüchtiger Wesir, der Verstand, zur Seite, welcher durch Vermittelung seines klugen Dieners Diät den Ueberfall siegreich zurückschlägt. — Es ist diese Allegorie die poetische, aber getreue Entwickelung des Galen'schen Systems, das vierzehn Jahrhunderte im Abendlande herrschte, im Orient aber noch heute vielfaches Vertrauen geniesst. Die wichtigsten innerlichen Organe des Leibes, die Seelenthätigkeiten und Gefühle, welche nach Galenus bewusstermassen in diesen Organen ihre festbestimmten Sitze haben, die Krankheit selbst und die Abwehrmittel dagegen, treten sämtlich personifiziert auf; die Charaktereigentümlichkeiten jeder einzelnen der Personifikationen sind bis an den Schluss der Erzählung mit Konsequenz festgehalten. Der Zweck der Allegorie ist: Nützliches mit Angenehmem zu verbinden, die Fundamentalgrundsätze der klassischen Medizin dem Leser einzuprägen und seine Einbildungskraft anzuregen. Endlich fehlt auch die unausbleibliche Weihe der Allegorie, die Mystik, nicht: Geist verspürt, nach überwundener Krankheit und nach Erstarkung seiner Tochter und Mitregentin Gesundheit, die Lust, die Heimat der wahren Liebe und Schönheit aufzusuchen; er findet beide nach langen und gefährlichen Wanderungen: in Gott — oder, getreu dem pantheistischen Grunddogma des Mysticismus, in sich selbst, worauf er in den Zustand leidenschaftsloser Selbstbetrachtungen versinkt . . .

Der allgemeine und felsenfeste Glaube an Krankheits-Dämonen reicht aber noch viel weiter, um Jahrtausende, in Urzeiten zurück. Der Glaube an Dämonen, sagt Trusen, ist so alt und die Fäden seiner Entstehung sind so in die Geschichte aller Völker verwoben, dass man ihn eine welthistorische Erscheinung nennen kann. Das Wesen und die Gestaltung der besitzenden Dämonen richtet sich offenbar nach den Gestaltungen der Zeit und des Individuums; die Besessenen der alten Israeliten waren die Beute wahrer Teufel, wie die Gardarener.

Die Entstehung der Dämonomanie, welche den Körper und

die Seele zugleich angriff, leiteten die Israeliten von dem Einflusse böser Geister her, da sie gewohnt waren, alles Wunderbare der Natur dem Dienste der Engel des höchsten Gottes zuzuschreiben. In der heiligen Schrift — Hiob I 8 bis 22 — sind mehrere deutliche Spuren von einem höheren neidischen Wesen, welches die Menschen bei Gott verdächtig macht, ihnen die Entschlüsse eingiebt, und wodurch — wie es in den Sprüchen Salomos I 13—16 heisst — „der Tod in die Welt gekommen" sei. So erzählt I. Buch Samuel XVI 14 von dem bösen Geiste Asmodi, welcher in eine Braut verliebt war und sieben Männer von ihr bereits getötet, aber über diejenigen keine Macht hatte, „welche nicht aus Wollust heiraten;" und durch Räuchern von Fischleber auf glühenden Kohlen wurde der Geist vertrieben. Der böse Geist, welcher — wie man bei Hiob II 7 liest — die Menschen mit Krankheiten „schlug" und auch moralische Uebel hervorbrachte, regierte jedoch nur während eines kurzen Zeitraums, alsdann wurde er vom guten Prinzip besiegt und alles kam wieder in Ordnung, was eben nach Trusens Meinung diese Lehre den Israeliten besonders annehmbar machte. Von einer besonderen Heilmethode gegen jene dämonischen Krankheiten ist, ausser der speziellen, im Tobias VI 20 erwähnten Anwendung der Fischleber zur Vertreibung böser Geister, in der heiligen Schrift nicht die Rede. Sie spricht indessen fast nie von sogenannten Besessenen, ohne durch einen Zusatz, welcher sich auf eine Krankheit bezieht, die Art des Besessenseins näher zu charakterisieren; Gruner rechtfertigt daher die Meinung, dass „besessen sein und krank sein, Teufel austreiben und Krankheiten heilen, vollkommen gleichgeltend, und es zu den Zeiten der Evangelisten allgemeiner Sprachgebrauch gewesen sei, beide Redensarten in gleichem Sinne gelten zu lassen." Die Bezeichnung „Dämonen" war Sprachgebrauch jener Zeit, wie jetzt das Wort „Geist der Zeit."

Als Christus einen rasenden Stummen heilte, sagten die Israeliten: „er habe einen Dämon ausgetrieben," und als er einen anderen Rasenden, der blind und stumm war, geheilt hatte, sagten die lästernden Pharisäer: „er treibe die Dämonen durch den Obersten der Dämonen, den Beelzebub, aus." Auch das Neue Testament erwähnt die bösen Krankheitsgeister; so Ev. Matth. IV. 24: „Sein Gerücht erscholl durch ganz Syrenland.

Und sie brachten zu ihm allerlei Kranke, mit mancherlei Seuchen und Qual behaftet, die Besessenen, die Mondsüchtigen und die Gichtbrüchigen und er machte sie alle gesund." — Ev. Matth. VIII. 28: „Und Jesus kam jenseits des Meeres in die Gegend der Gergesener. Da liefen ihm entgegen zween Besessene, die kamen aus Totengräbern und waren sehr grimmig, also, dass niemand dieselbe Strasse wandeln konnte." Ev. Luc. IX. 39: „Siehe, der Geist ergreift ihn, so schreit er alsbald, und reisset ihn, dass er schäumet und mit Not entweicht er von ihm, wenn er ihn gerissen hat."

Im Amramhügel zu Babylon, wo nach Oppert die hängenden Gärten der Semiramis gesucht werden müssen, wurden vor mehreren Jahrzehnten von Layard fünf irdene Näpfe oder Schalen gefunden, deren innere Fläche mit Buchstaben bedeckt ist. Ellis hielt diese Inschriften teils für ein Gemisch von syrischen und palmyrenischen Buchstaben, teils schienen sie ihm altphönizisch zu sein. Den Inhalt bildeten Zauberformeln gegen böse Geister, Krankheiten und anderes Missgeschick. In einer Inschrift werden bei Beschwörung Satans und der Krankheit Engel zu Hülfe gerufen, die viele Namen führen — ein einziger gar elf. Eine dieser Inschriften, welche von M. A. Lewy in Breslau übersetzt wurde, lautet folgendermassen: „Dies ist ein Scheidebrief dem Sched, den Geistern, dem Satan, dem Nirich, dem Sariah, dem Abatur Tura, dem Dan ... Und die Lilith möge schwinden von Behran-Ort, Bethnajun-Ort, vom Bahr der Wüste, am Espandarmid, und von meinem ganzen Hause. Guter Herr Gott! Zerschmettere den König der Schedin, der Dew, die gewaltige Herrschaft der Lilith; ich beschwöre dich, Lilith, Enkelin der schönen Lilith, sei es Mann oder Weib, ich beschwöre dich; lass Euer Herz in Furcht sich abwenden; und vor dem Szepter des gewaltigen Mannes, der die Herrschaft über Schedin hat, gehe fort, Lilith, sieh! Weile in Finsternis, sieh! sieh! ich verscheuche Euch von dort und von meinem Hause in Behran-Ort, Bethnajun-Ort und von der Umgegend. So wie die Schedin Scheidebriefe schreiben und sie ihren Frauen geben und dann nicht wieder zu ihnen kommen: so nehmet Euren Scheidebrief und empfanget Euer Schreiben und geht hinaus, flieht, eilt und geht vom Hause in Behran-Ort, Bethnajun-Ort. Im Namen des N. N. geht in Finsternis vor dem

gewaltigen Mann und mit seinem Siegel besiegelt, auf dass man wisse, dass sie nicht mehr dort sind. Zum guten Licht, Amen Amen Amen, Selah!“ — Ellis meinte, dass in den Schalen, welche diese Inschriften enthalten, Medikamente bereitet wurden, so wie man heute im Orient den Kranken Arzneien aus ähnlichen Schalen gibt, in welche die frommen Heilkünstler ihre Sprüche zuvor geschrieben haben. Andere Forscher halten die Näpfe jedoch für allgemeine Zaubermittel.

Unzweifelhaft ist es nach Lewy, dass die Inschriften von Juden herrühren. Die Juden, die so lange Zeit in Mesopotamien wohnten und noch im zwölften Jahrhundert, als Benjamin von Tudela diese Gegend bereiste, daselbst zahlreich waren, teilten manchen religiösen Aberglauben mit den Landesbewohnern, namentlich seit die Sassaniden eine Regeneration des alten Feuerkultus vorgenommen hatten. Die alten Schriften der heidnischen Gebräuche wurden gesammelt und die neuen Fürsten glaubten, sich durch die Macht der alten Nationalreligion des Landes kräftigen zu müssen. Schon früher hatten die Juden im Exil sich nicht ganz des Einflusses des Parsismus erwehren können, obwohl die Macht des Monotheismus so gewaltig war, dass er die ihm fremden Elemente wieder absonderte, als die Geburtsstätte dieser Fremdheiten nicht weitere Nahrung spenden konnte; und obwohl allmählich die parsistischen abergläubischen Gebräuche bei den nach Palästina Zurückgekehrten schwanden. Des Parsismus Einfluss blieb jedoch nicht ohne Folgen bei jenen Juden, welche in Ländern wohnten, die den Religionsvorschriften des Zendavesta huldigten.

Im Zendavesta nimmt die abergläubische Behandlung der Krankheiten keinen geringen Raum ein. Gegen Krankheiten und den Tod ankämpfen, heisst hier: ankämpfen gegen Ahriman und seine Dew, von denen die Uebel ausgehen. Kräuter und Messer, mehr aber noch Gebete und Beschwörungen sind die Heilmittel. Im Vendidad liest man: „Wenn viele Aerzte zusammenkommen, o heiliger Zarathustra, Aerzte mit den Messern, Aerzte mit den Kräutern, Aerzte mit Segenssprüchen, so ist der heilbringende unter den Aerzten der, welcher das Mauthraçpenta, das heilige Wort, gebraucht.“ Diese und manche andere Anschauung des Zendavesta blieb nun, wie Lewy meint, nicht ohne Einfluss auf die Juden in Mesopotamien, seit der Herr-

schaft der Sassaniden; wie im Zendavesta findet man auch im Talmud ein Geisterreich mit einem König an der Spitze und Geister, die ein böses Spiel mit den Menschen treiben, ihnen an unreinen und öden Orten, besonders auf Totenäckern, in Wüsten und Ruinen auflauern. Zwar negieren viele Talmudisten ihre Macht oder kämpfen gegen den Aberglauben, dieser aber ist doch nicht auszurotten gewesen. Von praktischem Einfluss blieb der Parsismus im Bereiche der Medizin. Daher stammen die magischen Kuren, die Beschwörungen und Besprechungen, die sich im babylonischen Talmud in grösserer Ausdehnung als im jerusalemischen finden, wenn sie auch häufig als heidnische, emoritische Gebräuche verpönt werden. Seit dem dritten Jahrhundert nahmen bei den Juden der Glaube an böse Geister und Dämonen, und die Furcht vor dem bösen Auge überhand. Diese Geister und Dämonen sind es, die Krankheiten erzeugen; zuweilen werden sie mit den Krankheiten selbst identifiziert. Ein Dämon heisst Herzklopfen; der Ausschlag wird dem Dämon Chamath, das Asthma dem Dämon Ben Nephalim zugeschrieben. Gegen solche Dämonen und die von ihnen herbeigeführten Uebel richtet sich nach Lewy der oben mitgeteilte „Scheidebrief".

Die Gestalt dieser Krankheitsschedin ist die menschliche; sie erscheinen als Männer oder Weiber, sind mit Hähnefüssen versehen und verfügen über masslose Kraft. Das in der Inschrift erwähnte Wort Espandarmid oder Espandarmad bezeichnet das Datum, an welchem das Heilmittel gebraucht wird; der mächtige Mann, der die Schedin beherrscht und meistert, ist nach orientalischer Tradition Salomo; die Lilith ist die schöne, weil sie als verführerisches Weib gilt. Aehnlich haben die Griechen ihre Empusa und die Römer ihre Striges und Lamiae die schönen genannt.

Die Assyrer und Babylonier hatten für jedes Uebel einen Spezialgeist. Dies zeigt die Beschwörungsformel, die in der Thontafelbibliothek des Assurbanapal oder Sardanapal im Königspalaste zu Ninive entdeckt wurde und also lautet: „Gegen den Kopf des Menschen richtet seine Macht der fluchwürdige Idpa; gegen das Leben des Menschen der grausame Namtar; gegen den Hals des Menschen der schändliche Utug; gegen die Brust des Menschen der verderbenbringende Atal; gegen die Ein-

geweide des Menschen der böse Gigim; gegen die Hand des Menschen der schreckliche Telal."

In den Nischan-el-aswad, den „schwarzen Hügeln" der Babylon-Ruinenstätte, haben Mitglieder der Deutschen Orientgesellschaft kürzlich mehrere Hundert Thontafeln ausgegraben, die wahrscheinlich vielfach auf alte Medizin Bezug haben. Koldewey und Andrae entdeckten ferner einen bis dahin ganz unbekannten Tempel des Schutzgottes der Aerzte Adar oder Ninib. Die Nummer 9 der Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft vom Jahre 1901, die obiges berichtete, brachte auch die genaue Beschreibung eines im Kasr gefundenen, mit Bildern und Inschrift versehenen Amulets gegen „die Dämonin Laburta, ein fahlgesichtiges, das Antliz erbleichen machendes, Jüngling und Greis, Herrn und Magd packendes, Menschenblut trinkendes, Herzeleid verursachendes, von einem schwarzen Hunde begleitetes Wesen."

Das Amulet wird so geschildert: Auf einem harten gelben Stein befindet sich ein Relief, ein weibliches Fabelwesen, auf einem Pferde stehend. Der Körper der Mittelfigur ist nach vorn, ihr Löwenkopf mit fletschenden Zähnen nach rechts gerichtet. Jeder Arm fasst eine Schlange am Halse. Die Inschrift des Steines zeigt, dass der weibliche Dämon Labartu besonders den Kindern gefährlich war; das Amulet war auch wahrscheinlich einem Kinde um den Hals gehängt worden, um die Dämonin, welche bereits dem Leibe des Kindes genaht war, zum Entweichen zu bringen. Der Stein ist oben durchbohrt, so dass eine Schnur hindurchgesteckt werden kann. Die letzten Zeilen der Inschrift lauten: „Beim Namen der Götter, der Götter sei beschworen! Wie Vögel am Himmel fliege fort!" — Im Louvre befindet sich eine Bronzestatuette von assyrischer Arbeit, die den schrecklichen „Dämon des Westwindes" darstellt. In seinem Buche über die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer sagt Lenormant, dass solche Statuetten an der Thür oder an einem Fenster des Hauses angebracht wurden, damit der Dämon, vor seinem eigenen Bilde erschreckend, zurückwiche.

Die alten Türken glaubten, dass Winde die Krankheiten herbeitragen. In einem ligurischen Liede aus dem Jahre 1069 unserer Zeitrechnung heisst es:

Der Besprecher giebt es Viele,
Die des Windes Krankheit heilen,
An die musst du, Herr, dich wenden;
Von der Krankheit heilen Sprüche.

Der Samum, in Syrien und Arabien „Sam Jali" genannt, wird in diesen Ländern noch heute als eine Krankheit, ähnlich der Pest, betrachtet. Diejenigen, die ihn einatmen, fallen bewusstlos zu Boden und sterben in kurzer Zeit, wenn man ihnen nicht schnelle Hülfe bringt. Man erkennt die Annäherung dieser Windkrankheit aus dem Missverhältnis zwischen der Erhöhung der Lufttemperatur und der Kälte der Gewässer. Die Tiere bleiben stehen und wollen nicht weiter gehen, wenn der Wind naht, wenn sie seinen schwefelähnlichen Pestgeruch spüren.

In der Stadt Alessio — berichtet eine albanesische Legende, welche der ehemalige österreichisch-ungarische Generalkonsul in Janina, Julius Pisko, mitgeteilt hat, — ist die Luft seit alter Zeit schlecht und übel, und das rührt von Folgendem her:

Wenn eine Schlange fünfzig Jahre lebt, so wird sie ein Bular, ein Reptil, von welchem die Giftschlangen ihr Gift durch Saugen gewinnen. Ein Bular, welches fünfzig Jahre lang von keinem menschlichen Auge erblickt wird, wird ein Ersáj, ein Reptil, welches den Menschen angreift, ihn umschlingt und ihm sodann die Brust durchstösst, um sein Herz zu essen. Ein Ersáj, welches hundert Jahre lebt und von keinem menschlichen Auge erblickt wird, verwandelt sich in eine Kulschedr, ein Ungetüm, welches in unzugänglichen Berggegenden wohnt, von Menschenfleisch lebt und öfters in die Städte kommt, um sich daselbst seine Nahrung zu suchen. Eine Kulschedr kann von gewissen, mit übernatürlicher Macht ausgestatteten Wesen bekämpft werden, welche Drângoj heissen. Die Drângoj sind sichtbar als Menschen, Hühner oder Lämmer. Der Drângoj hat Flügel und fliegt der Feindin entgegen, er kämpft mit Blitzen, die zuweilen in Äpfeln verborgen sind, sie verteidigt sich durch das Spritzen ihres Urins, des „Schui". Wird der Drângoj von dem Kulschedr-Schui getroffen, so muss er sterben, er ist indessen gewöhnlich geschickter und schneller als die Feindin. In Alessio wurde einst eine Kulschedr von einem Drângoj-Blitze getötet, ihre Knochen faulten auf dem Kampfplatze — daher die üble Luft in Alessio. —

Eine andere Geschichte berichtet einen gegenteiligen Fall:

Ein Knabe begegnete einst einer Kulschedr, die ihre Anwesenheit durch Blitz, Donner und Erdbeben anzukündigen pflegt. Da kam ein Mann des Weges, ein Drângoj war es, und reichte dem Knaben einen Apfel, darin war ein Blitz.

„Fürchte Dich nicht," sagte der Drângoj dem Knaben; „wenn die Kulschedr den Rachen öffnet, so drohe ihr mit dem Apfel, als ob Du werfen wolltest. Aber in Wahrheit thue es nicht, hüte Dich, den Apfel aus der Hand zu lassen."

Der Knabe aber erschrak so sehr, als die Kulschedr ihren Rachen öffnete, dass er den Apfel dem Ungetüm entgegen warf, statt den Rat des Mannes zu befolgen. Der Blitz traf nicht, und die Kulschedr, nur mehr erzürnt, zerstörte das halbe Dorf.

Selbst Säuglinge sind manchmal Drângoj und gehen mit ihren Wiegen den Kulschedr entgegen. Sie sind sogar gefürchtete Gegner, da sie sich gegen den Kulschedr-Schui durch rechtzeitiges Wenden der Wiege schützen können. Jeder Menschen-Drângoj hat goldschimmerndes Haar, dieses darf aber niemand, ausser der Mutter, an dem Kinde sehen. Wenn die Eigenschaft verraten wird, stirbt der Drângoj. Es kennt sie daher kein Mensch, die Mutter ausgenommen. In Elbassan fand man einmal zwei sterbende Jünglinge; sie gestanden: Drângoj gewesen zu sein. Im Kampfe mit einer Kulschedr wurden sie vom Schui derselben getroffen und unterlagen.

Die albanesischen Krankheitsgeister sind, wie Hahn in seinen albanesischen Studien festgestellt hat, wesentlich weiblich gedacht; die Gegen-Stämme kennen aber auch männliche Geister, genannt Perri te, ein aus dem Türkischen — Peri — entlehnter Name. Sowohl die Einen als die Anderen hält man für jugendlich und schön. Zuweilen holen sie sich kleine Kinder aus den Wiegen, spielen mit ihnen auf den Dächern und bringen sie unbeschädigt zurück. In diesem Falle sind sie harmlos. Aber wenn man sie reizt, werden sie gefährlich. Sie halten nämlich häufig lustige Feste auf schattigen Plätzen oder Wegen, den Sterblichen unsichtbar. Kommt nun so ein Mensch daher, stösst sie an, ohne es zu wissen, wirft vielleicht gar ihre Schüsseln, Flaschen und Gläser um, während sie bei Tische sind, da erzürnen die Geister, versetzen dem Übelthäter einen „Schlag", und er erkrankt.

„Iskiopatete", sagen in solchem Falle die Neugriechen; „Uschalkalj, er ist bestiegen, er ist geritten worden," oder: „Umarr'me schubljak, er ist von Geistern geschlagen worden!" klagt man in Albanien, namentlich in Elbassan, wenn jemand plötzlich schwer erkrankt, ohne dass man die Ursache seiner Krankheit entdecken kann.

„Amelj sime", der Geisterschlag „muss süss gemacht, erweicht werden!" meint die alte Frau, welche den Doktor spielt. Und sie befiehlt Folgendes zu thun, falls sich der Kranke an den „Bend i mire" erinnert; Bend i mire heisst eigentlich: der geheiligte Platz in der Kirche, oder der geheiligte Raum um die Nische in der Moschee; aber in diesem Falle bedeutet Bend i mire: einen Ort im Freien, wo jemand als Gesunder eingeschlafen ist, im Schlafe von einem Geisterschlag berührt wurde und in Folge dessen beim Erwachen gelähmt, stumm oder taub war.

Erinnert sich also der Kranke an den Bend i mire, dann bringt man ihn dorthin und besprengt ihn mit Gurpuje oder Rosenwasser, um die Geister, welche Rosenwasser über alles lieben, zu versöhnen. Hilft dies Mittel nicht, dann lässt man am Bend i mire, in Papier gut verpackt, etwas vom Auswurf des Kranken zurück, damit ein Vorübergehender darauf trete und das Übel mit sich nehme . . .

Erinnert sich der Kranke nicht an die Unglücksstelle, wo er sich die Krankheit zugezogen hat, dann kleidet ihn die heilkundige Frau in reine weisse Gewänder und führt ihn abends an einen stillen abgelegenen Ort oder in ein leeres Haus, wo nach ihrer Angabe die Geister zu treffen sind. Sie begrüsst dieselben, als wenn sie sichtbar wären, macht vor jedem eine Verbeugung, nennt die verschiedenen Dämonen-Namen, zieht dann einen Kreis, führt in die Mitte des Kreises den mit Gurpuje oder Rosenwasser überschütteten Kranken, lässt ihn niederknieen und zehn Minuten lang in dieser bittenden Stellung verharren, unbeweglich, angstvoll horchend, zitternd das Ende des Schauers erwartend, während sie selbst ununterbrochen in Bewegung ist, geheime Zeichen macht und die Geister beschwichtigt. Dann wünscht die Medizinfrau den Geistern laut gute Nacht, nimmt ihren Schützling an der Hand und führt ihn nachhause, aber nicht auf geradem Wege, sondern auf Umwegen.

Drei Tage später muss der Kranke gewaschen werden. Man besorgt ein besonderes Wasser. Es heisst in Nord-Albanien „ujete patylie, unbesprochenes", weil derjenige, welcher es holt, während des Ganges nichts sprechen darf; in Elbassan nennt man es auch „geraubtes Wasser", während die Griechen es als „nero akriton, nicht beurteiltes" bezeichnen. In diesem Wasser kocht die Medizinfrau, je nach dem Falle, mehr oder weniger, süsses oder schweres herbes Blätterwerk ab. Süsses Blätterwerk „te amelje", sind: Quittenlaub, Granatenlaub, Aepfelblätter, Rosenblätter, Nessellaub. Zu schwerem Blätterwerk, „te rante", zählen: Lorberblätter, Zypressenblätter, Epheublätter oder andere immer grüne Laubsorten. Ist der Patient nach der vorhergegangenen Geisterbeschwörung mit einem solchen Wasser gewaschen worden, dann muss nach weiteren drei Tagen die Krankheit schwinden oder der Tod erfolgen. — Auch in Marokko bedient man sich bei gewissen Krankheiten des Ausdruckes: „Medrub, geschlagen", von Geistern geschlagen. Die Cholera denkt man sich in Marokko als einen starken, männlichen Geist, der unsichtbar umhergeht und die Leute „schlägt".

Von kleinen Kindern, die eines plötzlichen Todes sterben, sagt man in Nordalbanien: „E kan sitne stoizovale", die Poltergeister haben es „besessen". Auf der Thürschwelle soll man nie ein kleines Kind schlagen, meint man, wie Eijub Abela erzählt, in Syrien; sonst könnte das Kind von einem bösen Geiste „besessen" werden. Epileptische nennt man in Marokko: „Medschnun, von Dschnun Bewohnte, Besessene." Eine ähnliche Benennung haben die Türken.

Stumm und wahnsinnig wird man nach rumänischem Volksglauben, wenn einem eine kleine Hexe in Gestalt einer roten Flamme auf den Kopf „gestiegen" ist. Man kann sich des Geistes erwehren, wenn man sich rasch bekreuzigt, oder die Daumen beider Hände der Flamme entgegenspreizt.

Manchmal legt eine Hexe, sagen die Südslaven, etwas auf den Gartenzaun. Wer so unvorsichtig ist, das Ding wegzunehmen, wird im selben Jahre schwer krank; wagt er gar mit dem Dinge zu spielen, so muss er im selben Jahre sterben.

Die ganze südslavische Krankenpflege hat Krauss eine „Geisterpflege" genannt; man glaubt, dass jede Krankheit durch Einwirkung böser Geister erzeugt werde; man bemüht sich nur,

die Geister aus den Leibern der „Besessenen“ zu vertreiben. Dies kommt in der volksmedizinischen Terminologie der Südslaven zum Ausdruck. Man sagt: Der Kranke ist „beschrieen“ worden; er ist auf etwas Unreines „gestiegen“; er ist „von einem Pfeil durchbohrt“, „geschlagen“ worden; der Teufel, der Geist ist in den Kranken „hineingeflogen“, hat ihn „besessen“.

In der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde teilte Lübeck eine mazedonische Sage mit, in welcher von $77^1/_2$ Krankheiten, — einem Heere, das im Dienste Gottes, aber in indirekter Abhängigkeit steht — erzählt wird. Man betrachtet sie als Fremdlinginnen, sie kommen von irgendwo her, ungesehen, brechen ein in Dörfer und Häuser und verschwinden wieder ungesehen. Sie ergehen sich abends und nachts in Spaziergängen, sie baden sich, sie bummeln, sie tummeln sich herum, spielen, tanzen, singen, springen, ganz wie die Menschen, aber unsichtbar. Wehe dem, der nicht Acht gibt, wo er den Fuss hinsetzt, er stösst leicht an eine der $77^1/_2$ Krankheiten an, tritt einer von ihnen auf den Fuss und fordert ihre Rache heraus. Sie kommt dann ins Haus des Uebelthäters geschlichen, wenn alles schläft, und versetzt ihm einen furchtbaren „Schlag“ oder sucht ihn zu „erdrosseln“; die Erscheinung des Alpdrückens wird so erklärt. Urplötzliche Taubheit, Blindheit, Stummheit sind Folgen von „Schlägen“ der Krankheitsgeister.

Die Rumänen geben Acht, dass sie nicht auf eine am Wege liegende Eierschale oder auf zusammengelegte Fetzen treten, dass sie nicht an eine tote Katze stossen oder in ausgegossenes Wasser geraten: alle diese Dinge sind besprochene, bezauberte, von einer Hexe, welche im Auftrage eines Feindes oder einer Rivalin handelt, hingelegt worden, um Krankheit und Unglück an die Sohlen des Unachtsamen zu heften. — Bei den Serben fragt man: „Auf was ist der Kranke getreten?“ Aehnlich sagt man in Palästina: Man muss beim Gehen die grösste Vorsicht beobachten, dass man nicht vergossenes Wasser oder einen Platz, wo solches vergossen sein könnte, betrete oder einen Kehrichthaufen mit dem Fusse berühre.

Die Hexen versammeln sich nach südslavischem Glauben auf einsamen Ebenen und an Kreuzwegen in hellen Mondnächten, spinnen und brauen ihre Zaubertränke. Sie wohnen

ferner in dichten Wäldern und Schluchten, auf Düngerhaufen, in Lauge- und Asche-Ablagerungen, in Gestrüpp, in alten Ruinen, unterirdischen Höhlen, im Wasser, zur Sommerszeit in Scheunen und hohlen Bäumen. Naht man sich ihren Wohnorten, so verfällt man in Wahnsinn. Wer in alten Häusern, Gasthöfen und Mühlen übernachtet, wird ebenfalls ein Opfer der bösen Geister, ist ein rettungslos verlorener Mensch.

Die Juden in Palästina bewohnen manche Häuser nicht aus Scheu vor darin hausenden unreinen Geistern. Wird eine Familie kurz nacheinander von mehreren Unglücksfällen betroffen, so betrachtet man das Haus, welches die Familie bewohnt, als von Geistern verseucht; man nennt es ein Unglückshaus, Maskane oder Machdura, wörtlich: „bewohnt“, von Hexen bewohnt, behext. In Palästina glauben die Araber, wie Frau Lydia Einszler im zehnten Bande der Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins erzählt, dass sich Geister in einer Reihe unter der Erde befinden. Dort sind sie eigentlich zu Hause, dort entfalten sie ihre unheimliche Thätigkeit. Sie sind Wassergeister und beherrschen die unterirdischen Wasserläufe und die zu Tage tretenden Quellen. Sie sind Feuergeister und beherrschen das unterirdische Feuer. Sie sind Erdgeister und hüten die in der Erde verborgenen Schätze und rufen die Erdbeben hervor. Ausserdem bewohnen sie die Thorschwellen und Thürschwellen der Häuser, die Bäder, die Quellen, die Aborte, Mistplätze, Höhlen, Zisternen, Oelmühlen, Seifensiedereien, gewisse Bäume, sowie alle dunklen und einsamen Orte. — Baut der Araber ein Haus, so vergisst er nicht, beim Legen der Thor- und Thürschwellen zugegen zu sein, um unter dieselben eine Silbermünze zu schieben. Ferner wird ein weisser Hahn geschlachtet und dessen Blut hier vergossen; manche bestreichen auch mit diesem Blute die Thürpfosten. Da man annimmt, dass unter der Thürschwelle böse Geister wohnen, darf man an dieser Stelle die Vorsicht nie aus den Augen lassen. Ein kleines Kind darf man auf der Thürschwelle nicht schlagen, weil jeder Schlag da eine besondere Bedeutung gewinnt; ein Schlag auf das Auge macht es schielend, ein Schlag auf den Kopf macht es dumm, ein Schlag auf den Mund macht ihn krumm. Falls ein Schlag aus Vergesslichkeit doch geschehen ist, so sagt man, um die üble Wirkung zu verhüten, schnell: „Bi ism alf kul allah, hu wahid!“

„Tausendmal sei Gottes Name ausgesprochen, er ist einzig!“ Fällt ein Kind auf der Thürschwelle nieder, was oft vorkommt, weil der Boden aus glatten Steinen besteht und die Schwelle erhaben ist, so herrscht grosser Jammer, und die Mutter ruft immerfort Gottes Namen, um die schlimme Wirkung zu bannen. Hat sich das Kind dabei verletzt, so nimmt man schleunigst Zuflucht zu einer Beräucherung desselben . . .

Wenn ein Ehepaar kinderlos bleibt, so gibt man in Palästina den unter der Thürschwelle wohnenden bösen Geistern die Schuld. Die Montenegrinerin, welche keine Söhne bekommt, macht hierfür nicht die Natur verantwortlich. Sie glaubt vielmehr, dass die Schwelle ihres Hauses am Tage ihrer Hochzeit in Folge von Verwünschungen einer Rivalin verzaubert wurde. Um den Zauber zu bannen, lässt man sieben Priester kommen. Diese brechen die alte verzauberte Hausschwelle ab und tragen sie fort und segnen eine neue Schwelle feierlich ein . . .

In einer hebräischen Schrift aus babylonischer Zeit heisst es: Früher glaubte ich, man vermeide es, sich unter eine Dachrinne zu setzen, wegen des Abflusswassers; später wurde ich belehrt, dass Dämonen sich dort aufhalten. Lastträger, die ein Fass Wein trugen, wollten sich ausruhen und stellten ein Fass unter eine Rinne, da barst es. Sie kamen zu Mar bar Rab Ase, der den Dämon bannte. Als Mar bar Rab Ase den Dämon fragte, weshalb er es so gethan, antwortete er: „Was sollte ich machen, da sie mir das Fass auf mein Ohr setzten?“ — Die Rinne, welche die Dachtraufe vor dem Hause bildet, wird auch von den Albanesen als ein Sitz der Geister angesehen und darf nicht verunreinigt werden.

Wer Nachts im Finsteren in einem Badehause schreit oder Lärm macht, stört nach syrischem Aberglauben die Dschinnen und riskiert es, von den Geistern geohrfeigt zu werden und dadurch die Sprache zu verlieren Es ist nach syrischem Aberglauben auch verboten, Nachts oder im Finsteren warmes Wasser in der Küche auszuleeren. Es könnte die Dschinnen, die dort ebenfalls unsichtbar hausen, verbrühen, und sie würden zur Rache in die unvorsichtigen Uebelthäter fahren. In öffentlichen Bädern darf man auch nicht am Tage, und nicht einmal kaltes Wasser ausschütten, ohne vorher: „Destur, Achtung!“ gesagt zu haben, um die Dschinnen zu warnen. Wenn in einem jüdischen Hause in

Syrien ein Kind zu Boden fällt, so schütten seine Eltern, nachdem sie das Kind schnell aufgehoben haben, Wasser auf die Stelle, um den unsichtbaren Feen, falls der Fall sie erschreckt oder gestört haben sollte, zu beweisen, dass das Kind nur ungeschickt, nicht aber böswillig war, und um die Feen zu bitten, dass sie nicht Rache üben an der Gesundheit des unschuldigen ungeschickten Kindes.

Wenn in Syrien eine Frau einige Tage vor ihrer Niederkunft träumt, dass eine Unbekannte sie quäle, so ist sie überzeugt, dass eine feindliche Fee sie eine Fehlgeburt werde thun lassen. Um sich davor zu schützen, befestigen sich die Mohammedanerinnen einen Kupferring, wie man solcher viele in den phönizischen Gräbern findet, am Fuss; die Christinnen ziehen Reliquien, welche die Klöster liefern, vor. Bei den jüdischen Frauen heisst diese böse Fee: „Lilith." Dieser Krankheitsdämon Lilith wird schon in Jesaja 34, 14 genannt. Man dachte sich unter Lilith später ein Nachtgespenst, ein schönes, geputztes Weib, das den Kindern nachstellt, um ihrer Gesundheit zu schaden, und die Erwachsenen verfolgt, um sie zur Untreue zu verleiten. Die Lilith ist auch in dieser Hinsicht — nicht blos, wie früher bemerkt: wegen ihres Beinamens „die Schöne" — ähnlich der Empusa der Griechen, den Striges und Lamiae der Römer, den Ghulen der Araber.

Bar Balbul erklärt die Lilith so: „Ein Dämon, der einem Weibe gleicht, wie die Ghule." Bar Ali sagt: „Ein Dämon, in Gestalt eines schönen, geputzten Weibes." In Sidria Jahia werden die Lilith als Dämonen erwähnt, die den Wöchnerinnen nachstellen. Im Talmud und in den Midraschim tritt die Lilith als Sched oder Dämon-Mutter auf und wird auch Igrath bath Machlath genannt. Man stellte sich diesen Dämon mit einem eigentümlichen Haarwuchs, oder auch als Missgestalt mit Flügeln versehen vor. Henoch nennt die von gefallenen Engeln geborenen Dämonen: Lilith. Die spätere Kabbala und Sohar schmücken die Lilith noch anderweitig aus. Buxtorf beschreibt ein Amulet, das im kabbalistischen Buche Raziel F. 49 b mitgeteilt ist und Wöchnerin und Kind gegen den Lilith-Zauber schützen sollte; man befestigte solche Amulete an die Vorhänge des Wöchnerinnen-Bettes. Auch im Abendlande und in der

Gegenwart fürchten die Juden häufig den verderblichen Einfluss der Lilith auf Wöchnerin und Kind.

Eine Doppelgängerin der Lilith — wahrscheinlich derselbe Krankheitsgeist unter anderem Namen — ist die Brusche, welche die Juden in Konstantinopel kennen. Auch die Brusche wird besonders den Wöchnerinnen gefährlich. Sie kommt in Gestalt eines alten Weibes, das der Wöchnerin bekannt scheint, an das Bett derselben. Sie hat Erde von Gräbern in den Händen. Und sie wirft diese Erde in die Ohren der Mutter, auf dass die Frau schwerhörig werde und das Jammern ihres Kindes nicht vernehme. Denn während das Gehör schwindet, ergreift die Brusche das Kind, reisst es von der Mutterbrust, erwürgt es und legt es dann als totes wieder zurück.

Ludwig August Frankl hörte auf seiner Reise nach Jerusalem in Stambul folgendes Märchen: Einmal wurde eine Brusche ertappt, als sie ihr gefährliches Spiel trieb. Der Mann der Wöchnerin packte sie an den Haaren und liess sie nicht los und rief Leute herbei, denen er befahl, den Ofen zu heizen mit mächtigem Feuer, um die Brusche darin zu verbrennen. Wohl versuchte die Brusche, sich den Händen des zornigen Mannes zu entwinden; aber er hielt sie wie mit eisernen Klammern. Sie nahm andere Gestalten an, sie wandelte sich aus einem Weib in einen Besen, aus einem Besen in einen Wasserkrug, aus einem Krug in eine Katze. Umsonst. Der Mann fasste den Besen, liess den Krug nicht zur Erde fallen, würgte die Katze, dass ihr der Atem verging. Als sie sich verloren sah, als der Ofen glühte und der Mann sie zum Feuer schleppte, da flehte sie im Namen Gottes um Gnade und Barmherzigkeit und schwur beim heiligen Namen Gottes, dass sie keinem Menschen auf Erden mehr ein Leid zufügen würde. Diesem Schwur glaubte der Mann und liess sie frei . . . Und diesem Schwure blieb die Brusche auch treu.

Die Brusche ist nicht vom Ursprung ein Geist, sondern ein Mensch, der zum Geistern verurteilt ist, der dabei einem unwiderstehlichen Verhängnis folgt. Die Brusche kann aber geheilt werden: man muss aus einem Brunnen einen scharfen Kieselstein herausfischen und ihr die Zähne solange damit schleifen, bis sie stumpf geworden sind und das Zahnfleisch durch den Blutverlust weiss wie das von Leichen erscheint. —

Wenn eine Syrierin, die schon Kinder hat, ein totes Kind zur Welt bringt, so ist an dem Unglück abermals eine neidische Fee schuld. Um es in Zukunft zu verhüten, nimmt die Mutter das jüngste ihrer früher geborenen Kinder, setzt es in einen Korb und lässt diesen in eine Zisterne neben einem Heiligengrabe bis zur Wasserfläche hinab. Das Kind spricht hier unten den Schwur, dass es weder Kopf noch Pfoten eines gehörnten Tieres berühren werde bis zu dem Tage, da die Mutter wieder ein lebendes Kind geboren und letzteres ein bestimmtes Alter erreicht haben werde. Hierauf wird das Kind wieder heraufgezogen und beschenkt mit allem, was sein Herz begehrt.

Dr. Bernhard Beck erzählte mir: „Bagdad ist ein Spezialnest für seltsamsten Aberglauben. Zauberer, Wahrsager, Traumdeuter, Geisterseher und unsichtbare Geister wimmeln hier in allen Häusern, bei den Moslems, Christen und Juden. Bei Allen spukt das grämliche mürrische Gespenst des Imam. Imam bedeutet sonst einen mohammedanischen Priester; wenn man in Bagdad von einem Imam im Hause spricht, so meint man damit einen gefürchteten Geist.“ Im zwölften Bande des Globus wird dieser Bagdader Imam so geschildert: Wenn die Dämmerung hereinbricht, erscheint er den Insassen als uralter Mann mit schneeweissem Bart, in weiten dunklen Gewändern, mit dem Turban auf dem Haupte. Wenn ihm etwas nicht passt, so gibt er es durch ein unwilliges Brummen und durch Spektakel kund, er rüttelt das Küchengeschirr durcheinander, poltert in den Stuben, beunruhigt die Haustiere. Gutes erweist er nicht; vernachlässigt man die Pflichten gegen ihn, bringt er das Vieh und dann auch die Kinder um und den Erwachsenen hängt er die Schwindsucht an. Den Kultus des Imam übt daher jede Bagdader Familie, welchen Glaubens sie sei, regelmässig und peinlich. In der Hausmauer, die den inneren Hof umgibt, befindet sich eine kleine Nische, wo dem Imam geopfert wird. Vor der Nische hängt ein Vorhang, den man unter keinen Umständen entfernen oder ändern darf, selbst wenn er ganz alt, zerlumpt und schmutzig geworden ist; denn der Imam hasst Aenderungen und Neuerungen; er ist konservativ. Jeden Freitag zündet man in der Nische eine frische Talgkerze an, man darf sie nicht auslöschen, sondern lässt sie von selbst verbrennen. Wenn der Imam sich besonders unwirsch erweist, zündet man ihm jeden Tag eine Kerze an

Zuweilen gibt es, wie einem französischen Arzte sein Gesinde versicherte, zwei Imam in einem Hause, einen weissen und einen schwarzen. Der Imam liebt Verwandlungen seiner Erscheinung. Bei Sonnenschein zeigt er sich häufig als Kater; manchmal kommt er als Hund, Skorpion, Taube oder Schlange.

---

20. Poltergeister, Menschengeister und Vampyre.

Geister-Namen. — Rumänische Menschen-Geister. — Die Mora der Dalmatiner. — Walachische Babas. — Ghule und Dschinnen. — Albanesische Geister. — Kinderfeindliche Dämonen. — Kinderseelen als Krankheitsgeister. — Werwolf und Vampyr. — Schutzmittel. — Eisen. — Weissdorn. — Leichenverstümmelungen.

Neben den Krankheitsdämonen von Profession, die alle möglichen Krankheiten verursachen, gibt es Geister, die aus bösen Menschen oder frühverstorbenen Kindern entstehen; Geister, deren Spezialität es ist, die Kinder zu fressen; endlich Vampyre. Eine echte Hexe trägt nach südslavischer Ansicht ein Kreuzeszeichen unter der Nase; eine „Matschioniza" hat die Stirn voll finsterer Falten und Blutflecke im Gesichte. Jede „Slokobniza" hat Barthaare. Buschige Augenbrauen sind allen Hexen eigentümlich. — Es gibt nach rumänischem Volksglauben menschliche Wesen, welche unter der Erde sieben Jahre leben und vom Drac, dem Teufel, in der Schule Solomonaria erzogen werden; und zwar sind es immer zehn zugleich. Sie lernen die Sprachen aller Wesen, alle Geheimkräfte der Natur, alle Zauberformeln und Segenssprüche. Nach den sieben Jahren entlässt er neun als Zauberer und Heilkünstler auf die Erde, der zehnte bleibt noch sieben Jahre beim Teufel, und wird besonders gut ausgebildet. — In Dalmatien findet man im Namen der „Mora" den Mahr oder Alp der Deutschen leicht wieder. Man glaubt auf den Inseln und an den Küsten, dass nur junge Mädchen Mora werden können, verheiratete Frauen werden nach dem Tode Hexen oder Zauberinnen. — Die „Baba's" sind in der kleineren Walachei böse Frauen, gefährlich für Tiere und Menschen, besonders des Abends. Nachts aber können sie nicht schaden.

Die Dienstage sind die Lieblingstage ihrer Wirksamkeit, welche im Herbeizaubern von Seuchen und Unglück besteht. Die Babas sind häufig käuflich. Wenn man sie bezahlt, so wenden sie das Unheil ab. Gegen Bezahlung kann man durch sie jede Person, die man ihnen bezeichnet, mit einem Quecksilberregen heimsuchen und töten lassen. — Die „Ghul“ sind nach arabischem Geisterglauben weibliche Besessene, die sich nachts auf den Friedhöfen an den Leichen Jungverstorbener regalieren, in den Häusern jedoch nicht erscheinen. — Die „Dschinn“ sind bald gut, bald böse: sie befinden sich überall, auf der Erde, in der Luft, im Wasser, bewachen die unterirdischen Schätze, können sich sichtbar machen, Tiergestalt annehmen, nur nicht die Gestalt eines Ziegenbockes. Die „Ifrit“ hingegen sind nur bösartig, stets im Kampfe mit den Dschinnen.

Die Dschinn sind die aus Feuer erschaffenen Wesen, die zwischen Engeln und Menschen stehen. Koran XV 27: „Und die Dschinn erschufen wir aus dem Feuer des Samum.“ LV 14: „Und erschaffen hat er die Dschinn aus rauchlosem Feuer.“ Die Ifrit gelten als die mächtigsten unter den Dschinnen. Im Koran XXVII 39 heisst es, dass ein Ifrit zu Salomo sprach: „Ich bringe dir den Thron von Saba, bevor du dich von deinem Platze erhebst, denn siehe wahrlich, ich bin stark und getreu.“

Die Gelehrten glauben übrigens nur noch an Dschinnen, denn sie wissen, „dass der Sultan-Prophet Sliman — oder Soliman, Suleiman-Salomo — der auch die Sprache der Vögel verstand, sie in Kupferkrüge gebannt und ins Meer gesenkt hat.“ Timur Schach sah im phantastischen Bauwerk des Tempels zu Baalbek „nur ein Werk der Dschinnen und Dämonen.“

Die Seelen von Jungfrauen, welche als Bräute verstorben sind, bringen nach serbischem Aberglauben den Jünglingen der Familie Krankheit und Tod. Die jugendlichen Geister, welche in Albanien umgehen, wohnen häufig in den Bergen. Dorthin holen sie sich aus den Wohnorten der Menschen liebliche Genossen zum Tanze. Wenn sie weibliche Elfen sind, bringen sie Knaben; wenn sie aber männliche Elfen sind, dann suchen sie Mädchen. Der Umgang zwischen den Elfen und den Menschenkindern wirkt nachteilig auf die Gesundheit der letzteren, sie werden immer kränklicher und siechen dahin, da niemand die Ursache ihres Leidens beseitigen kann. Schwätzt

gar das Menschenkind sein Verhältnis mit dem Geiste aus, dann wird es von diesem auf der Stelle erwürgt.

In Selitze in Albanien nennt man das böse Geisterwesen Kore, welches kleine Kinder frisst. Wenn Kinder plötzlich erkranken oder sterben, heisst es: Kore hat sie gefressen! Um die Kore aus dem Orte zu verscheuchen, zünden die jungen Leute am Charsamstag Fackeln an und durcheilen mit ihnen das ganze Dorf. Dann laufen sie zum Fluss, werfen die Fackeln hinein und rufen: „Hei Kore, wie diese Fackeln im Fluss verlöschen, so ertrinke auch im Wasser; lebwohl, auf Nimmerwiederkehr!“

In den albanesischen Sagen gibt es noch ein anderes weibliches Ungetüm, welches das Fleisch kleiner Kinder liebt; es heisst: Ljubia.

Eine nordalbanische Legende, welche der österreichisch-ungarische Konsul in Janina, Julius Pisko, im 26. Bande der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Ethnologie mitgeteilt hat, schildert solche Weiber, welche das Herz von kleinen Kindern fressen: Diese Weiber wissen ihre Laster gut zu verheimlichen. Durch Bestreichen mit einer Salbe können sie ihre Macht auch auf andere Personen übertragen. Sie halten sich für Gesandtinnen Gottes, da sie die von ihnen getöteten Kinder ins Paradies senden. Bei ihren Ausflügen, die sie nachts unternehmen, lassen sie ihre Körper zuhause. Ueberall dringen sie ein und verschonen oft ihre eigenen Kinder nicht. An dem Leichnam eines Kindes, dessen Herz sie gegessen haben, hinterlassen sie keine Spur. Wenn die Hexe ihren nächtlichen Ausflug beendet hat, kehrt sie in ihr Haus und in ihren menschlichen Körper zurück. Wer jedoch so geschickt war, ihren Körper während ihrer Abwesenheit umzukehren und mit den Füssen nach aufwärts zu legen, hat den Hexengeist unschädlich gemacht, da er nicht mehr den Mund zum Hineinfahren findet und verendet. — Wer am letzten Faschingsabend ein Stückchen Schweinefleisch aufbewahrt und damit am Ostersonntag während der Messe die Kreuze an den Kirchenthüren bestreicht, hat alle in der Kirche befindlichen Hexen gefangen, keine Hexe kann zur Thür hinaus. Nur der könnte die Hexen befreien, der den Zauberbann ausgeübt hat; der müsste nackt in die Kirche

gehen und die Kreuze, die er mit dem Schweinefleisch bestrichen hat, wieder abwaschen.

Um die Kinder vor Hexen, welche der Kinder Herzen zu nächtlicher Zeit essen, zu bewahren, bestreicht man in Nordalbanien ihre Stirne mit schwarzer Farbe, lässt sie am letzten Faschingsabend Knoblauch essen und sieht vor Allem darauf, dass an diesem Abend kein Ei im Hause sich befinde. Ausserdem verwendet man Amulete, die man den Kindern um den Hals hängt.

Weint ein kleines Kind nachts immerfort, so glauben die Südslaven, dass eine Hexe das Kind isst. Man sucht schleunig auf den Feldern nach einem Kraut, das man Vještički isjed, Hexenausfrass nennt. Es ist nach Krauss das zur Familie der Onugrarien gehörige Circaea lutetiane L., C. vulgaris. Moench. Dieses Kraut streut man in die Wiege oder gibt eine Abkochung davon dem Kinde zu trinken. Nützlich ist es ferner, die Wiege und die Fusssohlen des Kindes mit Knoblauch einzureiben.

Wenn eine Bäuerin in Bosnien, Serbien — ebenso in Slavonien — ihre Kinder eins nach dem anderen verliert und glaubt, dass Hexen ihren Kindern das Herz aufgefressen haben, so sucht sie im Walde nach einem „selbstgewachsenen Weissdorn", Gloschtschitsch Samonik, schält ihm die Rinde ab, thut dazu Basilicum und Muttergotteskraut und trägt dies Alles in einem Päckchen um den Leib gebunden, wenn sie sich wieder Mutter fühlt.

In Bosnien kennen die Moslems eine die Kinder quälende Hexe „Strawa". Oft schreit ein ind Kim Schlafe ängstlich auf. Daran trägt Schuld die Hexe Strawa, der Schreck.

Ihre Beschwörung wird in einem Feuilleton der „Kölnischen Zeitung" 1901, 366 geschildert: Gegen die Strawa, heisst es da, hilft nur eine bereits abgeschossen gewesene Flintenkugel. Doch wissen nur wenige „weise Frauen" damit nach Vorschrift umzugehen, nur wenige kennen das Gebet, das dabei verrichtet werden muss und das sie sehr geheim halten, denn es würde sonst nicht helfen. Die weise Frau berührt mit der Kugel der Reihe nach die Stirn, den Scheitel, den Nacken, das Schulterblatt, ferner die Pulsadern des von der Strawa befallenen Kindes. Dabei verrichtet sie das „Strawagebet" und schickt hierauf die

böse Hexe „nach neun Mühlen, neun Feldern, neun Hirten, neun Wäldern, nach neun schwarzen Felswänden und zuletzt in die Tiefen des Meeres". Dann sagt sie feierlich: „Das Meer hat keine Brücke, der Rabe kein weisses Zeichen, das Kind keine Strawa mehr."

Damit ist die Zeremonie jedoch noch nicht beendet. Denn nun wird die Kugel über einem Kohlenfeuer in einer Pfanne geschmolzen, das Kind auf den Rücken gelegt und mit einem roten Tuche zugedeckt. Die Frau schüttet das geschmolzene Blei in ein Gefäss mit frischem Wasser, in das früher eine Scheere, ein Messer und ein Löffel geworfen worden sind. Das ins Wasser geschüttete Blei nimmt die Form jenes Gegenstandes an, durch den das Kind von der Strawa befallen wurde. Diese Prozedur wird öfter wiederholt, bis das Kind hergestellt ist. Zum Schlusse schneidet die weise Frau das Wasser mit Messer und Scheere kreuz und quer, denn dann erst flieht die Hexe endgiltig; die Frau wäscht dem Patienten Gesicht, Hände und Pulsadern mit dem Wasser, bewahrt den Rest als wirksames Heilmittel gegen ähnliche Leiden und versteckt das Messer, die Scheere und den Löffel hinter der Thür, um der Hexe das Wiederkommen zu verleiden. Die Zähigkeit, womit der bosnische Mohammedaner am Althergebrachten festhält, lässt diese abergläubischen Gebräuche fast als Religionsübung betrachten, obwohl der Koran derlei verbietet.

Wenn ein Kind nervöse Anfälle bekommt, so glauben, wie Eijub Abela berichtet, die Moslems und Juden in Syrien, dass es von Geistern, von Dschinnen, gequält werde. Um es zu befreien, hält man über seinem Kopfe beim Eintritt des Leidens eine zeitlang einen Säbel oder ein Messer, macht dann wohl einige Bewegungen, als ob man den unsichtbaren Quälgeist des Kindes zerschneiden wollte, und spricht einige beschwörende Worte. Um nun das Kind in Zukunft vor solchen Anfällen zu schützen, hängt man ihm als Amulet die Schale einer kleinen Schildkröte um den Hals. Auch in Konstantinopel hat man häufig Amulete aus Schildkrötenschalen.

Bereits der Atharvaveda kennt den Glauben an Blutsauger in einer Anrufung an den plagenscheuchenden Agni: „Die fluchende Zauberin du brennen magst, Schwarzspuriger, die da fluchte mit der Verfluchung, die bösen Trug hat angelegt, die

unser Kind fasst, ihm den Saft zu rauben, ihr eigenes Kind sie fressen soll!" So finden wir denn auch noch heute in Indien ähnliche Vorstellungen verbreitet.

Die montenegrinische „Wjeschtitza" ist ein weiblicher Geist mit feurigen Flügeln, der den Schlafenden auf die Brust steigt, sie mit ihren Umarmungen erstickt oder wahnsinnig macht; diese Wjeschtitza erscheint auch als Hyäne, um kleine Kinder zu rauben und in den Wald zu schleppen. — „Móvje" nennen, nach Krauss, die Serben die ruhelosen Geister von Kindern, welche vor der Taufe gestorben sind und nun nächtlicher Weile in Gestalt von Gänsen auf Weideplätzen spuken.

Ausserordentlich vielseitig sind die Krankheitsgeister der Rumänen. Heinrich von Wlislocki hat hierüber aus rumänischen Quellen erschöpfende Mitteilungen gebracht. Ich beschränke mich daher, nach ihm nur das zu erwähnen, was für meine Abhandlung des Zusammenhanges wegen unentbehrlich erscheint: Rumänische Mütter, deren Kinder vor der Taufe gestorben, begiessen jedes Jahr am Tage der Wasserweihe, dem Dreikönigstage — rumänisch: Boboteasa — das Grab mit Weihwasser und sprechen dabei: „Getauft sei der Diener Gottes — war es ein Mädchen, sagt man: die Dienerin — N. N. Im Namen Gottes, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen!" Man fürchtet, dass solche Kinder — ebenso totgeborene oder abgetriebene — 7 Jahre lang noch zur Mutter kommen, um Milch zu begehren, und dass sie Hexen oder Moroiu werden. Ungetauft verstorbene Kinder können nämlich nach rumänischem Aberglauben nicht in den Himmel kommen. Sie gelangen in den Mond, an dem sie zehren; verdunkelt sich der Mond, so ist das ein Zeichen seiner Trauer, weil er von diesen „Nagern" so hart mitgenommen wird. Vom 7. oder 9. Kinde wird behauptet, dass es die Eigenschaft habe, sich nach Belieben in ein Tier zu verwandeln und als solches schlafenden Menschen Blut auszusaugen. Die Namen dieser Krankheitsgeister sind verschieden: Vrakolatsch, Prikulitsch.

Eine grosse Rolle spielen bei den Rumänen die eben erwähnten Moroiu, die man zu den Hexen oder Strigoiu zählt. Es sind kleine Hexen, die aus der abgetriebenen Leibesfrucht oder aus ungetauft verstorbenen oder totgeborenen Kindern entstehen und 7 Jahre lang noch ihre Mutter besuchen und von

ihr Milch begehren. Solche Kinderleichen werden von den Hebammen in Lappen eingehüllt und ausserhalb des Friedhofes, in ziemlicher Entfernung von den anderen Toten, in die Erde eingescharrt. Die Gräber werden mit Dornen bedeckt, damit jeder Mensch Acht habe. Denn wer über solch ein Grab schreitet, Mensch oder Tier, wird von einem unheilbaren Siechtum befallen.

Die nach rumänischem Volksglauben aus Leichen abgetriebener, totgeborener oder vor der Taufe verstorbener Kinder entstandenen Moroin-Hexen verlassen um Mitternacht die Gräber, treiben sich im Dorfe, in den Gärten und auf der Landstrasse umher, versammeln sich auf kahlen Bergen, wo man sie im Mondenschein oft sehen kann. Seltener haben sie die Gestalten menschlicher Kinder; gewöhnlich kommen sie als Windspiel, als Katze, als rote Flamme. Als Katzen kriechen sie auf Bäume hinauf, springen auf den nächtlichen Wanderer und zerkratzen ihm das Gesicht. Als Windspiele beissen sie die Leute. Als rote Flammen steigen sie dem Menschen auf den Kopf, machen ihn stumm, wahnsinnig, schwerkrank. Die aus abgetriebenen Leibesfrüchten herstammenden Moroiu sind die gefährlichsten; sie kriechen besonders auf den Boden des Hauses ihrer Mutter, kreischen und brüllen entsetzlich, laufen durch die Zimmer, setzen sich den Schläfern auf die Brust, werfen sie aus den Betten, kratzen und schlagen.

Endlich erwähnt Heinrich von Wlislocki als gefährlichsten Quälgeist den Nosferat, der nicht nur schlafender Menschen Blut saugt, sondern auch als Inkubus-Sukkuba Unheil stiftet. Der Nosferat ist das totgeborene uneheliche Kind zweier Leute, die beide ebenfalls uneheliche Kinder sind. Kaum wird das von solcher Mutter und solchem Vater stammende uneheliche und totgeborene Kind in der Erde verscharrt, so erwacht es zum Leben, entsteigt seinem Grabe und kehrt nicht mehr dahin zurück. Als schwarze Katze, als schwarzer Hund, als Käfer, Schmetterling oder auch blos als Strohhalm besucht es nachts die Menschen; wenn es männlichen Geschlechts ist: die Frauen; wenn es weiblichen Geschlechts ist: die Männer. Mit jungen Leuten treibt es geschlechtliche Vermischung, bis sie krank werden und an Auszehrung sterben. In diesem Falle kommt es auch als schöner Jüngling oder als schönes Mädchen, während die Opfer halb wach liegen und widerstandslos sich ihm fügen.

Oft geschieht es, dass Weiber von ihnen geschwängert werden und Kinder gebären, die durch ihre Hässlichkeit und dadurch erkennbar sind, dass sie am ganzen Leibe Haare haben. Die werden dann sicher wieder Hexen, gewöhnlich Moroiu.

Der Nosferat erscheint bei Bräutigam und Braut und macht sie impotent und unfruchtbar. Man besprengt daher das Brautlager mit Weihwasser oder legt darunter Kohlen aus dem Weihrauchbecken der Kirche.

Die Walachen halten besonders rothaarige Männer für solche, welche Vampyrblut in den Adern haben und nach ihrem Tode als Geister umgehen und ihren überlebenden Verwandten und Freunden, besonders aber jungen Mädchen, das Blut aussaugen. Wenn ein solcher Vampyrverdächtiger stirbt, wird seine Leiche deshalb mit einem grossen eisernen Nagel, welcher durch den Sarg getrieben und aussen angenietet wird, im Sarge festgenagelt.

Nach walachischen Ansichten hausen die Vampyre oder Strigoï in verlassenen Häusern oder einsamen Hainen. Bei Nacht kommen sie hervor und saugen das Blut der Lebenden aus. Aehnlich sind die Staffii. Man sucht diese Geister zu besänftigen, indem man an ihren Gräbern Speise und Trank und Samstags — an dem Tage der Reinigung — auch ein Gefäss mit Wasser aufstellt. Um sich gegen sie zu schützen, muss man auf dem Kopfe drei Wochen lang sieben ausgeraufte Haare in einem von dem Popen geweihten und gefalteten und mit heiligem Oel getränkten Papier tragen.

Die tatarische Heldensage erzählt uns, wie man in den ethnographischen Parallelen Andrees liest, von Bürü-Chan, dem Herrscher über 600 Wölfe, welcher bald als ein goldglänzender, drei Klafter langer Wolf, bald als Mensch lebte. Der Knabe Altenkök fängt ihn in einer Schlinge und fordert von ihm auf den Rat eines Greises die Katze, welche er in seinem Zelte hege. Als sie der Knabe nach Hause gebracht, verwandelt sie sich in ein schönes Weib; denn sie ist die Tochter des Wolfsfürsten, der nun seinem Eidam reiche Mitgift schenkt.

Schon die alten Araber glaubten an Wüstendämone und Vampyre. Im heutigen Orient glauben alle Völker an das Umgehen Verstorbener, welche den Lebenden das Blut aussaugen

In dieselbe Kategorie gehören die dämonischen Ghulen, die nach arabischem und persischem Volksaberglauben Menschen töten und verzehren, und ähnlich ist die Palukah — Sprüche Salomonis 30, 15 — eine gespenstische Unholdin, die den Menschen das Blut aussaugt und darum den Namen des Blutegels trägt. Bei den Aegyptern können die Ghulen die Gestalt verschiedener Tiere annehmen; sie jagen auf den Friedhöfen und an ähnlichen Orten umher, nähren sich von den Leichen und morden und verschlingen jeden Menschen, der das Unglück hat, in ihre Gewalt zu fallen.

Die Vampyrsage, die den slavischen Ländern und dem mohammedanischen Osten angehört, kennt man, nach Quedenfeldt, im mohammedanischen Westen in der allgemeinen Form nicht, wohl aber eine Variation: dass es südlich vom Atlas alto Negerinnen gebe, die nachts den Schlafenden das Blut aus den Zehen saugen.

In Armenien herrscht der Glaube, dass sündige Weiber sieben Jahre lang zur Strafe in Wölfe verwandelt werden. Nächtlicherweile tritt ein Geist zu ihnen, zwingt sie, das Wolfsfell anzuziehen, und nachdem dieses geschehen, verschlingt das Weib die eigenen Kinder, dann die ihrer Verwandten, endlich fremde Kinder. So rast sie die Nacht hindurch, bis der Morgen kommt, dann versteckt sie das Fell und nimmt wieder Menschengestalt an. Ein Mann, der einem solchen Werwolf auf die Spur gekommen war, entdeckte das Fell und warf es ins Feuer. Da kam plötzlich ein jammerndes Weib heran und suchte das Wolfsfell aus dem Feuer zu retten; als es ihr aber nicht gelang, verschwand das Weib im Rauche.

Verwandt dem Vampyr ist auch ein anderes armenisches Ungeheuer „Dachnavar“, welches in einer Höhle bei Eriwan wohnt und jedem, der das Gebirge besucht, in der Nacht das Blut aus den Fusssohlen saugt, bis er tot ist.

In einer Schrift „Der Werwolf, Beitrag zur Sagengeschichte“ — Stuttgart 1862 — hat Dr. Wilhelm Hertz die Werwolfsage in ihrer Verbreitung über Europa nachgewiesen. Ueber das eigentliche Wesen und den Namen des Wurkolak hat Andree in seinen „Ethnogr. Parallelen“ eingehendes gesagt: Da das slavische Wort für den Werwolf als Wurkolak in die neugriechische Sprache übergegangen ist — eines der wenigen un-

zweifelhaft slavischen Wörter derselben — so nahm man ohne Weiteres an, der Wurkolak sei der Werwolf. Das ist aber nicht der Fall, sondern es bedeutet, wie Bernhard Schmidt zeigt, den Vampyr. Dagegen sind die Kalikantsaren bei den Neugriechen die Vertreter unserer Werwölfe; sie zeigen sich nur immer in den Zwölften, der Zeit von Weihnachten bis Theophanie. Auf Chios schweift der Kalikantsaros in dieser Zeit struppigen Aussehens und mit scharfen Krallen bewaffnet nächtlicher Weile umher, zerfleischt den ihm Begegnenden das Gesicht und lauert ihnen auf mit der Frage: „Werg oder Blei?“ Antwortet der Gefragte „Werg“, so lässt ihn der Kalikantsaros los und eilt weiter; lautet dagegen die Antwort „Blei“, so drückt er den Unglücklichen mit seiner ganzen Schwere nieder und richtet ihn so kläglich zu, dass er halbtot liegen bleibt.

Mit dem Werwolf wird häufig der Vampyr verwechselt. Indessen sind beide — wie Andree feststellt — verschiedene Wesen, wenn auch eine gewisse Verwandtschaft zwischen ihnen hervortritt. Der Werwolf, ein Mensch, der gelegentlich in einen Wolf sich verwandelt, ist weit universeller, als der Vampyr, ein aus dem Grabe wiederkehrender Verstorbener, welcher den Ueberlebenden das Blut aussaugt, wobei er allerdings auch Tiergestalt anzunehmen vermag. Er hat sein Zentrum, seinen Fokus bei den slavischen Völkern, wenn er auch weiter sich nachweisen lässt, und in verwandten Formen oder anklingend über die ganze Erde vorkommt.

Die Vampyre der Dalmatiner sind in zwei Arten eingeteilt, in schuldlose und schuldbeladene, obwohl beide Arten ohne Unterschied gleich verderbliche Thätigkeit entfalten. Die eine Art heisst Denac, die andere Orko. Jene Leiche, welche auf der Bahre ohne Aufsicht lag, so dass ein Tier unter ihr hinweglaufen konnte, wird ein Denac-Vampyr. Leute, die während der religiösen Feste arbeiteten, den Sabbat nicht heiligten, viel und gottlos fluchten, Geizhälse oder lasterhafte Menschen waren, werden nach dem Tode Orko-Vampyre. Die Leichen, von welchen man fürchtet, dass sie Vampyre werden könnten, werden vor der Versenkung in die Erde mit einem Weissdornpfahl durchbohrt; auch durchschneidet man die Sehnen der Füsse. Die Thessalier, Epiroten und Walachen des Pindus kennen lebende Vampyre, Somnambulisten, welche nachts aus ihren

Hirtenhütten gehen, Menschen und Tiere überfallen und mit ihren Zähnen zerreissen.

Der montenegrinische Wukodlak oder Vampyr bewohnt das Grab als verdammte Seele. Er liegt da, die Augen offen. Seine Nägel und seine Haare wachsen fort, in seinen Adern rollt warmes Blut. In Vollmondnächten entsteigt er der Erde, irrt umher und saugt das Blut der Lebenden. Wenn ein Toter als Wukodlak verdächtig ist, gräbt man ihn aus mit aller Vorsicht und Feierlichkeit. Ist er verwest, so war der Verdacht falsch, man besprengt die Leiche mit Wasser und gibt sie der Erde zurück. Wenn aber die Leiche rot und blutig ist, stösst man ihr einen Pfahl in die Brust, damit sie sich nicht mehr rühre und verscharrt sie. Manchmal zerschmettert man ihr noch den Kopf durch Gewehrschüsse oder verbrennt den ganzen Körper. Man sagt in Montenegro, dass die Raben wissen, welcher Tote ein Vampyr werde, denn sie fliehen weit vor einer solchen Leiche.

In Bulgarien wird ein Verstorbener zum Vampyr, wenn ein Hund oder eine Katze über die Leiche springt. Doch ist der Vampyrismus dort auch in gewissen Familien erblich oder kann angehext werden; beispielsweise: wenn ein heimtückischer Maurer beim Beginn eines Hausbaues des Vorübergehenden Schatten mit einer Schnur misst und diese dann in die Grundveste mit einmauert. Bereits nach 40 Tagen wird der Betroffene zum „Talasam“ — zum bösen Geiste — und beunruhigt des Nachts bis zum ersten Hahnenschrei mit allerlei Spuk die friedlichen Ortsbewohner. Neun Tage nach dem Begräbnisse verlässt ein Mensch, der ein Vampyr ist, sein Grab und verübt koboldartigen Schabernack; so treibt er es 40 Tage lang als Schatten; dann aber entsteigt er mit Fleisch und Blut aus dem Grabe, heiratet wieder und verzehrt nachts gefallene Büffel, oder saugt den Kühen, seltener den Menschen, das Blut aus. Um nun den „Lipir“ oder „Krvapijac“ — Blutsauger — unschädlich zu machen, öffnet man das Grab und stösst dem Leichnam einen Nagel oder Pfahl tief in die Brust. — Eine andere Darstellung ist etwas abweichend: Die Bulgaren glauben danach, dass diejenigen Menschen Vampyre werden müssen, welche während der Fastenzeit Tabak rauchen und Wein oder Branntwein trinken. Der Tote, der zum Vampyr geworden ist, bleibt die ersten neun Tage ruhig in seinem Grabe. Nach Ab-

lauf dieser Zeit kehrt er, zunächst als luftige Gestalt, auf die Erde zurück. Man erkennt ihn in diesem ersten Stadium seines Geisterlebens daran, dass in der Luft Funken sprühen. Auch wirft sich ein Schatten auf die Wände, der von Tag zu Tag dunkler wird. Der Vampyr ist jetzt noch unschädlich und heisst „Oburs". Am vierzigsten Tage nach seinem Abschiede von der irdischen Welt ist des Vampyrs Lehrzeit im Schattenreich abgelaufen und er entsteigt dem Grabe in körperlicher Gestalt. — Im Dorfe Dereknoi wurde im Jahre 1837 ein dorthin eingewanderter Fremder, der daselbst geheiratet hatte, plötzlich von den Bauern als Vampyr verdächtigt, gemartert und verbrannt. Hier trat also der Fall ein, wo man nicht blos an unsichtbare, sondern an solche Vampyre glaubte, die als Menschen unter den Menschen wandeln. Man ist in Bulgarien vielfach auch von der Erblichkeit des Vampyrismus überzeugt.

Wenn ein Vogel über einen unbegrabenen Leichnam fliegt, so wird letzterer nach serbischer Meinung zum Vampyr — „Vukodlak" — der 40 Tage nach dem Begräbnisse aus der Gruft steigt und durch das kleinste Schlüsselloch kriechen kann. Von Weihnachten bis Christi Himmelfahrt wütet der Vampyr am meisten.

Kommen im Dorfe viele Sterbefälle vor, so ist sicher ein Vampyr daran schuld. Man nimmt dann einen Rappen, führt ihn auf den Friedhof zu dem Grabe, in welchem man den Menschenwürger vermutet. Geht das Pferd nicht über das Grab hinweg, dann ist der Vampyr entdeckt; man öffnet die Gruft, spiesst den Kadaver mit Pfählen fest und macht ihn so unschädlich.

Das Wort Wurkolak ist, nach Andree, slavischen Ursprungs und identisch mit dem slavischen Namen des Werwolfs; da beide blutgierige, auf Menschenmord ausgehende Geschöpfe sind, und der Vampyr gleich dem Werwolf Tiergestalt anzunehmen vermag, so konnten sie in der Vorstellung des Volkes leicht mit einander vermengt werden und demzufolge der Name des einen auf den Begriff des anderen übergehen. Auf Kreta und Rhodos heisst der Vampyr Katachanas, auf Cypern: Sarkomenos.

Zum Vampyr wird bei den Neugriechen ein Mensch, welcher exkommuniziert starb, welcher seiner Gevatterin beiwohnt, wer von den Eltern verflucht, wer eines gewalt-

samen Todes gestorben ist oder unbestattet blieb. Untrügliches Zeichen eines Vampyrs ist, wenn die Leiche im Grabe nicht verwest, sondern anschwillt und ihre Haut straff wie ein Trommelfell wird, womit in der Regel ein blühendes Aussehen des Toten verbunden ist. Frisch und kräftig bleibt der Vampyr, weil er sich vom Fleische und Blute der Lebenden nährt, wobei zunächst die hinterlassenen Glieder der eigenen Familie an die Reihe kommen. Ein besonderer Leckerbissen ist für ihn die Leber.

Nach dem Volksglauben auf Chios klopft der Vampyr oft nachts an die Thüren der Häuser und ruft einen der Bewohner bei Namen: antwortet derselbe, so stirbt er Tags darauf; gibt er keine Antwort, so bleibt er unversehrt. Als dämonisches Wesen ist er der Verwandlung in verschiedene Gestalten fähig, auch die Gabe zu fliegen wird ihm zugeschrieben.

Kommt ein Verstorbener in den Verdacht des Vampyrismus, so wird zunächst für die Ruhe seiner Seele eine Messe gelesen. Hat diese keinen Erfolg, so öffnet man sein Grab, und falls die oben geschilderte Beschaffenheit der Leiche den Verdacht zu bestätigen scheint, nimmt der anwesende Priester eine Beschwörung des bösen Geistes vor. Half auch dies nicht, so riss man früher dem Toten das Herz aus, hackte es in Stücke und verbrannte hierauf den ganzen Körper. Vereinzelt kam auch das Festnageln des Toten vor. In Mytilene werden die Gebeine derjenigen, die nicht ruhig in den Gräbern liegen wollen, auf ein in der Nähe befindliches kleines Eiland übergeführt und hier wieder begraben, weil der Vampyr salziges Wasser nicht überschreiten kann.

Es ist wahrscheinlich, sagt Andree, dass mit dem Namen die Griechen auch einzelne den Vampyr betreffende Vorstellungen von den Slaven entlehnten, doch finden sich die wesentlichen Grundlagen dieses Aberglaubens bereits im hellenischen Altertum vor, wofür Bernhard Schmidt die Belege zusammenstellte.

Auf Zakynthos wird nur derjenige, welcher am Weihnachtsabend — 25. Dezember — das Licht der Welt erblickt, zum Kalikantsaros oder Werwolf. Ein solcher Mensch ist nämlich nach des Volkes Wahn genau neun Monate vorher an Mariä Verkündigung — 25. März — gezeugt worden, und man hält es für eine Ungeheuerlichkeit, dass ein sündhaftes Weib zu der-

selben Zeit empfange und gebäre, zu welcher die jungfräulich reine Gottesmutter empfangen und geboren hat. Für den Frevel der Eltern büsst nun das schuldlose Kind, indem es in den zwölf Nächten ein Werwolf wird; denn wenn auch der Kalikantsaros gerade keine Wolfsgestalt annimmt, so treffen doch alle übrigen charakteristischen Merkmale des Werwolfs bei ihm ein. Das nächtliche Umhertreiben, die tierische Wildheit, die langen scharfen Krallen und Zähne, mit denen er Menschen zerfleischt, sowie die periodische Dauer der Verwandlung weisen deutlich auf den Werwolf hin.

Pisko erwähnt als albanesische Bezeichnungen für Vampyre die Worte: Lugat und Sampiri. Nach Hahn haben die Tosken in Süd-Albanien von den Griechen die Bezeichnung Wurwolak übernommen, während die Gegen in Nord-Albanien das Wort Wukodlak anwenden, das auch alle Südslaven gebrauchen, die Serben, Montenegriner und Bulgaren. Die Walachen sagen: Strigoï oder Staffii; die Dalmatiner wie erwähnt: Denatsch oder Orko. Die eigentliche rumänische Bezeichnung ist: Warkolatsch, wörtlich: Nager.

Hahn erzählt: Nach albanesischem Aberglauben unterliegt eine Vampyrleiche nicht der Verwesung. Das Grab ist allnächtlich von einem Lichtschimmer umgeben. Nach 40 Tagen erhebt sich die Leiche und beginnt umzugehen. Sie stellt allerlei Unheil an, im eigenen Hause und bei Verwandten; der Vampyr schläft bei der Witwe und schwängert sie. In Perlepe soll es vor einigen Jahrzehnten solche Wurwolak-Abkömmlinge gegeben haben. Sie waren von aller Welt ängstlich gemieden, aber da sie die Kunst besassen, die Wurwolaks in den Gräbern festzubannen, verschrieb man sie sich oft nach anderen Städten, wo Wurwolaks umherschwärmten.

Ähnliches berichtet Pisko: Vampyre sind nach nordalbanesischem Glauben verdammte Seelen, welche nicht einmal in der Hölle Aufnahme finden und deshalb ruhelos umherirren. Man hört sie öfters stöhnen, sieht sie auch in Gestalt einer Katze oder eines anderen Tieres. Sie gehen gern in die Häuser, wo sie bei Lebzeiten gewohnt haben, zerstören die Gärten und richten alle möglichen Verwirrungen an, legen sich sogar zu ihren am Leben gebliebenen Frauen ins Bett und schwängern sie. Es ist kennzeichnend für die Leichtgläubigkeit des Volkes,

dass Frauen, welche nach jahrelangem Witwentum ein Kind gebären, mit den Worten entschuldigt werden: Ihr verstorbener Mann ist ein Vampyr und hat sie besucht. —

Nur der Sohn einer solchen Vereinigung — I biri i lugatit oder: I biri i sampirit genannt — ist imstande, einen Vampyr zu erkennen und unschädlich zu machen. Zu diesem Behufe durchzieht er, gefolgt von einem Tambourinschläger, nachts die Strassen der Stadt; und wenn der Vampyr, angelockt durch die Töne des Tambourins, erscheint und zu tanzen beginnt, tötet der Vampyrjäger ihn durch einen Schuss.

Die Angehörigen eines Verstorbenen, der als Vampyr gilt, pflegen ferner auf dessen Grabe ein Feuer anzuzünden und dieses mit ungelöschtem Kalk zu bedecken; oder es springt jemand dreimal mit einem Pferde über das Grab der Breite nach. Durch das eine Mittel wie durch das andere wird der Vampyr verhindert, aus dem Grabe zu entweichen.

In einem Dorfe des Peloponnes kam eine Witwe in die Hoffnung. Sie beteuerte, dass sie seit dem Tode ihres Gatten mit keinem Manne Umgang gepflogen hätte. Folglich musste ihr verstorbener Mann ein Vampyr geworden sein und seine Frau als solcher geschwängert haben. Man zog also am Samstag — dem Tage, an welchem die Vampyre ihr Grab nicht verlassen — auf den Friedhof, grub die Leiche aus, zerstückelte sie, und es musste jeder Bauer ein Stück davon essen, um sich fortan gegen alle Vampyre geschützt zu halten. — Die christlichen Gegen von Elbassan glauben, dass kein Christ ein Gespenst werden könne. Sie kennen keine eigentlichen Vampyre, sondern nur diese zwei Arten von Geistern: Türkenleichen oder Ljuwghat; und Zigeunerleichen oder Karkant Schülji, auch: Koükoüt genannt. Die Türkenleichen, mit ungeheuren Nägeln, gehen in ihre Sterbetücher eingehüllt umher, erdrosseln die Menschen und verzehren das Vieh mit Haut und Haaren. Die Zigeunerleichen schwärmen hauptsächlich im Januarmonat; ihr Hauch ist tötlich. Die anderen Albanesen, ausser jenen von Elbassan, kennen für die Vampyre keinen Religionsunterschied.

Die Gefahr, ein Vampyr zu werden, besteht auch für solche, die in ihrem Leben fromm und brav waren und kein Vampyrblut in den Adern hatten. Wenn nämlich ein Haustier unter eine Leiche kriecht, muss diese ein Vampyr werden. Bei den

Tosken in Süd-Albanien tritt dies auch ein, wenn ein Haustier, besonders eine Katze, über die Leiche hinüberspringt. Endlich bringt es ihr dasselbe düstere Schicksal, wenn ein Vogel über sie hinwegfliegt. Um das Furchtbare zu verhüten, halten Freunde und Verwandte bei der Bahre eines Verstorbenen ununterbrochene Wacht.

Wenn bei den Balkanvölkern ein Aufgegebener leben bleibt, betrachtet man ihn als shivi oder lebenden Vampyr, in seinem Körper ist der Netschastivi, der Unreine. So einer, meint Krauss, lebt sich schliesslich selber in den Wahn ein, er sei nicht er; oder in seinen Vorteil, wenn er pfiffig ist, und dann wird er ein Prorok, ein Wahrsager, oder Wratsch, ein Heilmann.

Es gibt zahllose Schutzmittel gegen die Vampyre: Lenormant erwähnt eine akkadische Beschwörungsformel, in der von Anbinden weisser und schwarzer Streifen ans Bett die Rede ist zum Schutze gegen das Schreckgespenst des Vampyrs. — „Wenn jemand Eisen zwischen die Gräber wirft, so gehört das zu den emoritischen, heidnischen, Gebräuchen“, hiess es bei den Juden des Mittelalters. „Thut er es aber wegen der Handwerker, so ist es erlaubt.“ Das zwischen die Gräber geworfene Eisen diente, nach Ansicht des Orientalisten Heinrich Lewy, wohl als Schutzmittel gegen den Werwolf. Dieser galt hier nicht als ein verwandelter lebender Mensch, sondern als ein dem Grabe in Wolfsgestalt entstiegener Leichnam. Entzaubert ward er dadurch, dass man Eisen und Stahl über ihn warf. Als einen anderen emoritischen Gebrauch bezeichnete man es bei den Juden, wenn jemand „einen angebrannten Stab oder ein Eisen unter seinen Kopf legte als Amulet“; erlaubt war dies aber, wenn man sagte: „es geschieht, um die Dinge zu verwahren“. Dieses Amulet war besonders in Gebrauch, um die Wöchnerinnen zu schützen. Eisen bricht allen Zauber, das ist ein alter Glaube. Die Mutter Mohammeds erhielt den Rat, vor ihrer Niederkunft ein Stück Eisen um den Hals und die Arme zu binden.

In Norwegen muss die Wöchnerin Stahl bei sich tragen. In der Pfalz gibt man bei Entbindungen eine Axt unter das Bett der Frau. Stahl und Eisen legt man dort ferner unter die Thürschwelle und in die Wiege als Schutz gegen Behexung. Im europäischen Volksglauben heisst es: Eisen vertreibt Elfen und Feen und vernichtet ihre Macht. Die orientalischen

Dschinnen leben in solcher Furcht vor dem Eisen, dass der blosse Name desselben schon ein Zaubermittel gegen sie ist.

Mehrfach wurden von mir Weissdorn und Schlehdorn als Schutzmittel gegen die Vampyre erwähnt. In Slavonien trägt man, um sich vor Hexen zu schützen, Schlehdorn im Kleide eingenäht. In Häusern, wo es kleine Kinder gibt, befestigt man an den Fenstern Schlehdorn. Aber dieses Schutzmittel geniesst nicht nur heute hohes Ansehen, sondern wurde schon in den ältesten Zeiten angewendet. Heinrich Lewy verweist auf den griechischen Gebrauch, bei Geburten und Leichenbegängnissen Weissdorn an der Thüre anzuheften, um das Haus vor dämonischen Einflüssen zu schützen. Die Spina alba hat Janus der Carna verliehen, um damit allen bösen Schaden von den Thüren abzuwenden, besonders die gräulichen Strigen, welche in der Nacht kommen und den Kindern das Blut aussaugen und die Eingeweide ausfressen.

Im alten Rom wurden am 1. Juni Weissdornruten und Wegedorn über Thüren und Fenstern angebracht, um das Unheil, Noxas, zu verscheuchen und die Krankheitsgeister abzuhalten. Der Aberglaube ist und bleibt das ewig Unveränderliche. Sterben viele Leute in einem Dorfe, dann sagt man: „Ein Wukodlak geht um!“ Um zu erfahren, in welchem Grabe er liegt, führt man in einer bestimmten Nacht — in der Samstagsnacht, in welcher die Vampyre in ihren Gräbern bleiben — ein schwarzes Fohlen ohne alle Abzeichen auf den Kirchhof und treibt es über jedes verdächtige Grab. Wo es den Sprung nicht wagt, liegt der Wukodlak. Dieses Grab öffnet man, nimmt die Leiche heraus und, wenn sie noch nicht verwest ist, durchsticht man sie mit einem spitzigen Weissdornpfahl.

Die Walachen glauben bei rascher Aufeinanderfolge von Todesfällen in derselben Familie, dass sich unter diesen jüngst Verstorbenen ein Vampyr befinde. Man öffnet ihre Gräber, und der Sarg, in welchem man ein Loch bemerkt, ist die Wohnung des gesuchten Vampyrs. Man feuert in dieses Loch einen Schuss hinein und treibt einen Weissdornpfahl durch die ganze Breite des Sarges und der Leiche, um den Vampyr festzubannen. Stirbt ein solcher Mensch, den man schon bei Lebzeiten als Vampyr verdächtigte, so wird von den Rumänen an sein Leichengewand ein Dornenzweig geheftet, damit ihn dieser am Verlassen des

Grabes hindere. Gibt der Geist trotzdem keine Ruhe, oder wird diese Massregel nicht ausgeführt, so wird die Leiche ausgescharrt und geköpft.

Wie lange ist es denn her, dass man in deutschen, österreichischen und ungarischen Landen Leute, die man bei ihren Lebzeiten schon als Zauberer und Hexen bezeichnet hatte, nach ihrem Tode als Vampyre betrachtete, dass man ihre Leichname ausgrub und zerstückelte oder verbrannte. Um das Jahr 1817 waren solche Gräuel bei den slavischen Völkerschaften in Ungarn etwas ganz Gewöhnliches. Und vereinzelt kommen derartige Unglaublichkeiten noch in neuerer, ja in allerneuester Zeit vor.

Andree berichtet nach Mannhardt von Leichenausgrabungen infolge dieses Glaubens aus den Dörfern Mariensee und Wonneberg. Noch 1855 wollte der Pöbel den an der Cholera verstorbenen Probst von St. Albrecht in Danzig ausgraben, weil er das rote Mal auf dem Gesichte gehabt.

Folgender, ebenfalls von Andree erzählter Fall gehört der neuesten Zeit an: Die Frau des Waldwärters Gehrke zu Pniewo im westpreussischen Kreise Schwetz war im Februar 1870 gestorben und auf dem Kirchhofe zu Biechowo beerdigt worden. Gleich darauf erkrankte ihr Ehemann sehr heftig und ebenso seine Kinder. Es herrscht in dortiger — meist polnischer — Gegend der Aberglaube, dass, wenn nach dem Tode eines Familiengliedes plötzliche Krankheiten in der Familie auftreten, dies der Verstorbene verschulde, indem er alle seine Verwandten nachhole, um sich mit ihnen im Grabe zu vereinigen. Um diesem vorzubeugen, schaufelte der Bruder des erkrankten Gehrke in Gemeinschaft mit einem gewissen Jahnke zur Nachtzeit das Grab auf, öffnete den Sarg und legte Leinsamen und ein Fischernetz hinein. Die hinzugekommene Frau des Jahnke meinte aber, das werde nicht helfen, da dic Verstorbene ja eine auffallend rote Gesichtsfarbe habe und in Wirklichkeit noch nicht tot sei, obwohl sie schon vor vier Wochen beerdigt war. Man griff daher zu einem drastischen Mittel: der Leiche wurde mit einem Spaten der Kopf abgestochen und dann unter den Arm gelegt. Durch das Kreisgericht zu Schwetz erfolgte Bestrafung der Teilnehmer an diesem Akte wegen Grabschändung, wobei auf ihre Behauptung, dass der erkrankte Gehrke infolge der statt-

gefundenen Operation in kurzer Zeit wieder gesund geworden sei, keine Rücksicht genommen wurde.

Im Sommer 1873 brach im Umkreise von Stryj eine Choleraepidemie aus. Stryj ist eines der weltnahen Zentren Galiziens, mit den Ländern der Gesittung und Aufklärung vielfach verbunden. Trotzdem glauben die Bauern dieser Gegend an Menschen, die bei Lebzeiten Zauberer waren und nach ihrem Tode als Krankheitsstifter und Todesbringer nächtlicher Weile umgehen. Solche Menschen-Geister sollten auch die Cholera in das Land hereingezaubert haben.

In Wiener Blättern vom 1. August 1873 fand ich Folgendes: Die Bauern von Tuchla waren alle überzeugt, dass ihr verstorbener Dorfschulze Nikolaj Macewko als Vampyr unter ihnen hause und auch die Cholera ihnen aufgehalst habe. Mit dem Dorfschulzen Olega Ilkon aus Libossura an der Spitze marschierten sie zum Grabe des Nikolaj Macewko, rissen die Leiche des Verdächtigen heraus und trieben einen Pfahl in seinen Kopf, einen in die rechte Rippe und einen in den Rücken. Zur grösseren Sicherheit schoss Olega Ilkon seinem toten Amtsvorgänger eine Kugel in das Herz. Der so bearbeitete Leichnam wurde darauf zerrissen und zerhackt, und jeder Bauer nahm ein Stückchen von demselben als Präservativ mit sich nach Hause; also genau, wie es in dem früher erwähnten Falle in einem peloponnesischen Dorfe zuging. Als man in den anderen Gegenden des Kreises Stryj von diesem Vorgang vernahm, beeilte man sich — ihn nachzuahmen. So führte der Dorfschulze Ludwig Geiring in Slawka seine Gemeinde zu einem Grabe, wo man einen die Cholera verursachenden Vampyr vermutete. Sonderbarerweise aber starb Ludwig Geiring — trotz der Vernichtung des Vampyrs — noch am selben Tage an der Cholera. Allein wir dürfen nicht annehmen, dass dieser Misserfolg der Choleravertreibung den Aberglauben in jener Gegend vernichtet hätte!

Im Morgenblatt vom 8. November 1899, in der Rubrik der kleinen Chronik, brachte die „Neue Freie Presse“ einen aus Budapest gesandten Beitrag zur Bekämpfung der Diphtheritis: Um die in der Gemeinde Krassova des Krasso-Szörenyer Komitates ausgebrochene Epidemie zu vertreiben, gruben die rumänischen Bauern des Ortes nachts gleich dreissig Leichen aus und zerstückelten sie.

Das Bukarester Tagblatt berichtete in der Nummer vom 17. Mai 1902 unter der Spitzmarke „Ein schrecklicher Aberglaube“ folgendes: In der Gemeinde Prejam im Distrikte Vilcea haben unbekannte Thäter den Leichnam eines vor kurzem verstorbenen 13 jährigen Knaben ausgegraben und den Körper in einem an das Dorf grenzenden Walde auf einem Roste zu Asche verbrannt. Die verbrannten Gebeine des Knaben sowie Fetzen von den Kleidern, mit denen er begraben worden war, wurden dann später von der Gendarmerie aufgefunden und gaben zur Entdeckung der That Anlass. Wie man glaubt, wurde die That von Familienangehörigen des Verstorbenen verübt, um den Vampyr zu verhindern, auch den Tod anderer Mitglieder der Familie herbeizuführen, welche gleich nach dem Ableben des Knaben schwer erkrankt waren.

In der ungarischen Gemeinde Nagy-Zarlencz wurde, wie die „Korrespondenz Hungaria“ am 7. November 1902 erzählte, das Haus der Witwe Pápa nächtlicherweile mit Steinen beworfen. Da der Urheber des Bombardements nicht entdeckt werden konnte, kam der Sohn der Witwe auf den Gedanken, dass der tote Vater nachts sein Grab verlasse und umgehe. Er scharrte den verdächtigen Leichnam aus, schleppte ihn weit fort und verbrannte ihn.

---

21. Mystische Krankheits-Ursachen und Anzeichen: das Jahr und seine Tage.

Kismet und Koran. — Vorbedeutungen. — Bestimmung. — Südslavische Ansichten. — Schicksalsgöttinnen. — Der rätselhafte Alte. — Das Jahr und seine Tage. — Bedeutung der Geburtsstunde und des Tages der Geburt. — Das Sonntagskind. — Die Wochentage im Aberglauben und in der osmanischen Geschichte. — Der Freitag. — Günstige Tage für Hochzeiten bei den Rumänen. — Südslavische Unheilstage. — Die Festtage der Christen. — Das jüdische Neujahr. — Wichtige Nächte und Tage bei den Moslems. — Die Rolle des Neumonds. — Die Monate. — Beste Heiratszeit. — Sonnen- und Mondfinsternis in der osmanischen Geschichte als Todesursachen und -Anzeichen. — Kometen. — Worte des Hungers bedeuten Hungersnot. — Andere historische Unfallanzeichen.

Der Glaube an Vorbedeutungen hat sich von den Römern, Griechen, Hebräern und anderen Völkern des Altertums auf die Osmanen fortgeerbt. Ein zum türkischen Sprichwort gewordenes Wort Naïmas lautet zwar: „Wer sich sein Los prophezeit, macht sich dasselbe.“ Aber trotzdem und trotz der Worte des Propheten, welcher blos den Glauben an gute Vorzeichen billigte, den an böse indessen als Aberglauben verwarf, ist das schlimme Vorurteil vorherrschend geblieben.

Nach orientalischer Ansicht ist alles Kismet, Schicksal, Bestimmung. Alles ist von Anbeginn des Lebens von Gott festgesetzt. Im Koran heisst es, in der II Sure: „Allah bestimmte es so . . . Allah ist es, der Leben und Tod giebt.“ Koran XXXV 12: „ . . . . und kein Alternder altert oder nimmt ab an Alter, ohne dass es in einem Buche steht.“ Ein Engel, der in der Gebärmutter wohnt, notiert nämlich schon im Momente der Empfängnis des Künftigen Geschlecht, verzeichnet die Dauer seiner Existenz, die Werke, die er alle Tage thun wird, und das glückliche oder unglückliche Los, das ihm beschieden

ist. Koran LVII 22: „Kein Unheil geschieht auf Erden oder euch, das nicht in einem Buche der ewigen Ratschlüsse Allahs stünde, bevor wir es geschehen liessen . . .“ IX 51: „Sprich: Nimmer trifft uns ein anderes, als was Allah uns verzeichnet.“ XXXV 12: „Und kein Weib wird schwanger oder kommt nieder ohne Allahs Wissen.“ III 139: „Und niemand stirbt ohne Allahs Erlaubnis gemäss dem Termine setzenden Buche.“

Das Kismet wagt sich aber, nach einer türkischen Ueberlieferung, nicht an einen Menschen, der einen Bau unternommen hat, solange dieser nicht gänzlich ausgeführt ist. Deshalb sucht man häufig sein Leben durch einen nicht endenden Bau zu verlängern. Ein Bau, der – trotzdem er nicht ganz zu Ende geführt wird — doch nicht den Tod seines Besitzers verhindert hat, bleibt als Ruine stehen oder wird nur weitergeführt, nachdem man unter vielen Beschwörungszeremonien und Opfern die Scheitan, Ifrit und Ghul, die darin wohnen, vertrieben zu haben glaubt.

In der 39. Sure, Vers 29 sagt der Koran: „Sprich: Euch ist ein Tag festgesetzt, von dem ihr keine Stunde hemmen noch beschleunigen könnt.“ Ebenso heisst es bei den Balkanslaven: Jahr und Monat, Tag und Stunde, Minute und Sekunde haben von Anbeginn des Lebens eines Menschen ihre Leiden und Freuden vorher festgesetzt. Kein Mensch kann entweichen, wer er sei, wo er sei. Krankheit und Tod wissen, wann und bei wem sie zu erscheinen haben. Irrt sich die Umiratschka, das Totenweib — sagen die Serben — dann bleibt der Kranke trotz aller Anfechtungen, trotz scheinbar verzweifelten Zustandes am Leben, dann findet die Seele selbst noch unter dem Fingernagel Zuflucht. Sonst aber muss man auf die Sekunde verscheiden, ein Tropfen Wasser, eine Krume Brot zwingt dazu, es gibt keine Frist . . .

Daher ist eine passive Resignation natürlich. Jedwede systematische Ankämpfung gegen Krankheiten ist unnütz. Kann ein Arzt helfen, wenn die Orissnitzi, die Schicksalsfräulein, geschrieben haben, dass man sterben müsse? Braucht man die Hülfe des Arztes, wenn die Orissnitzi geschrieben haben, dass man noch leben solle?

Die Schicksalsgöttinnen, Orissnitzi, hausen am Ende der Welt, nahe bei der Sonne, in einem tiefen, schattigen Thale.

Nach einigen Ansichten schreiben sie ihre Bestimmungen mit unsichtbaren geheimnisvollen Federn und unlesbaren Lettern dem Kinde auf das Haupt, daher ihr Name: von rissuwan, zeichnen, schreiben. In einigen von Krauss mitgeteilten Volksliedern erscheinen sie zumeist als grausame Wesen, die durch die gastlichste Bewillkommnung, den süssesten Honigbrotkuchen, den besten Wein, das köstlichste Oel, durch alle die Fülle von Knoblauch und Nüssen, und selbst durch Goldmünzen, nicht erweicht werden.

Bei den Nord-Albanesen finden wir drei alte gute Bekannte, die griechischen Moiren, als Fatiten wieder. Hahn schildert in seinen „Albanesischen Studien“ diese Schicksalsfräulein folgendermassen: Am dritten Abend nach der Geburt eines Kindes erscheinen an seinem Bettlein drei unsichtbare Frauen, Fatiten genannt. Sie gehen eine nach der anderen am Bettlein vorüber, und die Letzte verkündet das Schicksal des Neugeborenen; es ist unabänderlich, und die beiden anderen Fatiten stimmen dem Ausspruch der dritten unweigerlich bei. Um die wichtigen Frauen günstig zu stimmen, bereitet man ihnen einen feierlichen Empfang. Man richtet für die Fatiten einen Tisch her, darauf stellt man drei Brote, drei Gefässe mit Wasser, drei Gefässe mit Honig und drei Mandelkerne; alle Kostbarkeiten des Hauses legt man dazu, damit die Fatiten sich nehmen können, wonach ihr Herz begehrt. Die Thüren des Hauses stehen halb offen, damit die drei Frauen leicht und ungehindert passieren, und die Hunde entfernt man, um nicht durch ihr Gebell die hohen Damen zu erschrecken.

Zu diesem Abend, welcher Poganik genannt wird, kommen die Verwandten und Freunde aus der ganzen Ortschaft unaufgefordert im Hause der Wöchnerin zusammen. Jede Frau bringt einen Blätterkuchen, ein Brezelbrot und eine Holzflasche Wein mit. Man schmaust das Mitgebrachte und wünscht fort und fort der Mutter und dem Kinde: Tüchtige Füsse, tüchtige Füsse, gleichsam als wollte man damit die unsichtbar im Zimmer weilenden Fatiten hypnotisieren. Von dem mitgebrachten, durch die unsichtbare Gegenwart der Fatiten geheiligten Essen nimmt man etwas nach Hause wieder mit und giebt es denen, die zum Poganik nicht mitkommen konnten; solche Speisereste bringen Gesundheit und Glück.

Bei den attischen Albanesen sind die drei altgriechischen Moiren in einem einzigen Schicksalswesen verschmolzen; dieses heisst hier sogar Moira. Im sogenannten Altserbien bringt man den Schicksalsfräulein die Gaben ebenfalls in der Dreizahl dar. Man legt zum Kinde in die Wiege, in einen Lappen gewickelt: 3 Weizenkörner, 3 Salzkörner. Ferner: einige Geldstücke, einen Bissen Brot und einige zauberkräftige Pflanzen. Hat man den Schicksalsfräulein keine Gaben vorbereitet, so werden sie böse. Von den Dreien sagt zunächst die Erste ihre Meinung, dann spricht die Zweite und sie kann den Ausspruch der Ersten mildern oder schärfen, die Dritte endlich bestimmt das so von der Zweiten Ausgesprochene als ein Unabänderliches. Bestimmt werden: Die Zahl der Lebensjahre, der Beruf des Menschen, die Art des Todes, Armut oder Reichtum, Glück oder Unglück, das Datum der Ehe und die Person, die man heiraten wird. Daher nennt man auch den Bräutigam und Gatten: Sugjenik, den Beschiedenen, die Braut und Frau: Sugjeniza, die Beschiedene.

Ausser den Schicksalsfräulein gibt es bei den Südslaven noch einen „rätselhaften Alten,“ der die gleiche Rolle spielt. Er haust irgendwo in einer unbekannten Welt und teilt den Neugeborenen ihre Schicksalslose aus. Man nennt den Alten einfach: Greis, zuweilen Usud, endlich: Bog, Gott.

Das Schicksal ist also von allem Anfang an bestimmt. Die gute und die böse Stunde, günstige und ungünstige Tage, und selbst günstige und ungünstige Monate, spielen daher im Volksglauben der Orientalen feststehende Rollen. Von der Geburt bis zum Tode beobachtet man sorgfältig alle abergläubischen Bestimmungen, denn von solcher Beobachtung hängt die Gesundheit eines jeden Menschen ab.

Schon die Stunde, in der man geboren ist, entscheidet nach Ansicht aller morgenländischen Völker über das zukünftige Schicksal des Menschen. „Tagewähler“ nennt die Lutherische Bibelübersetzung — V. Mose XVIII, 10 — diejenigen, welche an glückliche und unglückliche Tage glauben. „Ihr sollt nicht auf Vogelgeschrei achten und Tage wählen,“ gebietet Moses — III. Buch XIX. 26 — und erwähnt damit eine der ältesten Arten des Aberglaubens, welche bis zum heutigen Tage sich erhalten hat und — wie Andree sagt — „ihrer universellen

Verbreitung zufolge als ein Zeugnis für die Einheit des menschlichen Geistes dasteht.“ Auch Hesiod kennt die Tagewählerei und lehrt, an welchem Tage Knaben, an welchem Mädchen zu guter Vorbedeutung geboren werden und an welchem sie sich verheiraten sollen. — Wer um die zwölfte Stunde — Mitternacht oder Mittag — geboren wurde, ist nach südslavischem Glauben ein Unglückskind; ebenso werden in der Zeit bald nach Sonnenuntergang nur unglückliche Menschen geboren; die frühe Morgenstunde, vor Sonnenaufgang, bringt lauter Glückskinder und Schönheiten.

Wie die Stunde der Geburt ist auch der Tag, an welchem man das Licht der Welt erblickt, wichtig. Doch gehen die Ansichten der verschiedenen Völker des Orients über die günstige oder ungünstige Bedeutung der Tage in diesem Fall häufig weit auseinander. Die Serben nennen ein Sonntagskind: Dobrosretnjik, weiblich: Dobrosretnjiza, Glückskind. Aber nicht alle Slaven denken so. Bei den Kleinrussen beispielsweise sind bekanntlich am Sonntag geborene Kinder Unglücksmenschen. Bei den Bulgaren sind die Subotnizi, die Samstagskinder, als Glückspilze den Eltern willkommen. Von Freitagskindern glauben die christlichen Balkanvölker allgemein: sie seien gegen Hexenzauber gefeit.

Die Juden legen noch heute, wie im frühen Mittelalter, grossen Wert auf glückliche und unglückliche Geburtstage. Namentlich die Spaniolen glauben fest an folgende Bestimmung der einzelnen Tage: Wer am Sonntag geboren wurde, wird eine hervorragende Rolle im Guten oder Schlechten spielen, wird ein berühmter Rabbi oder ein berüchtigter Dieb werden, weil am Sonntag Licht und Finsternis sich schieden; Kinder, welche Montags zur Welt kommen, werden jähzornig und boshaft, denn am Montag haben sich die stürmisch wogenden Wassermassen geteilt und abgegrenzt; Kinder vom Dienstag werden reich, aber ausschweifend, denn am Dienstag entfaltete die Natur ihre Reichtümer, und die Erde entwickelte ihre Kräfte; Kinder vom Mittwoch werden klug und weise, denn am Mittwoch sind die Himmelslichter geschaffen worden; Kinder des Donnerstags werden wohlthätigen Sinnes, denn am Donnerstag schuf Gott die Vögel und die Fische, die sorgenlos leben und ihre Nahrung selbst finden; Kinder des Freitags werden fromm und strenggläubig,

weil an diesem Tag alles von der Weihe des nahenden Sabbats erfüllt ist; Kinder vom Samstag nennen die Einen Glückskinder, Andere sagen: Knaben am Sonnabend geboren, müssen an einem Sonnabend sterben, weil ihretwegen der Sabbat, durch die nach einer Woche vorzunehmende Beschneidung, entweiht ist. Im Widerspruch dazu heisst es endlich: Jeder am Sabbat geborene Knabe wird ein Heiliger. — Als unglückliche Tage bei den Arabern gelten: der Sonntag, weil er der Todestag des Propheten ist; der Donnerstag, weil an ihm eine Menge Heilige den Märtyrertod erlitten. Ganz besonders unglücklich aber sind bei den Arabern der Sonnabend und der letzte Mittwoch des Monats Saffer. Jedoch sind unter diesen Tagen einige, welche für gewisse Verrichtungen glückbringend sind; so der Sonntag zur Vollziehung der Ehe und der Donnerstag zum Aderlass. Fällt einer der unglücklichen Tage in die Zeit der Beiramsfeste, so wird er zu einem glücklichen. Der erste Tag eines Monats, möge er heissen wie er wolle, und der Freitag werden als glücklich betrachtet. Letzterer, weil er der Sabbat der Mohammedaner ist, weshalb er auch den Beinamen El Fadileh — der vortreffliche — erhalten hat. — Bei den Persern ist das Befragen des Orakels — „istechare“ oder „fal“ — eine wichtige Sache; wenige Perser gehen an ein Unternehmen selbst von geringer Bedeutung, ohne vorher das Schicksal zu Rate zu ziehen. Man bedient sich dazu des Rosenkranzes oder des Korans und des Hafis, indem durch Einstechen in das Buch eine Stelle aufgeschlagen wird, oder endlich einer Art Würfel, des „raem'l“; für letztere Prozedur gibt es eigene Deuter, Raemmal genannt. Glückliche und unglückliche Tage werden in Persien von den Astrologen vorausbestimmt und in den Tafeln des berühmten Astronomen Chadsche Nässir aus Märageh befinden sich diejenigen Tage verzeichnet, an welchen es gut ist, zur Ader zu lassen, zu baden, zu heiraten. Jeder Tribus hat seine eigenen glücklichen und unglücklichen Wochentage, die sich an freudige oder traurige historische Erinnerungen des Stammes knüpfen; eine reiche Auswahl solcher Tage besitzt der regierende Stamm der Kadscharen. Auch die osmanische Geschichte legt grossen Wert auf bestimmte Tage, so auf den Montag, den Donnerstag und den Sonnabend — auf die beiden letzteren im Gegensatze zu den arabischen Ansichten: Suleiman der Grosse trat von Kon-

stantinopel seinen Zug nach Ungarn an einem Montag, dem 23. April 1526, an. Das war ein nach den Meinungen der Morgenländer von günstigen und ungünstigen Tagen doppelt glücklicher Tag, weil auf ihn auch das Fest Chisrs, des Hüters des Quells des Lebens, des Begründers der Fluren, fiel. Am Tage des Festes Chisrs zog bis zur Zeit Machmud II. der Sultan gewöhnlich aus dem Winterpalaste Konstantinopels in den Sommerpalast; und an diesem Tage werden die Pferde des kaiserlichen Marstalles mit Feierlichkeit auf die Weide getrieben. Der Montag gilt den Osmanen besonders als der zum Reisen günstigste Tag, weil viele grosse Propheten, wie Mohammed und andere bedeutende Männer, eine der zwei wichtigsten Reisen des Menschen — nämlich die Reise ins Leben oder aus dem Leben — durch Geburt oder Tod — an einem Montag angetreten haben. Als Sultan Achmed seinen Eidam Ibrahim zum Grosswesir erhob, sandte er ihm zur Auszeichnung Montags — als einem glücklichen Tage, irgend etwas zu beginnen — statt des gewöhnlichen goldenen Siegels, welches das Zeichen oberster Gewalt, den Smaragd mit eingegrabenem Namenszuge, den er am Finger trug, als schöne Vorbedeutung glücklicher und edler Geschäftsführung, durch welche sich dieser Grosswesir thatsächlich auch hervorthat. — Ein Ausspruch Mohammeds lautet: „Allah segnet den Donnerstag und den Sonnabend.“ An einem Donnerstag des Jahres 1514, als an einem glücklichen Tage, brach Sultan Selim ins Lager zu Maltepe zum Kriege gegen die Perser auf. Wenn ein Prinz am Donnerstag geboren wird, so herrscht im Sultanshause grosse Freude. Ein am Donnerstag Geborener wird aber auch in den unteren türkischen Volksklassen als ein zu guter Stunde auf die Welt Gekommener betrachtet. An einem Sonnabend liebten osmanische Feldherren die Belagerung von Festungen zu beginnen. An einem Sonnabend, dem 16. Juni 1736, befahl Sultan Machmud I. den Auszug des Heeres, das nach Persien marschierte. Weil der Grosswesir im Jahre 1716, statt einen der günstigsten drei Wochentage, als Sonnabend, Montag und Donnerstag, zum Uebergang zu bestimmen, seinen Uebergang bei Peterwardein auf Dienstag, und zwar nicht einmal in der Frühe, sondern nachmittags festsetzte, so ward dies nach Meinung der türkischen Historiker die Ursache der für die Osmanen unglücklichen Schlacht, denn der Dienstag ist bei den Türken

ein unglücklicher Tag. Bei den Mameluken in Aegypten aber waren die Diwanstage Dienstag und Donnerstag. Vielfach ist nach osmanischer Ansicht auch der Mittwoch ein unheilbringender Tag. Namentlich wird der Mittwoch des Neumondes nach morgenländischem Aberglauben für den unglücklichsten Tag des ganzen Monats angesehen: an einem solchen Tage 1592 starb der Grosswesir Mohammeds III., Sinan Pascha, der osmanische Marius, der fünfmalige Grosswesir; der hartnäckige Albanese, der barbarische Feind der Christen und aller Kultur; der Eroberer Jemens und Georgiens, der Verheerer Ungarns und der Walachei; und die osmanische Geschichte sah darin eine neue Berechtigung dieses Aberglaubens. — Auch bei anderen Völkern des Orients wird der Mittwoch als ein verhängnisvoller Tag betrachtet: Bei den südslavischen Völkern lässt sich, wie Krauss erwähnt, ein Mädchen am Mittwoch nicht kämmen, noch ihre Haare flechten; sonst wird sie „ergraut bei der Mutter ihre Haare kämmen und flechten“, wird sie eine alte Jungfer werden. Etwas Aehnliches erfahren wir durch Quedenfeldt aus dem westlichen Reiche des Islams: ein Marokkaner lässt sich am Mittwoch nicht das Kopfhaar rasieren.

Bei den Bulgaren sind Dienstag und Freitag Unglückstage. An beiden tritt man keine Reise an, beginnt man kein wichtiges Geschäft und verlobt sich nicht, denn sonst würde ein Teil bald verwittwet sein. Schon am Vorabend des Freitags dürfen bei den Bulgaren die Frauen nicht spinnen, da dieses den Augen nachteilig wäre. Der Freitag ist fast überall ein Tag des Unglücks: Nach der Ansicht der Balkanslaven erliegt der Kranke unfehlbar dem Leiden, das ihn an einem Freitag befallen hat. Am Freitag wird niemand eine Reise anzutreten wagen. Eine Syrerin, die nur ein einziges Kind hat, wird nie am Freitag in ihrem Hause waschen lassen, aus Furcht, dass dann ihr Kind erkranken müsste. Nur bei den Mohammedanern gilt der Freitag als ein heiliger und glücklicher Tag: Der Freitag, der schon von Alters her Aphroditen geheiligt war, ist auch dem religiösen und begattenden Vereine vor allen anderen Tagen der Woche geweiht, wie dies schon sein Name, Dschumaa, der Tag des Vereines, besagt; am Freitag führte einstmals die Sultanin-Mutter in der Begleitung der Wesire dem Sultan Ibrahim regelmässig die neuen Opfer seiner Lust zu.

Dieser wöchentliche Hofdienst der Minister und Grossen zur Begleitung der neuen Sklavinnen ins Bett des Sultans hat zwar nur unter Ibrahim stattgefunden, aber nach ihm ist das Hof- und Staatszeremoniell bis heute stehen geblieben, dass in einer der sieben heiligen Nächte des Jahres, nämlich in der Nacht Kadr, welche für die gilt, wo der Koran vom Himmel gesendet worden, die höchsten Staats- und Hofbeamten den Sultan auf seinem Rückwege aus der Aja Sofia nach dem Sserai mit vielfachen Hochzeitslaternen begleiten, um dadurch die Nachtfeier der Brautnacht zu begehen, welche der Sultan mit einer Sklavin-Jungfrau zubringt, in der Hoffnung, dass, wie in dieser Nacht der Koran vom Himmel stieg, aus dem Hause Osmans ein Thronerbe vom Himmel gesendet werde.

Ein besonders glücklicher Moment am Freitag ist für die Moslems der Augenblick des Mittagsgebetes, wenn von den Minarets der Ausruf: „Gott ist gross!“ ertönt. Laut der Vorschrift des Islams wird das Mittagsgebet nicht in dem Augenblicke, wo die Sonne in den Meridian tritt, sondern einige Minuten darnach verrichtet, weil nach einer bekannten Ueberlieferung des Propheten im Augenblicke des astronomischen Mittags alltäglich der Teufel die Sonne als die Krone der Weltherrschaft zwischen seine Hörner nimmt, damit als Pantokrator der Erde stolziert, dann aber wieder dieselbe abgiebt, wenn der Gebetsausruf: „Gott ist gross!“ ertönt.

Bei den Rumänen sollen Verlobung und Hochzeiten nur an Zeitpunkten vorgenommen werden, die als günstige bekannt sind. Die besten Tage hierfür sind Sonntag und Donnerstag; Montag ist ungünstig, weil er den Beginn der Woche bildet, und es könnte ein Unternehmen an diesem Tage eine Reihe von Widrigkeiten nach sich ziehen. Auch der Dienstag ist nicht empfehlenswert, denn auf diesen Tag fiel der Anfang der Welt, und da darf man überhaupt kein auf lange Dauer abzielendes Werk in Szene setzen, weil dies leicht schief gehen könnte. Mittwoch ist — besonders für einen Hochzeitstag — ein böser Tag, weil er „verwittwet“, unpaar ist, und das nachmalige Ehepaar sehr bald unpaar, verwittwet werden könnte. Freitag ist an und für sich schon ein Unglückstag. Aber wenn die guten Tage mit hohen Kirchenfesten wie Weihnachten, Ostern zusammentreffen, dann sollen Werbung, Verlobung oder Hochzeit auf ein andermal ver-

legt werden. Im Allgemeinen gelten Spätherbst und Winter, also die Zeit nach Beendigung der Feldarbeit, hierfür als die geeigneteste Periode. Damit das Glück voll sei, wird für solches Beginnen die Vollmondzeit angeraten.

Am Sabbat feiert nach südslavischem Glauben die Kuma, die Pest.

Die Entheiligung der Ruhetage wird nach Ansicht aller Orientvölker durch böse Krankheiten gestraft: Eine Mohammedanerin, die am Freitag, eine Jüdin, die am Sonnabend, eine Christin, die am Sonntag arbeitet, muss zur Strafe im Laufe eines Jahres erblinden. Dagegen befiehlt ein syrischer Gebrauch den Christen, Juden und Moslems: Wenn du an heftigem Kopfschmerz leidest, so lasse dich am Sonntag, Sonnabend oder Freitag rasieren und bleibe dann drei Wochen unrasiert, und das Leiden wird verschwinden und nicht wiederkommen. Die Erleichterung, die am Sonntag in einer schweren Krankheit eintritt, bedeutet bei den Serben nichts Gutes.

Ausser den gewöhnlichen Unheilstagen der Woche, dem Dienstag, Mittwoch und Freitag, haben die Südslaven, wie Krauss nach Ilitsch berichtet, nicht weniger als noch 59 besondere Unglückstage im Jahre, davon am meisten, nämlich 9, im Januar, und am wenigsten, nämlich 2, im Juni: Wer an einem dieser Tage geboren wird, lebt nicht lange und wird grosse Armut leiden; wer an einem dieser Tage erkrankt, wird an dieser Krankheit sterben oder bleibt siech; wer an einem dieser Tage heiratet, hat kein Glück in seiner Ehe; wer endlich an einem dieser Tage übersiedelt, wird im neuen Hause nur Unglück und Krankheit finden.

Die grossen Festtage des Jahres haben jeder seine besondere Bedeutung für die Gesundheit des Menschen und die Volksmedizin: Die Griechen in Konstantinopel reiben den Körper eines Schwerkranken mit dem für wunderthätig gehaltenen Wasser aus der Kirche Balikli ein; an dem Tage, da diese Kirche ihr Spezialfest feiert, wallfahrten Alle zu diesem heiligen Wasser; wer sich an Ort und Stelle mit dem Wunderwasser bestreicht, ist geschützt vor kommenden Krankheiten und findet Heilung von alten Leiden.

Der Mittwoch der Charwoche heisst in Syrien: der Mittwoch des Propheten Hiob. Angehörige aller drei Religionen

begeben sich vor Sonnenaufgang ans Meeresufer und waschen sich mit dem Meerwasser Gesicht, Hände und Füsse. Das schützt vor Krankheiten und heilt selbst Erbübel. Einige thun dies in blosser Erinnerung an die Heilung Hiobs; andere glauben Genaueres zu wissen: dass nämlich gerade an diesem Mittwoch ein Engel die Wunden des Propheten Hiob mit Meerwasser gewaschen und geheilt habe.

Eijub Abela erzählt auch von einem anderen Aberglauben, der sich in Syrien an einen Tag der Charwoche knüpft: Um im Laufe des Jahres keine Zahnschmerzen zu bekommen, schneiden sich die Christen in Syrien in aller Frühe des Charfreitags, ehe sie noch etwas gegessen oder getrunken haben, die Nägel.

Am 23. April alten Styls, am Georgstag, kann man sich leicht Mittel gegen verschiedene Krankheiten verschaffen: Als sympathetisches Mittel gegen Augenkrankheiten haben die Griechen in Mazedonien und die Albanesen ein besonderes Kraut im Gebrauch. Hahn nennt es griechisch: Sfarfe, albanesisch: Schpentere. Dieses Kraut ist aber nach dem Aberglauben beider Völker nur wirksam, wenn es am Georgstag gesammelt worden ist. An diesem Tage gehen die Albanesen ins Feld, um sich auch gegen Kopfschmerzen und Leibweh zu schützen. Sie schmücken sich das Haupt mit einem Blumenkranz und um den Gürtel winden sie einen Kranz von Schwalbenkraut; der Blumenkranz heilt Kopfschmerzen, der Schwalbenkrautkranz behütet vor Leibweh. Die serbischen und bulgarischen Bauern schlachten am Georgstage weisse Lämmer. Das Blut der Tiere lässt man ins Gras fliessen, das blutbenetzte Gras bildet dann eine Arznei gegen alle möglichen Krankheiten.

Bei den Serben glaubt man, dass Kinder, die am Himmelfahrtstage geboren wurden, sieben Jahre krank sein werden.

Die christlichen Frauen und Mädchen in Syrien versäumen nie, am Abend vor Pfingsten ihre Hände und Füsse mit Henna zu färben; thun sie es nicht, so werden sie dereinst in Kummer sterben.

In einer von Krauss mitgeteilten südslavischen Sage wird der Aberglaube erwähnt, dass man die Pest herbeizaubern könne, wenn man um Johannis-Mitternacht Milch von zwei Schwestern in ein Grab schütte.

Die Christinnen in Syrien schwärzen sich am Abend vor dem Barbaratag die Augenwimpern mit dem Russ des Weihrauchs: das schützt vor allen möglichen Augenleiden.

Bei den Montenegrinern wäscht man sich einfach während des Glockenläutens am Tage der Auferstehung mit gewöhnlichem Wasser die Augen, um Augenweh zu heilen; dasselbe leichte Mittel beseitigt auch Flechten und andere Ausschläge. Ein Balsam für alle Wunden ist bei den Montenegrinern die Butter, die am Allerseelentage geschlagen wurde.

Die Nächte von Johannis, Georg, Pfingsten, Weihnachten und die Nächte im Fasching werden nach südslavischem Glauben von den Hexen für ihre Versammlungen bevorzugt. Die Bauern pflegen sich daher zu diesen Zeiten, um sich gegen Hexenzauber zu schützen, Brust, Fusssohlen und Achselgegend mit Knoblauch einzureiben.

In der ersten Weihnachtsnacht stehen im bosnischen Hochlande alle Christen vor Morgengrauen auf und verrichten vor brennenden Kerzen ihre Andacht. Wer bei dieser Gelegenheit seinen Schatten an der Wand nicht sieht, der wird im Laufe eines Jahres sterben. Das Jahr rechnet man bei fast allen Christen im Orient von Weihnachten zu Weihnachten. Am ersten Weihnachtsmorgen wird in jedem von Altgläubigen bewohnten Bauernhause in Bosnien ein Fruchtbrei, Cicvara, mit Schmalz gekocht. Ist der Brei gar und schwimmen oben dicke Fettaugen, so beugen sich die Hausleute der Reihe nach über das Gefäss und schauen in die Fettaugen. Wer sein Bild nicht erblicken kann, muss im selben Jahre sterben.

Am Vorabend des heiligen Basil, in der griechischen Neujahrsnacht, brennt in den Häusern der christlichen Albanesen ein Feuer die ganze Nacht hindurch. Die gesegnete Frau, die es fertig bringt, bei dem Feuer von Abends bis Früh zu wachen, wird leicht und schmerzlos entbinden.

Die Dalmatiner geben ihren Kranken ein Wasser, das am Dreikönigstag geweiht worden ist, zu trinken; es hat die Kraft, alle Krankheiten zu hemmen und fehlt deshalb in keinem Hause. Bei den Albanesen schliesst man am Morgen des 6. Januars aus den Winden auf den Verlauf des Jahres. Südwind bedeutet: Erntesegen und Krankheiten, Ostwind: magere Ernte, aber Gesundheit.

Bei den christlichen Fellachen in Syrien herrscht der Brauch, am Abend vor Epiphanias Holz vom Maulbeerbaum zu verbrennen. Es ist gestattet, solches Holz zu stehlen, um es für diesen Zweck zu benützen. Das Verbrennen des Maulbeerbaumes ist ein Gott wohlgefälliges Werk, weil dieser Baum, wie die Legende erzählt, sich einst im stolzen Uebermut geweigert hat, sich vor Christus zu verneigen. Wer den übermütigen Baum gerade an diesem Abende straft, der erwirbt sich des Himmels Wohlwollen, und sein Leben wird um soviel Tage verlängert, als Funken aus dem Feuer springen.

Bei den Juden ist der Neujahrstag derjenige, an dem der Himmel die Schicksale der Menschen für das ganze kommende Jahr festsetzt. — Nach dem Glauben der Moslems wurde der Koran in der gesegneten Nacht Kadr — in einer der letzten Ramasan-Nächte — aus dem siebenten Himmel herabgesandt. In dieser Nacht werden von Allah alle menschlichen Schicksale für das kommende Jahr entschieden und bestimmt. Der Koran sagt selbst in der 44. Sure: „In dieser Nacht entscheiden wir, nach unserem Befehle, mit Weisheit alle Dinge". Die 97. Sure ist „die Nacht El Kadr", die Nacht der Macht, betitelt und lautet: „Im Namen Allahs, des Erbarmers, des Barmherzigen! Siehe, wir haben den Koran in der Nacht El Kadr offenbart. Und das lehrt dich wissen, dass die Nacht El Kadr ist besser als tausend Monde. Hinabsteigen die Engel und der Geist in dieser Nacht mit ihres Herrn Erlaubnis zu jeglichem Geheiss. Frieden ist sie bis zum Anfang der Morgenröte".

In dieser Nacht der Allmacht und Herrlichkeit, in welcher der Engel Gabriel den Koran aus dem siebenten Himmel brachte, findet in der Jildis-Moschee ein Nacht-Selamlik statt, und der Kalif erhält eine Jungfrau zur Genossin, wie ich bereits bei der Erwähnung des Freitags berichtet habe.

Am Vorabende des dem Ramasan vorhergehenden Monats Schaaban beten die Moslems bei Beginn der Dämmerung, wenn die Mondsichel ganz fein am Himmel sichtbar wird, mit dem Antlitz ihr zugewendet, um ein gesegnetes Jahr und um Gesundheit. Als glückliche Geburtsnacht gilt bei den Moslems die fünfzehnte Nacht des Monats Schaaban, die heilige Nacht der Diplome, in welcher alljährlich die beiden Schutzengel, welche die guten und bösen Handlungen der Menschen aufzeichnen,

sowie der Todesengel ihre Bücher an den Stufen des göttlichen Thrones niederlegen und andere dafür erhalten. Eine Nacht fürchterlicher Rechenschaft und Todesbestimmung. Ali der Doktorssohn ward in solcher Nacht geboren, und zur selben Stunde begann auch das 11. Jahrhundert nach der Auswanderung des Propheten, woraus später für die Geschichtschreiber ein doppelt gutes Vorurteil resultierte. Denn, wie ich gelegentlich des Zahlen-Aberglaubens sagen werde, ist jeder im Anfange des Jahrhunderts Geborene durch das Vorurteil begünstigt, „dass er wirksamen Einfluss nehme auf die Begebenheiten des Säkulums, dass er seinen Namen an die Stirn desselben hefte, dass er es bei den Stirnhaaren mit sich fortreisse und es beherrsche". Wenn in Syrien Frauen oder Mädchen langes Haar zu bekommen wünschen, müssen sie sich am Abend vor Beginn des Neumonds die Spitzen der Zöpfe abschneiden lassen. Wenn jemand bei Mondenschein im Freien das Haupt entblösst, so läuft er nach syrischem Bauern-Aberglauben Gefahr, grindig zu werden.

Die Albanesen haben ebenfalls, wie Hahn berichtet, den Neumond ihrem medizinischen Aberglauben dienstbar gemacht. Wenn der erste Neumond am Himmel steht, so sehen ihn die Kinder und die Mädchen durch ein Sieb an und singen, indem sie sich mit einem Silberstück oder sonst etwas silbernem über das Gesicht streichen, folgendes Lied: „Neuer Mond. Junges Mädchen. Dir Krankheit, mir Gesundheit. Dein Kopf Brei, mein Kopf Stein." Zum Neumond sprechen in Albanien die Kranken: „Du magst zunehmen, mein Uebel mag abnehmen." Flechten, deren eigentlicher Name albanesisch Urti, neugriechisch Leichena ist, bezeichnet man in Elbassan langschweifig als: „Das Uebel, welches wie der Mond zunimmt, voll wird und abnimmt und dabei juckt". Man heilt es, indem man bei abnehmendem Mond Asche auf den Hautfleck streut und dabei dreimal sagt: „Ert urti e perputi, ert ghini e perpini, es kam der Fleck und verunreinigte; es kam die Asche und trank den Fleck auf."

Die griechischen Wahrsagerinnen rufen den Mond zur Erde herab, damit er sich in eine junge Kuh verwandle und der Mutter Milch gebe, um den Säugling zu ernähren. Die Neumondstage sind nicht geheuer, sagen die Südslaven. Da treiben, besonders im März, die Hexen ihr Unwesen. Ein an einem

solchen Tage geborenes Kind kann leicht gegen einen Wechselbalg vertauscht werden. In Bosnien und Slavonien sagt man: Wer vor dem Neumond eine Verbeugung macht, stirbt im selben Monat gewiss nicht.

Endlich haben auch die einzelnen Monate als solche ihre spezielle Bedeutung für die Gesundheit der Menschen. Nach syrischer Ansicht ist vornehmlich der Februar der Gesundheit der alten Leute schädlich. Bei den Bulgaren darf man sich im Februar durchaus nicht verloben. Von den Frühlingsmonaten wird dem März die meiste Aufmerksamkeit gewidmet. Ich erwähne die Gebräuche, die namentlich in Mazedonien geübt werden, als vorbildlich für die meisten anderen Völker des Balkans: Am Morgen des 1. März schlagen die Albanesen Menschen und Haustiere mit einem Kornelkirschenzweig; das soll für die Gesundheit von grossem Vorteil sein. Die albanesischen Frauen nähen am 1. März einen Lappen fest zusammen und sagen dabei: „Wir nähen und nähen die Pest, die Schlangen und die Krankheiten zusammen.“ Zum Schutze gegen Sonnenstich und Sommersprossen bindet man den Kindern am 1. März einen dreifarbigen, Mannak genannten Faden, um den Arm, einen zweiten um den Hals. Um alles Uebel vom Hause abzuwehren, zieht man einen Mannak auch längs der Schwelle der Hausthür. Man bezeichnet allgemein solche Fäden als Märzfäden. Die Gräkowalachen in Mazedonien binden mit den Märzfäden schon am Vorabend des ersten März den Kindern eine kleine Silbermünze um den Hals oder um die Hand zum Schutz gegen Zauber und Krankheiten. Es besteht vielfach in jenen Ländern der Brauch, diese Märzfäden am 9. März auf Weinlaub oder Bäume zu hängen, von wo sie dann der durch Lieder herbeigerufene Storch holen soll; man sagt dort auch, wie Dr. Sajaktzis erzählt, dass die Störche es sind, die den Kindern die Ostergeschenke bringen.

Der April steht im üblen Rufe: Am 1. April geborene Kinder werden nach südslavischem Glauben Diebe und Lügner und haben kein Glück in ihren Geschäften; man begründet dies damit, dass Judas am 1. April geboren wurde. Auch nach syrischem Aberglauben haben die am 1. April geborenen Kinder den Hang zum Lügen.

Im Frühling sind im ganzen Orient „Kuren zur Reparirung der Lebenskräfte“ beliebt. Man geniesst drei bis vier Wochen alle Morgen Molken, Vipernbrühe und frisch ausgepresste Kräutersäfte, Fumaria, Taraxacum. Nach Ansicht der Albanesen muss erkranken, wer im Frühjahr die erste Schwalbe, die erste Turteltaube oder den ersten Kuckuck sieht und dabei noch nüchtern ist. Erkrankt man infolge einer solchen Unachtsamkeit, dann sagt man: die Schwalbe, die Turteltaube oder der Kuckuck hat mich besiegt. Ebenso ist es nach albanesischem Glauben ein die Gesundheit schädigendes Beginnen, wenn man am 1. Mai nüchtern ins Freie tritt. Man legt deshalb, um nicht nüchtern aufstehen zu müssen, im Frühjahr stets ein Stück Brot neben das Bett und isst gleich beim Erwachen einen Bissen.

Bei den alten Römern wurde im ganzen Mai, als einem Unglücksmonat, keine Ehe eingegangen, sowie dies auch von den Feralien und den drei grossen Unglückstagen, dem 7. Mai, 8. Juli und 8. November, galt, an welchen die Unterwelt offen stand. Bei den Bosniern sammelt das Volk im August die Heilkräuter im Felde.

In Konstantinopel darf man an verschiedenen Tagen des August nicht im offenen Meere baden, weil dann die Haut braune Flecken bekommt; besonders nicht nach Regen: das bringt Fieber.

Bei den Albanesen der nördlichen Landesteile sind die Hundstage deshalb gefürchtet, weil um diese Zeit die Poltergeister, weibliche Hexen, unsichtbare Wesen, in die Häuser kommen, dort singen, spielen und tanzen, den schlafenden Personen Geld und Kleider entwenden, die Pferde aus den Ställen holen. Die Geister geben des Morgens zwar alles wieder, aber beschädigt: das Geld zerkratzt, die Kleider schmutzig, die Pferde schwitzend. Manchmal begnügen sich die Geister, von der Strasse aus die schlafenden Menschen durch Steinwürfe in die Fenster zu erschrecken. Der österreichisch-ungarische Generalkonsul Pisko, der die Sage von den Poltergeistern in Janina gehört hat, verzeichnet auch den Aberglauben, der dort in Verbindung mit dieser Sage herrscht: dass schwerkrank an Leib und Seele werde, wer diese sonst unsichtbaren Geister einmal erblickt habe; spreche er aber gar über die ihm zuteil gewordene Erscheinung, dann müsse er sterben.

Die Serben meinen, dass ein Kind, das am 1. November geboren wurde, nie glücklich sein könne. Ich verweise noch auf einige ähnliche Gebräuche und Ansichten, die in anderen Kapiteln erwähnt sind und die ich hier nicht mehr zitiere, um Wiederholungen zu vermeiden, und schliesse die Rundschau über die Jahreszeiten mit der im Orient allgemein verbreiteten Meinung: die beste Jahreszeit, um sich zu verehelichen, ist jene, wenn der Mond im Zeichen des Skorpions sich befindet.

In der osmanischen Geschichte fehlen natürlich auch Sonnen- und Mondfinsternis nicht unter den tragischen Anzeichen. Eine Mondfinsternis hat stets unglückliche Vorbedeutung für den Grosswesir, weil er, der Mond des Reiches, sein Licht von der Sonne desselben, dem Sultan empfängt. Eine Sonnenfinsternis aber ward stets als für den Sultan selbst Unglück verkündend verrufen: Der Tyrann Murad IV., der weder Glauben noch Aberglauben kannte, erschrak infolge einer in seinem Geburtsgestirn stattgehabten Sonnenfinsternis, welche er als einen Vorboten seines nahen Lebensendes ansah, und er liess sich hierüber weder vom Hof-Astronomen, noch vom Leibarzte, noch vom Hof-Imam eines Besseren belehren.

Am 25. Mai 1760 gab eine gänzliche Sonnenfinsternis, welche zwei Stunden dauerte, zu vielfältigem Volksgerede Anlass, und die Prediger belehrten das Volk, wie der Reichsgeschichtschreiber seine Leser, dass aus Finsternissen nichts zu schliessen sei, denn als am Todestage Ibrahims, des Sohnes des Propheten, eine Sonnenfinsternis eintrat, sagte der Prophet: „Sonne und Mond sind zwei Wunderwerke Gottes, die sich nicht verfinstern wegen des Todes von irgend jemand.“ Die Verdunkelungen grosser Staatslichter durch Tod oder Absetzung waren im Osmanenreiche allerdings eine zu häufige Erscheinung, als dass der Aberglaube, die Sonnenfinsternis habe dieselben vorbedeutet, noch länger gedeihen konnte. Auch ausserordentlich heftige Stürme haben für die Orientalen beängstigende Vorbedeutung: Die Orkane der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings vom 4. März 1749 schienen den Bewohnern Konstantinopels durch die entwurzelten Baumriesen, die entdachten Türme den Fall oder Tod hervorragender Männer im Staate vorzubedeuten, und wirklich starben in diesem Jahre ein halbes Dutzend erlauchter Gelehrter und Staatsmänner.

Als Wahrzeichen des tragischen, durch Mord erfolgten Endes Sultan Osmans II. führt die osmanische Reichsgeschichte an: den grossen Brand des Besestan zu Konstantinopel, die Ueberschwemmung durch einen Wolkenbruch, der einen Teil Konstantinopels unter Wasser setzte, das Phänomen der Zufrierung des Bosporus, die dadurch verursachte Hungersnot; den Fall von Meteorsteinen; die Erscheinung eines grossen Kometen; und endlich die beiden Sonnenfinsternisse, welche sich im Jahre der Geburt und des Todes dieses Sultans ereigneten.

Am 12. November 1577 war zu Konstantinopel ein Komet am Himmel aufgeflammt, der den alten Volksglauben, dass sein Erscheinen Herrschertod und Reichsumwälzung vorbedeute, bestätigte. Die Mufti und der Erbauer der unterirdischen Sternwarte zu Galata, der Hofastronom Takieddin, berechneten mitsammen, dass dies derselbe Komet sei, der schon elfmal als Vorbote wichtiger Weltbegebenheiten erschienen; freilich in ungleichen Zwischenräumen, denn derselbe Komet sollte den Tod Abels, die Sündflut, Nimrods Tyrannei wider Abraham, den Untergang des Stammes Aad, den des Stammes Themud, die Geburt des Moses, den Untergang des Pharao, die Schlacht von Bedr, die Ermordung Osmans, die Ali's, die Regierung Jesid's vorausgesagt haben, bald nach Jahrzehnten, und bald nach Jahrhunderten; nun zum zwölften Mal erschienen, brachte er zwölf Tage später den Tod des Schah Ismael, des Todfeindes der Osmanen.

Grossen Eindruck machte zu Konstantinopel auch ein am Jahrestage des Todes Sultan Achmeds zuerst sichtbarer Komet, von blutrotem Lichte, in der Form eines gebogenen Säbels, dessen Schneide von Osten herüber die Hauptstadt zu bedrohen schien, was damals anfangs auf neuen persischen Krieg; zwei Jahre hernach aber auf den in der Moldau ausgebrochenen polnischen und die darauf folgende Thronumwälzung gedeutet und mit einer umlaufenden Prophezeihung von einem Sultan, welcher Rom erobern, nach zwölf Jahren aber dem Schwerte der Christen erliegen sollte, in Verbindung gesetzt ward.

Ein ganz merkwürdiges Wahrzeichen, dessen die osmanische Geschichte erwähnt, war folgendes: Nach seiner Thronbesteigung erschien ein Sultan, um die Huldigung der Grossen entgegenzunehmen. Erwartungsvoll standen die Aga mit verschränkten

Armen, des ersten Wortes nach der Besitznahme des Thrones harrend. Aber: „Ich bin hungrig, gebt mir zu essen,“ sagte der nach vorübergegangenem Seeübel esslustige Sultan; und dieses Wort, als üble Vorbedeutung einer Hungersnot ausgelegt, bestätigte die noch im selben Jahre eingetretene grosse Teuerung und den Volksaberglauben an die Vorbedeutung zufällig gesprochener Worte.

Der Turban, welcher einmal dem Sultan Suleiman II. vom Kopfe fiel, galt ebenfalls als eine schlimme Vorbedeutung für das Schicksal des Herrschers. Ein osmanischer Historiker, Muderris Nuuman, beweist ausführlich aus der „Lehre von den guten und üblen Vorbedeutungen“, wie Nadirschah notwendig unter dem Säbel fallen musste, weil unter den Geschenken des Sultans ein mit Juwelen besetzter Säbel sich befand. „War doch auch,“ sagt er, „der Kiajabeg Osman, das Opfer des Kongresses von Niemirow, bald darauf hingerichtet worden, als ihm Pirisade, der damalige Imam des Sultans, eine aus Papier ausgeschnittene Scheere als Geschenk sandte.“ Muderris Nuuman führt bei dieser Gelegenheit, als die unglücklichen Wahrzeichen, welche Sturz und Unfall prophezeihen, an: wenn Turbane vom Haupte fallen, Zelte zur Erde stürzen, Rossschweife und Fahnen umgekehrt werden und dergleichen mehr, wie deren bei dem Auszuge Kara Mustafa's zur Belagerung Wiens und bei anderen Gelegenheiten stattgefunden hätten; und schliesslich zählt dieser Geschichtschreiber des osmanischen Volksaberglaubens nicht weniger als sieben ungünstige Wahrzeichen auf, „die sich der nach Wien entsandte Grossbotschafter Köprili zu Schulden kommen liess und welche der Grossbotschaft ungünstigen Ausgang vorbedeuteten.“

---

22. Vorbedeutungen im Traume, im Hause und beim Essen.

Vorbedeutung der Träume für Krankheiten und Tod. — Ein Wort Mohammeds. — Der Traum des Cyrus. — Der Traum Erthogruls und Osmans. — Der Traum des Grosswesirs Tarchundschi Achmed. — Bulgarisches Sprüchwort. — Mazedonische Traumdeutung. — Südslavisches. — Rumänisches. — Tod und Tote in Träumen. — Rumänische Anzeichen des Todes. — Knarren von Balken. — Ausfallen der Nägel. — Zimmerkehren. — Jucken, Schlucken, Sausen im Ohr. — Haarflechten. — Niesen. — Gänsehaut. — Gähnen. — Flecken. — Lachen unter Thränen. — Weinen. — Waschen. — Seife. — Wäsche. — Priester. — Schatzfund. — Verkehrtes Thun. — Der Schatten. — Kleidung. — Essen und Krankheitszauber.

Dass Träume einen Wert für die Feststellung von Krankheiten haben, wird von N. Vaschide und H. Pieron vom Pariser Institut durch die Reihe von Thatsachen, die sie gesammelt haben, belegt. Sie gehen von dem Gedanken aus, dass der Geist im Schlaf die äussere Welt verlässt und sich den inneren Vorgängen zuwendet: während wir wachen, herrschen die äusserlichen Empfindungen vor. Das Gehirn ist mit dem, was ausserhalb des Körpers vorgeht, beschäftigt, und wenn von innerlichen Quellen nicht dringliche Rufe kommen, achtet es nicht darauf, was im Innern vorgeht. Ueberkommt uns der Schlaf, so ist es umgekehrt. Die innerlichen organischen Empfindungen herrschen vor und beschäftigen den Geist ausschliesslich, wenn nicht äussere Anforderungen nachdrücklich bemerkbar gemacht werden. Aus diesem Grunde kann eine im Laufe des Tages begonnene Schlussfolgerung oder ein für die wachen Stunden zu verwickeltes Problem im Schlaf zu einem erfolgreichen Ergebnis gebracht werden. Das Gehirn wird nicht durch Unterbrechung gestört. Es gibt, schreibt eine englische Zeitschrift, hauptsächlich drei Arten Träume; die ersten enthüllen das Temperament des Träumers, die zweiten verkündigen Krankheiten vor-

aus und die dritten sind Krankheitssymptome. Sanguiniker träumen über Lieder, Feste, Lustbarkeiten, Kämpfe, Spiele; Melancholiker träumen im Allgemeinen von Geistern, Einsamkeit, Tod; Phlegmatiker von weissen Gespenstern, Wasser, feuchten Orten, und Gallenleidende von dunkeln Körpern, Ermordungen, Brandstiftungen und dergleichen. Heitere Träume bedeuten gesunde Zustände, ruhige Träume sind günstig. Träume von Bädern oder von kaltem Wasser prophezeien kritischen Schweiss. Träume von heftigen Schmerzen sind, wenn sie nicht die Folge von äusseren Ursachen sind, Zeichen von Verletzungen, Entzündungen oder Brand in irgend einer Form. Berge mit jähen Abgründen oder unentwirrbare Wälder in Träumen bedeuten oft eine Erkrankung der Leber. Feuer ist das böse Omen der Anämie. Aengstlichkeit in Träumen ist ein Zeichen von Herzleiden. Träume von Ueberanstrengung und Erschöpfung bezeichnen Hysterie, Träume von Geschmacksgenüssen Verdauungsleiden. Erschreckende Träume und schreckliche Bilder zeigen gastrische Affektionen an. Furcht und Angst deuten auf schlechte Blutzirkulation. Alpdrücken von abstossenden Tieren, wie Ratten, Schlangen und Reptilien, bezeichnen Leiden in Folge von Alkoholismus. Auch dem Asthma geht Alpdrücken voraus. Kurze, schreckliche Träume in der Art des Alpdrückens prophezeien gewisse Herzstörungen. Wirkliche Romane, die sich manchmal von einer Nacht zur anderen fortsetzen, sind charakteristisch für Leute, die an Hysterie leiden. Kinder von Alkoholikern sehen in ihren Träumen häufig Tiere wie Katzen, Hunde, Pferde, Löwen oder andere schreckliche Raubtiere, gewöhnlich aber die Tierart, die ihnen am vertrautesten ist. Wenn sich Träume mehrere Nächte hintereinander wiederholen, so ist das ein sicheres Zeichen körperlicher Störungen. — —

Nach dem überlieferten Worte Mohammeds sind die nächtlichen Erscheinungen ein Teil des Prophetentums, und die „guten Träume kommen vom Herrn.“ Solche Träume vor der Geburt grosser Herrscher, als Weissagungen künftiger Macht, von den Zeugen derselben lange hernach erzählt und ausgelegt, sind — wie Hammer sagt — ein uralter Kunstgriff morgenländischer Geschichtschreiber, nach ihnen von den abendländischen ältesten und neuesten wiederholt. Herodot erzählte uns den Traum des Grossvaters des Cyrus, dessen Mutter Man-

dane mit ihrem Wasser ganz Asien überschwemmte. Die Mutter Dschengis-Chan's wurde, wie die Geschichtschreiber des Ostens berichten, im Traume von einem Lichte, das sie mit dem Munde auffing, geschwängert.

Mit besonderer Liebe verweilt die Sage der Osmanen bei der Erzählung einer prophetischen Erscheinung, womit der fromme Ertoghrul, der Vater Osmans, und bei der Erzählung eines machtweissagenden Traumes, womit der junge Osman, der Begründer der Dynastie der Osmanen, beglückt ward. Die Erfindung und Ausstattung dieser Träume liegt im Geiste des Morgenlandes und der Moslems. Ganz einfach und dem Traume Jakobs nachgeahmt, dem der Herr mehr als einmal im nächtlichen Schlummer erscheint und ihm den Segen seines Geschlechts verkündet, ist der Traum Ertoghruls: Er war auf einer seiner Wanderungen im Hause eines frommen Mannes zur Nacht eingekehrt. Als man sich zur Ruhe begeben sollte, nahm der Hausherr aus seinem Wandschranke, der hinter Ertoghrul stand, ein Buch heraus und legte es auf die höchste Stelle im Zimmer; auf die Frage Ertoghruls, was für ein Buch dies sei, antwortete ihm der Hausherr, es sei Gottes Wort, die heilige Schrift, durch den Propheten dem Menschen verkündet, der Koran. Nachdem sich Alle zur Ruhe begeben, nahm Ertoghrul das heilige Buch und las es stehend die ganze Nacht hindurch bis an den Morgen, wo er sich auf kurze Zeit niederlegte. „Während des Morgenschlafes, als der wahren Zeit wahrhaftiger Träume", hatte er eine prophetische Erscheinung und vernahm die Stimme: „Dieweil Du mein von ewig her bestehendes Wort so hoch geehrt, sollen hochgeehrt sein Deine Kinder und Kindeskinder durch kommende Geschlechter und Zeiten." — Nicht so einfach im Geiste patriarchalischer Ueberlieferung, sondern in dem Geiste romantischer Sage, und schon mit geschichtlichen Begebenheiten verwebt, ist der Traum Osmans, welcher seiner Vermählung mit Malchatun, „Schatzfrau," der schönen Tochter des frommen Scheichs Edebali, vorausging und sogar reich war an Szenen von Werbung, Nebenbuhlerschaft und Kampf.

Hammer erzählt nach osmanischen Quellen: Edebali, ein frommer und gelehrter Scheich aus Adana, im Lande Karaman, hatte sich, nachdem er in Syrien die Studien des Gesetzes vollendet, zu Itburuni, einem Dorfe in der Nähe von Eskischehr,

der Hauptstadt des heutigen Sandschaks Sultanöni, niedergelassen. Osman besuchte den Scheich öfters, und als er eines Tages dessen Tochter, die schöne Malchatun, gesehen, entbrannte er zu ihr in heftiger Liebe. Seinem Begehren um ihre Hand willfahrte jedoch der Vater nicht, weil er die Gesinnungen des Jünglings nicht für beständig, auch seine Tochter demselben nicht für ebenbürtig genug hielt. Noch zwei Jahre verflossen, ehe Osman durch die Hand der Schatzfrau des heissesten seiner Wünsche teilhaftig ward, ehe ihr Vater, durch des Jünglings Treue und anhaltende Liebe bewegt, sich die Auslegung eines Traumes zu Osmans Gunsten gefallen liess.

Eines Abends, als Osman im Hause Edebali's als Gast übernachtend, voll Geduld, welche nach dem Sprichwort des Arabers der Schlüssel des Genusses, und voll Gedanken an den Gegenstand seiner Liebe, durch die er sich schweigend und entbehrend fast das Märtyrertum verdient, zu Bette gegangen war, leuchtete ihm aus verborgener Welt das folgende Traumbild in das von aussen schlummernde, nach innen geöffnete Auge: Er sah sich und den Scheich, seinen Gastherrn, ausgestreckt liegen. Aus Edebali's Brust stieg der Mond auf, der wachsende, der sich zu Osman neigend als Vollmond in dessen Busen barg und versank. Da wuchs aus seinen Lenden ein Baum empor, und wuchs und wuchs an Schönheit und Stärke immer grösser und grösser, und spreitete seine Aeste und Zweige aus, immer weiter und weiter über Länder und Meere bis an den äussersten Gesichtskreis der drei Teile der Erde seinen Schatten verbreitend. Unter demselben standen Gebirge wie der Kaukasus und der Atlas, der Taurus und der Hämus, gleichsam die vier Pfeiler des unendlichen Laubzeltes; es strömten, als die vier Flüsse dieses paradiesischen Baumes, unter den Wurzeln desselben der Tigris und der Euphrat, der Nil und der Ister hervor. Schiffe deckten die Flüsse und Flotten die Meere, Saaten die Felder und Wälder die Berge. Aus den Bergen sprangen Quellen in befruchtender Fülle, und sie durchrieselten das Rosen- und Cypressengemisch edenischer Fluren und Haine. Aus den Thälern türmten sich Städte auf mit Domen und Kuppeln, mit Pyramiden und Obelisken, mit Pracht- und Turmsäulen; von deren Spitzen funkelte der Halbmond, von deren Galerien erscholl Gebetausruf in das Konzert tausendstimmiger Nachtigallen und tausendfarbiger Papa-

geien, die im kühlenden Schattendach sangen und kosten; des Schattendaches zahllose Blätter aber waren schwertförmig gebildet. Jetzt erhob sich ein siegender Wind und senkte die Spitzen derselben gegen die Städte und zuvörderst gegen die Kaiserstadt Konstantins, die an dem Zusammenfluss zweier Meere und zweier Erdteile, als ein Diamant zwischen zwei Saphiren und zwei Smaragden gefasst, den Edelstein des Ringes erdumfassender Herrschaft bildet. Eben wollte Osman den Ring anstecken, als er erwachte. Die Auslegung des Traumes, als Vorbild der Weltregierung eines aus Edebali's und Osman's Lenden entsprossenen Herrschergeschlechts, ebnete alle Schwierigkeiten, welche der Vermählung mit der schönen, durch den Vollmond dargestellten Malchatun entgegengestanden hatten. Die Vermählung wurde zwar nicht mit dem Pomp späterer sultanischer Hochzeiten, aber nach allen Vorschriften des Gesetzes und des Beispiels des Propheten gefeiert. Ein junger Scheich Edebali's, der fromme Derwisch Turud, verrichtete die vorgeschriebenen Förmlichkeiten und erhielt dafür vom Bräutigam das Versprechen eines Wohnortes in der Nähe einer Moschee und am Ufer eines Flusses.

Minder erfreulich war der historisch beglaubigte Traum des berühmten osmanischen Grosswesirs Tarchundschi Achmed: Als ihm einmal in einer Nacht nichts gutes geträumt hatte, nahm er früh im Diwan Abschied von seinen Kollegen, als ob es der letzte sei. Seine Ahnung täuschte ihn nicht. Wenige Stunden darauf ward er, der gestern noch Allmächtige, erwürgt.

Ein serbisch-bulgarisches Sprüchwort sagt: San je klapnja, a Bog je istina, der Traum ist eine Phantasterei, Gott allein die Wahrheit. Aber den Glauben der Bulgaren an die Vorbedeutung der Träume hat dieser Ausspruch nicht erschüttert. — Mystisch wie das vorherbestimmte Schicksal des Menschen, ist das Eintreten der Krankheiten und des Todes. Jede einzelne Krankheit kündigt sich durch ein besonderes Zeichen an. Dieses Zeichen sehen die Balkanchristen in der Stellung und dem Gebahren der menschlichen Umgebung oder der Haustiere, in gewissen Vorfällen im häuslichen Leben, besonders aber in Träumen.

In Mazedonien erraten, wie Lübeck erzählt, Serben und Bulgaren aus den Träumen nicht blos das Nahen einer Krank-

heit, sondern auch die Person, welcher das Uebel zustossen wird. Träumt man, das Haus stehe in Wolken oder in Finsternis gehüllt, so bedeutet dies im Allgemeinen Krankheit. Träumt man, dass einem die Zähne ausfallen, so wird jemand aus der Verwandtschaft bald sterben, sagt man in Bulgarien und Serbien. Träumt jemand, dass ein Stier ihn verfolge, dass er in Nacht und Nebel oder Finsternis schreite, dass er beim Reiten vom Pferde stürze, dass er aus einem umkippenden Wagen geschleudert werde, dass der Pope ihn umhalse, umarme oder küsse — dann sucht ihn die Krankheit so heftig heim, dass ihm das Grab bald sicher ist. Wenn eine Frau träumt, sie bemühe sich einen Webstuhl aufzustellen, so bedeutet das in Serbien einen Todesfall im Hause; es wird symbolisiert mit der Aufstellung der Leichenbahre. Träumt man von einem Toten, so bedeutet es einen Unglücksfall. Träumt man vom Tode selbst, so lebt man lange. Träumt ein Rumäne, er habe mit einem Toten ein Gespräch geführt und sei von ihm mitgerufen worden, so muss er folgendermassen verfahren: An drei aufeinanderfolgenden Tagen muss er sich am frühen Morgen zum offenen Fenster stellen, mit der Rechten jedesmal eine Zwiebel hinauswerfen und dabei ausrufen: „Wer mich nachts plagt, der habe mit mir nichts zu schaffen, sondern mit der Zwiebel!" — Träumst du vom Heiraten, so wirst du bald sterben, sagen die Südslaven. Wenn man im Traume einen nackten Menschen schaut, so giebt es im Hause bald einen Todesfall. Das glaubt man allgemein, denn einen Verstorbenen entkleidet man, um ihn zu waschen.

Auch nach der Anschauung der Rumänen erscheint der Tod niemals urplötzlich, wie ein deus ex machina, um dem Menschenkinde den Lebensfaden abzuschneiden. Er gibt vielmehr den Verwandten des zum Sterben Verurteilten oder diesem selbst allerlei Winke. Es existieren deren zahllose, so dass ein rechter und echter rumänischer Bauer eigentlich auf Schritt und Tritt Voranzeigen seitens des Todes zu sehen berechtigt ist. Als solche gelten, wie Flachs nach rumänischen Autoren erzählt: Das Krachen von Möbeln, Zimmerwänden, Heiligenbildern, Zimmerbalken; das anscheinend grundlose, plötzliche Platzen von Glas oder Thongegenständen, das Herabfallen eines Heiligenbildes, Spiegels, des Mörtels von der Wand; das selbstthätige Aufgehen von Thüren; das unaufhörliche Miauen und die Un-

reinlichkeit der Hauskatzen, wenn gerade jemand von den Hausgenossen krank ist, und das dem Krähen ähnliche Gackern der Henne; wenn das Vieh zu ungewohnter Zeit brüllt; wenn eines von den Zugtieren an dem Karren, der die eben getraute Frau zu ihrem neuen Heim bringt, zu brüllen beginnt; wenn Hunde heulen und zugleich neben dem Hause die Erde aufwühlen; wenn sich auf den Händen schwarze Flecken bilden; wenn man von frischem Acker, von Gruben oder Grabmälern, von trübem Wasser, ausgelöschten Kerzen, geschlachtetem Vieh träumt oder davon, dass man die Zähne verliert. Alle diese Anzeichen bringen die traurige Kunde, dass irgend jemand von der engeren Familie oder dem weiteren Verwandtenkreis bald sterben werde.

In Bulgarien meint man: Wenn in einem Hause ein Balken, ein Thürstock oder das Möbel knarrt; wenn zwei Wandnägel von selber ausfallen — so stirbt jemand im Hause. Aehnliches meint man überall.

Wenn man jemanden mit dem Besen haut, wird der Geschlagene auch bald weggekehrt werden, glauben die Slaven des Balkans.

Man soll ein Kind — erzählen einem die Walachen — nicht mit einem Besen schlagen; das macht die Kinder mager.

Nach Sonnenuntergang, heisst es in Syrien, darf man nicht mehr das Zimmer mit dem Besen kehren, weil man sonst fürchten müsste, das jüngste Kind der Familie zu verlieren. Im Notfall ist das Auskehren erlaubt, doch muss die Hausfrau nachher die Spitzen des Besens verbrennen.

In Syrien besteht ferner der Gebrauch, dass man, wenn ein Mitglied der Familie verreist ist, solange weder das Haus auskehren, noch die Möbel putzen oder rühren darf, bis man annehmen kann, dass der Reisende auf seinem Wege den ersten Strom oder Bach bereits überschritten habe. Sonst wird der Reisende krank oder er stirbt.

Jucken, Schlucken, Sausen im Ohr — dafür hat man auch im Orient ähnliche Bedeutungen angenommen wie im Occident: Bei den Albanesen bedeutet Jucken im Auge: Regen; Jucken an der rechten Hand: man wird Geld hergeben müssen; Jucken an der linken Hand: man wird Geld erhalten; Jucken an den Lippen: ein Freund kommt; Jucken an der Nase: Streit und

Kampf; Sausen im linken Ohr: eine schlechte Nachricht; Sausen im rechten Ohr: eine gute Nachricht.

In Syrien bedeutet Jucken an den linken Augenbrauen: ein Freund kommt zu Gast; Jucken an den rechten Augenbrauen: eine schlechte Nachricht ist auf dem Wege; im Gegensatze zu den sonst üblichen Bedeutungen wird hier das Angenehme der linken Seite, das Unangenehme der rechten Seite zugeschrieben. Ebenso bedeutet bei den Syrern, gleichwie bei den Albanesen: Jucken an der linken Hand: man wird Geld bekommen; Jucken an der rechten Hand: man wird Geld ausgeben müssen. Ferner sagt man in Syrien: Wem es im Ohr klingt, von dem spricht man. Man zählt alle seine Bekannten auf und ist bei der richtigen Person angelangt, wenn das Klingen im Ohr aufhört. Bei den Albanesen glaubt und thut man dasselbe, wenn jemand vom Schlucken befallen ist. Um jemand vom Schlucken zu befreien, hält man es in Syrien für gut, wenn man ihn durch falsche Anklage erregt; in Konstantinopel legt man als Befreiungsmittel eine frischgeköpfte Ente auf die Magengegend.

Ohrensausen vertreibt man sich nach serbischer Meinung am besten durch die Reinigung des Ohres mit einem Splitter vom Holze, in das der Blitz eingeschlagen hat.

Wem das rechte Auge immer zuckt, wem die rechte Wimper zittert, dem droht nach mazedonischem Aberglauben tötliche Krankheit.

Wem das Ohr ineinemfort juckt und kitzelt, dem droht eine schwere Krankheit, vielleicht der Tod, sagen die Bulgaren und Serben. — Wenn ein Frauenzimmer beim Haarflechten einen Zopf nicht zu Ende flicht, so stirbt im Laufe eines Jahres jemand im Hause, sagt man in Bosnien, in der Herzegowina und in Serbien. In Syrien glaubt man auch, wie überall, dass etwas Erzähltes auf Wahrheit beruhe, wenn ein Zuhörer dabei niest. Wer aber bei einer Leiche niest, der wird krank. Um die bösen Folgen dieses Niesens zu verhüten, muss man der betreffenden Person, soviel Male als sie geniest hat, sofort den Saum des Hemdes einreissen.

Plötzlicher Schauer, Gänsehaut wird von den Albanesen als höfliche Anfrage des Todes gedeutet, ob man mit ihm gehen wolle. Man sagt deshalb schnell: „S jam ghati, ich bin noch nicht vorbereitet!“ Beim Gähnen, sagt man in Marokko, soll

man die Hand vor den Mund legen. Sonst uriniert der Teufel hinein. Und zwar decke man den Mund mit der inneren Handfläche der rechten Hand oder mit der äusseren Handfläche der linken zu, da die innere Handfläche der letzteren, wegen der unreinlichen Verrichtungen, die sie übt, unwirksam ist. Auf der Handfläche oder auf den Daumen auftretende gelbe Flecken heissen bei den Bosniern: Mrtva Knâ, Totenfärbung. Erscheint die Färbung auf der rechten Hand, so stirbt ein Hausgenosse; auf der linken Hand: ein Freund im Dorfe. Bei den Bulgaren glaubt man dasselbe. Erblickt man einen solchen Fleck, wenn man im Hause ist, so stirbt ein Hausgenosse; wenn man den Fleck im Gehöft bemerkt, so stirbt einer von den Dienstleuten; entdeckt man ihn auf der Strasse, so bedeutet er den Tod eines Nachbars.

Die Syrer sagen: Diejenigen Personen, denen beim Lachen Thränen in die Augen treten, sterben fern von ihrem Vaterland. Wenn ein kleines Kind in Gegenwart der Mutter weinend nach dem Vater verlangt, so bedeutet dies nach syrischem Aberglauben den bevorstehenden Tod der Mutter. Bei den Syrern ist es nicht erlaubt, die eben gewaschenen, noch nicht abgetrockneten Hände vor dem Gesicht einer Person, die man liebt oder ehrt, hin und her zu schwenken. Man könnte die Person bespritzen. Trennung von ihr, durch Krankheit oder Tod, wäre die Folge.

Nach dem Waschen — sagen die Walachen — soll man die Hände nicht nach rechts oder links schlenkern, ehe sie getrocknet sind. Befolgt man dies nicht, dann magert man ab. Ein verheirateter Mann oder eine verheiratete Frau dürfen sich nach Ansicht der Syrier nicht mit ungebrauchter Seife waschen. Thut dies ein Mann, so verliert er seine Frau; thut dies eine Frau, so verliert sie ihren Mann. Man lässt daher eine frische Seife von einem Unverheirateten oder einem Kinde zuerst gebrauchen. Dagegen soll eine Frau, die ihrem Manne langes Leben wünscht, seine Wäsche nur mit einer Seife waschen, die vorher noch nicht gebraucht worden ist. Dies bewirkt, dass der Mann die Frau überlebt. Man darf einen Wasserkrug nie leer nach Hause tragen; sonst wird das Haus leer wie der Krug, die Bewohner sterben aus. Wenn bei Dalmatinern ein Priester zu Besuch kommt und seinen Hut auf ein Bett legt, so ist zu befürchten, dass die Person, die in diesem Bett zu schlafen pflegt, im Laufe

eines Jahres sterben muss. Wer einen verborgenen Schatz findet, ist nicht immer zu beneiden. Die Albanesen glauben, dass derjenige, dem das passiert, bald nach dem Funde sterben müsse.

Die moslemischen, jüdischen und christlichen Frauen in Syrien wagen alle nicht, die Steppdecke — Lehaf — am Sonntag frisch zu überziehen; denn sonst muss die darunter schlafende Person erkranken. Wenn in Syrien eine Person aus Versehen die Bettdecke verkehrt über sich zieht, so ist dies ein böses Zeichen, es bedeutet den baldigen Tod der betreffenden Person.

Nach Heinrich Lewy gehörte es bei den Juden im frühen Mittelalter zu den emoritischen, nämlich heidnischen Gebräuchen, wenn man sagte: „Ziehe Dein Hemd verkehrt an, damit Du Träume habest; ziehe Dein Hemd nicht verkehrt an, damit Du keine Träume habest.“ Im deutschen Aberglauben muss beim Zauber Vieles verkehrt gemacht werden: Wer ein Stück von der Wäsche verkehrt oder links anzieht, wird nicht beschrieen.

Albanesen, Neugriechen und andere Bewohner der europäischen Türkei fürchten sich vor dem Schatten. Wenn man mit seinem Schatten spielt, so bringt dies Krankheit, zuweilen den Tod.

Eine syrische Frau wird nie ihren Schleier selbst nähen; sonst wird der Schleier ihr Leichentuch. Auch lässt sich in Syrien niemand einen Riss in der Kleidung, solange dieselbe am Leibe ist, zusammennähen; denn dies erinnert an das Zusammennähen des Leichentuchs über der Leiche und bedeutet ein mutwilliges Spielen mit dem Tode. —

Beim Einkaufen der Speisen wie beim Essen muss man sich vor allem möglichen Zauber hüten. Der Ägypter verbirgt die eingekauften Lebensmittel sorgfältig vor dem bösen Blick. Im Augenblick, wo man Speise zu sich nimmt, ist man für Krankheitszauber äusserst empfänglich. In Syrien hält man kleine Kinder fern von einem Ort, wo Brot hergestellt wird. Dieser Umstand beruht auf der moslemischen Ansicht von der Enstehung des Affen: Einst beging eine Frau die Sünde, mit einem Stück Brot den Schmutz vom Körper ihres Kindes wegzuwischen. Zur Strafe dafür ward die Frau in eine Schildkröte, das Kind in einen Affen verwandelt. Die Bosnier und Bulgaren entsetzen sich vor ungesalzenem Brot. Denn, wenn man beim Brotkneten vergisst, dem Mehl Salz oder Talg bei-

zumengen, so wird jemand im Hause oder von der Verwandtschaft sterben. Auch glaubt man vielfach, dass jemand vom Hause im Laufe des Jahres sterben müsse, wenn der Sauerteig im Hause wurmig wird.

Beim Essen ist den Mohammedanern grosse Reinlichkeit vorgeschrieben. Nach dem Essen wäscht man sich Hände und Lippen. Man soll nichts hinunterschlucken, was zwischen den Zähnen stecken bleibt. Man reinigt den Mund mit Zahnstochern und Zahnbürsten und spült ihn zum Schlusse mit Wasser. Wenn man aufstösst, so ist es ein Zeichen, dass man genug habe, worauf der Hausherr den Gast nicht mehr nötigt. Nach der Vorschrift des Propheten ist es verboten, die Speisen anzublasen, um sie zu kühlen. Ein heilsames Verbot ist: beim Essen soll man nicht reden.

Allgemein ist im Orient die Sitte, begünstigten und befreundeten Personen Bissen vom eigenen Essen zu schicken. Der Sultan sendet seinen Favoriten das Essen aus seiner Küche. Der Hausherr steckt dem Gaste einen Bissen direkt in den Mund. Nichts von den Speisen, die zu Tische gekommen sind, darf in die Küche zurückkommen. Die Überreste von den Speisen werden verschenkt an Arme und Kranke. Die Überbleibsel vom Sultanstisch gelten als heilbringend. In Syrien bekommt jeder beim Essen eine besondere Portion Brot. Der Nachbar darf eigenmächtig nichts davon abbrechen, sonst nimmt er damit gleich ein Stück des Lebens mit. Nur die Hausfrau darf ihrem Manne und ihren Kindern von ihrem Brot geben, ohne dass ihre Gesundheit dadurch Schaden erleidet.

Ein syrisches Sprüchwort aber sagt: Wenn jemand meinen Bissen isst, wird er Gegenstand meines Hasses. Wenn zwei Verlobte miteinander essen und der Bräutigam seiner Braut einen Bissen in den Mund stecken will, so darf sie es nicht annehmen. Sie fürchtet seinen Hass zu erwecken. Dieser Hass ist eine Folge der tiefeingewurzelten Ansicht, dass man jemandem mit dem Bissen auch ein Stück vom Leben wegesse.

Wenn man sich beim Essen verschluckt, so sagt man fast überall im Orient — ganz wie bei uns — es wird einem nicht gegönnt. In Syrien ist besonders diese Ansicht vorherrschend: wenn man sich beim Essen geschenkter Früchte verschluckt, so ist dies ein Zeichen, dass das Geschenkte nur widerwillig gegeben

wurde. Das Verschütten von Salz oder Oel bringt Unglück und Krankheit, sagt man bei den Griechen und Dalmatinern; das Verschütten von Wein aber bedeutet Glück und Gesundheit. In Mazedonien gilt das Verschütten von Oel oder flüssiger Butter als Anzeichen naher Krankheiten im Hause. Die Griechen betrachten das Niesen bei Tische als ein böses Omen.

Nach südslavischem Gebrauch dürfen Eltern, denen ein Kind gestorben ist, erst dann frisches Obst geniessen, wenn sie solches zuerst einer armen Waise gegeben haben, „zur Erinnerung an die Seele ihres toten Kindes.“ Andernfalls kann dieses im Jenseits nicht die Früchte des Paradieses geniessen und muss an seinen Fingern nagen.

Auf eine eigentümliche Weise reinigen viele Beduinen die Eingeweide, indem einer dem Anderen einen Mund voll Wasser in den Anus mit voller Kraft hineinbläst. So berichtet Wrede in dem Buche über seine Reise nach Hadramant.

Ich füge hier einige von Heinrich Lewy, nach den Aeusserungen des im Jahre 338 gestorbenen Abbaji, mitgeteilte abergläubische Gebräuche der Juden des frühen Mittelalters an; sie lauten: „Früher glaubte ich, man vermeide es, den Schaum zu trinken, weil es unappetitlich ist. Später wurde ich belehrt, dass es schädlich ist, weil man den Schnupfen davon bekommt. Trinken des Schaumes erzeugt Schnupfen. Blasen des Schaumes erzeugt Kopfweh. Wegstossen des Schaumes erzeugt Armut. Wie schützt man sich davor? Man lässt den Schaum vergehen. Stammt Schnupfen vom Weine, so trinke man Bier. Stammt Schnupfen vom Biere, so trinke man Wasser. Stammt Schnupfen vom Wasser, dann giebts kein Heilmittel. — „Früher glaubte ich, man vermeide es aus Sauberkeitsrücksichten, Kraut, das auf den Tisch gefallen ist, zu essen. Später wurde ich belehrt, dass man es vermeide, um nicht üblen Geruch aus dem Munde zu bekommen.“ — „Früher glaubte ich, man giesse deshalb aus dem Kruge, aus dem man trinken will, zuerst ein wenig Wasser oben ab, weil oft Spänchen darauf schwimmen. Später wurde ich belehrt, es geschehe wegen des bösen Wassers . . .“

---

23. Zahlen-Aberglaube.

Man thue nichts zugleich. — Ungerade Dinge. — Die Zahl Eins. — Drei. — Die Bedeutung der Vierzahl. — 24 und 40. — Historische Zahlen. — Die Fünf, ihre Bedeutung in der Kultur der Orientalen und als Schutzmittel. — Das Chamsa. — Die ausgestreckte fünffingerige Hand. — Die Sechs. — Die grosse Bedeutung der Sieben in der Religion, bei den Hochzeitspräsenten, in der Armee. — 14 und 28. — 7 und 70. — Die Acht. — Die Neun. — Die tatarische Neunzahl. — 5 mal 9 Tage. — Das 9jährige Alter der Mädchen. — Die Zehnzahl. — 100. — 1000. — 77. — Gleichziffrige ungerade Zahlen. — Die 18.

Alles, was zugleich geschieht, ist von Uebel: Die christlichen Fellachen taufen nie zwei Kinder an demselben Tage in derselben Kirche, aus Furcht, dass das später getaufte Kind nicht lange leben bleiben werde. Auch in Bosnien wird es streng befolgt, dass in einem und demselben Hause an einem Tage nicht zwei Kinder getauft werden, da sonst das eine von beiden im Laufe des Jahres sterben müsse. Die Serben glauben, dass blutsverwandte Kinder, die im selben Kalendermonat geboren wurden, von einander abhängen. Stirbt eines, so muss das andere bald nachsterben. Um Letzteres zu verhüten, legt man zum verstorbenen Kinde in den Sarg einen Schilfrohrstab und spricht: „Ova trska neka trune mesto ovog drugog deteta: Möge das Schilfrohr statt des zweiten Kindes verwehen!" Ein zweites Mittel heisst: „Otvoranje is puta, die Oeffnung auf dem Wege": man öffnet den Sarg, wenn man ihn zum Friedhof bringt. Ein drittes Mittel ist: Loskauf, indem statt des verstorbenen Kindes ein anderes gleichaltriges dem überlebenden Kinde gesellt wird. Zwei kleine Kinder, die noch nicht sprechen können, lässt man in Syrien nicht nebeneinander sitzen, weil sonst das eine von beiden stumm bleiben würde. Wenn zwei Kinder mit ihren

Köpfen aneinanderstossen, gibt es grosses Entsetzen unter den Zuschauern und man veranlasst die Kinder, schnell auszuspucken. Thun sie das nicht, dann besteht doppelte Gefahr: eine für die Kinder, welche grindig werden müssten; eine für die Mütter, welche in Zukunft dunkelfarbige Nachkommen auf die Welt bringen würden. Wenn zwei Menschen zugleich aus derselben Quelle Wasser trinken, müssen sie zugleich sterben, sagt man in Bosnien, der Herzegowina und Montenegro. Die Juden in Palästina sagen: „Zwei verwandte Familien sollen nicht in einem Hause wohnen". Sobald eine Epidemie ausbricht oder ein Unglück in einem Hause stattfindet, wo gegen dieses Gebot gesündigt wurde, so ist dies die gerechte Strafe. Aus Syrien berichtet Eijub Abela noch folgende schlimme Anzeichen: Wenn jemand die Sterne zu zählen versucht, indem er mit den Fingern auf sie deutet, so läuft er Gefahr, Warzen an den Fingern zu bekommen. Ein verheirateter Goldschmied übernehme nie die Anfertigung einer ungeraden Zahl von Armbändern oder Ohrgehängen; sonst verliert er seine Frau. Eine verheiratete Frau stricke nie eine ungerade Zahl von Strümpfen; sonst verliert sie ihren Mann. Endlich darf in einem syrischen Hause in einem Zimmer nie eine ungerade Zahl von Lichtern brennen; sonst verlieren die Hausleute ihr jüngstes Kind.

Besondere Beachtung verdient der Zahlen-Aberglaube. Eins ist in der Türkei eine heilige Zahl. Von der Zwei wurde soeben bereits ausführlich berichtet.

In Indien ist die Drei eine „dumme" Zahl, in der Türkei dagegen ist sie, wie die Eins, eine heilige. Drei ist die Zahl der Schicksalsgöttinnen, welche nach südslavischem Aberglauben die Krankheiten und das Datum und die Art des Todes dem Menschen schon an der Wiege vorausbestimmen. Drei mit Honig bestrichene Stückchen Brot wickelt man in einen Fetzen ein, um aus einem verseuchten Hause die Krankheit in ein anderes zu übertragen. 3 Monate wartet die moslemische Frau — als Witwe oder Geschiedene — bis zu ihrer Wiederverheiratung. 3 Mal kann man sich bei den Moslems scheiden und mit demselben Manne oder mit derselben Frau wieder verheiraten; dann aber muss die Frau erst mit einem anderen Manne verheiratet gewesen sein, ehe sie zu ihrem früheren Gatten zurückkehren darf. Drei Dinge sind den

Beduinen zu berühren verboten: Schwein, Aas und Blut. Von den Vervielfältigungen der Dreizahl ist die 30 bedeutungsvoll. Mit dreissig Dichtern hielten doppelt so viel Gesetzgelehrte gleichen Schritt auf der Bahn litterarischen Ruhms, unter der Regierung des Eroberers Mohammed.

Die Vierzahl gibt, nach Hammer, als eine dem Morgenländer beliebte und heilige Grundzahl, den Teilungsgrund der ersten Staatsämter an: Vier Säulen stützen das Zelt; vier Engel sind nach dem Koran die Träger des Thrones; vier Monde regieren die Regionen der Luft nach den vier Kardinalpunkten des Himmels; die vier Kardinal-Tugenden sind dieselben in der Ethik der Griechen und der Asiaten; die vier immer gleichzeitig lebenden grössten Meister des beschaulichen Lebens werden vom Sofi die vier Pfähle — „Ewtad" — genannt; und nach den vier Evangelisten bildete Mohammed seine vier nächsten Jünger, die vier ersten Chalifen des Islams. Aus diesem Grunde setzte Sultan Mohammed der Eroberer vier Säulen oder Stützen des Reichs „Erkiani dewlet" fest in den Wesiren, in den Kadiaskeren, in den Defterdaren und in den Nischandschi, welche zugleich die vier Säulen des Diwans, des Staatsrates sind. Der Name Diwan bedeutet Dämonen, weil Staatsräten dämonische Klugheit und dämonische Thätigkeit innewohnen soll.

Der Kanun, das Grundgesetz des Eroberers Mohammed, wodurch er, oder vielmehr in seinem Namen sein letzter Grosswesir Mohammed der Karamanier, die Einrichtung der Staatsverwaltung und die Abstufung der Reichswürden ordnete, legt der Einteilung der Staats- und Hofämter durchaus die Vierzahl unter, welche von den vier Säulen, die das Zelt stützen, hergenommen ist, und welche schon — wie oben gesagt — in den nächsten vier Jüngern und Chalifen des Propheten und auch in den vier Waffengefährten Osmans, des Stifters der Dynastie, historischen Grund hat. Nach der Vierzahl hat der osmanische Geschichtschreiber Aali seine Uebersicht der Staatsverwaltung unter dem Eroberer Mohammed II. geordnet.

Von den vier neugestochenen kaiserlichen Siegeln behält eins, das viereckige, der Sultan selbst, die anderen drei runden erhalten der Grosswesir, die Obersthofmeisterin und der Vorsteher der ersten Kammer des Sserai. Vier Zweige der Gesetzwissenschaft gibt es, nämlich: die Glaubenslehre, die Rechtsgelehr-

samkeit, die Ueberlieferungskunde und die Auslegungskunde der Schrift. Vier Söhne, Feldherren, Statthalter, Könige — im Osten: in Chorasan; im Westen: in Iraks, im Norden: in Aserbeidschan; und im Süden: in Fars — stützten die ungeheure Macht ihres Vaters Timur. Vier legitime Frauen darf der Moslem haben. Viermal bedenke man sich, ob man sich scheiden soll. Viermal müssen die freiwillig gestehenden Ehebrecher und Ehebrecherinnen das Geständnis ihrer Schuld aussprechen, ehe es giltig ist. Oder vier Zeugen müssen sie beweisen.

Die Vierzahl ist dem künstlichen Gewebe osmanischer Staatseinrichtung überall so tief eingeschlagen, dass auch ihre Vervielfachung wichtig ist; die vierundzwanzig Stammväter der Türken — von den 24 Enkeln Oghus-Chans her — haben in vierundzwanzig Begen oder Emiren der baharitischen und tscherkessischen Mamluken in Aegypten bis zu ihrer Ausrottung fortgelebt. Nach den vierundzwanzig Begen kamen die vierundzwanzig Statthalter, wovon zwölf die ägyptischen und zwölf die syrischen Länder regierten.

Alle jene Völker in der Türkei, welche an Vampyre glauben, nehmen an, dass die Geister erst am vierzigsten Tage nach ihrem menschlichen Ende ihre verderbliche Thätigkeit beginnen. Die Vierzigtägige heisst die Wöchnerin. 40 Tage liegt bei den Gräko-Walachen die Glückshaube eines neugeborenen Kindes unter dem Altar der Kirche, dann ist es geweiht. 40 Tage lang, sagen die bosnischen Bauern, muss man Knoblauch essen, um gute Augen zu bekommen. 40 Oka Skutariner Wasser machen — nach einem albanesischen Sprüchwort — einen schlechten Kerl; 40 Oka Tirnaer Wasser aber einen Knabenliebhaber. 400 Reiter hatte Erthogrul, als er sich in Anatolien festsetzte und die osmanische Weltherrschaft vorbereitete.

Schedi versuchte als Nachahmer Firdusi's die osmanische Geschichte als Epos zu behandeln, ward aber nach Vollendung der ersten viertausend Distichen durch den Tod unterbrochen. Hingegen schrieb Scheich Gütscheni deren zehnmal soviel, nämlich vierzigtausend, im Geiste des Mesnewi Dschelaleddin Rumi's.

Aber auch zwei blutige 40000 kennt die Geschichte des Orients: Weil Sultan Selim vierzigtausend Ketzer durch Schwert oder Kerker gemordet, wie Nuschirwan, nennen ihn die osmanischen Geschichtschreiber, wie diesen, den Gerechten.

Adam baute die Kaaba in Mekka — das erste Mal bauten sie die Engel — aus Steinen, welche die Engel von 5 Bergen — Libanon, Ararat, Sinai, Oelberg und Hara — zusammentrugen.

Der Islam besteht in 5 Dingen; erstens: im Bekenntnis: „Es ist nur ein Gott, und Mohammed ist sein Prophet"; zweitens: im Gebet fünfmal des Tages; drittens: in den gesetzmässigen Almosen (ein Fünftel vom Vermögen); viertens: im Fasten während des Monats Ramasan; fünftens: in der Wallfahrt nach Mekka. Die Fünfzahl, die heilige pythagoräische Zahl des Heils, tritt in den vorzüglichsten Einrichtungen der Araber besonders hervor: Fünf sind die Verhältnisse des Schutzes und der Unterwürfigkeit, als die fünf Finger der Hand arabischen Schutzrechtes: Der Scheich, der Alte oder Graue, der Vorstand des Stammes, das Haupt innerer Verwaltung; der Akid, der Anführer des Stammes im Kriege, dessen Ansehen und Einfluss dem des Scheichs weises Gleichgewicht hält; der Kadi oder Richter, zur Entscheidung wichtiger Fälle, nach dem Sinne des Gesetzes; der Wassi, Vormund oder Patron, nicht nur den Unmündigen gesetzt, sondern von Schwachen zum Schutze wider Mächtige erwählt; und der Dachil, jeder, der sich in den Schutz des Anderen zur Sicherung seines Lebens und seiner Güter geflüchtet. Die Blutrache der Araber geht bis auf das fünfte Geschlecht über. Das Pferd endlich, dem Araber unentbehrlich, hat fünf edle Rassen.

Bei den Seldschuken fand sich die fünfmalige Heermusik, zu den fünf Zeiten des Gebets; und die Osmanen übernahmen diesen Gebrauch.

Die Zahl 5 gilt im ganzen Orient, bei Moslems, Juden und Christen, als Schutzmittel gegen den bösen Blick. Zahlreiche Talismane verwenden das „Chamsa", die Fünfzahl. Die Juden in Marokko schützen sich gegen bösen Zauber durch metallene Hände mit 5 ausgestreckten Fingern; ferner haben sie Lampenträger, deren oberer Teil eine Hand mit fünf ausgestreckten Fingern darstellt; alle Ketten der Lampen und die zur Verzierung angebrachten kleinen Messingplättchen bestehen aus je 5 Teilen. Quedenfeldt sieht in der Hand eine magische Bedeutung der Fünfzahl. Ten Kate meint, dass der Sitz des, einem Amulet gleichen Zaubers der Hand vielmehr in der Hand selbst

angenommen werde, weil die Hand als ein ithyphallisches Amulet aufzufassen und nicht nur verwandt, sondern oft identisch sei mit Hufeisen, Halbmond, Hörnern. Die Hand als Symbol der aufgehenden Sonne, daher rot dargestellt, habe zu gleicher Zeit eine ithyphallische, also beschützende Kraft. Der Glaube an die schützende Kraft der Hand mit den ausgestreckten Fingern ist auch in Algier allgemein. In roter, manchmal auch gelber Farbe sind solche Hände an den Häusern der Moslems und Juden aufgezeichnet oder in Porzellan geformt, in der Höhe der Thüren befestigt.

Die zur Hochzeit geschmückte Tripolitanerin — heisst es bei Andree — macht, um sich vor dem bösen Auge zu schützen, das Chamsa, welches darin besteht, die Hände mit der nach aussen gekehrten Handfläche vor sich zu halten. Zu demselben Zwecke hängen an ihren Zierraten eine Menge runder Spiegelchen nebst goldnen Chamsas, welch letztere eine Hand vorstellen sollen, aber eher wie ein kleiner Kamm mit fünf langen Zähnen aussehen. Diese zwei Gegenstände bilden überhaupt einen Lieblingsstaat der Frauen in Tripolis und Tunis.

Höst erzählt in den „Nachrichten von Marokko und Fes" — Kopenhagen 1781, Seite 238 — von der Furcht der Mohammedaner Marokkos bezüglich der Zahl fünf: „In Gegenwart des Königs fünf zu sagen, ist nicht anständig; sondern es heisst alsdann vier und eins, vierzehn und eins, vierundzwanzig und eins. Die Ursache ist, dass es, da eine Hand fünf Finger hat, so ausgelegt werden könnte, als wollte man gleichsam Hand an den König legen; oder auch, dass es so ausgedeutet werden möchte, als ob der König mit bösen Augen auf sie sähe, gegen welche sie sich mit der Zahl fünf bewaffnen wollten. Denn es herrscht unter ihnen ein grosser Aberglaube in Hinsicht böser Augen, welche die Franzosen „Mauvais regards" und die Portugiesen „Quebranto" nennen, gegen welche sich die Mauren mit ihren fünf Fingern bewaffnen, so sie gegen das Angesicht wenden oder auch über das Thor ihrer Häuser setzen."

Wir finden dieselben Nachrichten auch bei Gerhard Rohlfs, der sich dabei auf Jackson als Quelle beruft. „Es lässt sich nicht bezweifeln," fügt Goldziher, daran in einem im „Ausland" 1884 publizierten Aufsatz über „die Zahlen im mohammedanischen Volksglauben" anknüpfend, hinzu, „dass die Scheu der Marok-

kaner vor der Zahl fünf auf das bei Höst an letzter Stelle vermutungsweise angeführte Motiv zurückzuführen ist."

Die steinerne Hand der Alhambra ist, nach Goldziher, nicht Sinnbild oder Symbol der Wissenschaft, noch auch das der fünf Hauptgebote des Islams, an welche, nach Schack, vor dem Thore des Rechtsspruches erinnert werden sollte; hingegen ist es wahrscheinlich, dass diese auf dem grossen hufeisenförmigen Bogen über dem „Babal saria" — Porta della Justizia — befindliche Hand dieselbe amuletische Bedeutung habe, welche das gleiche Zeichen über dem Thore des gewöhnlichen Maurenhauses beansprucht. Dasselbe sollte den bösen Blick abwenden von dem Prachtbau und seinen Bewohnern. Wenn diese Vermutung der Wahrheit entspricht, meint Goldziher, so bietet die Thatsache, auf welche sie gerichtet ist, zugleich einen historischen Anhaltspunkt für das Alter des Aberglaubens von der magischen Bedeutung der Zahl fünf und des Zeichens der Hand bei den arabischen Mohammedanern.

In der That wird die ausgebreitete Hand in Nord-Afrika, wie schon erwähnt, als wirksamer Zauber gegen den bösen Blick betrachtet und noch heute gilt, was Shaw in seiner nordafrikanischen Reise berichtet: dass sowohl Türken als auch Mauren in Nordafrika die Figur der offenen Hand den Kindern an einer Schnur um den Hals binden und dieselbe Figur an den Häusern und Schiffen anbringen. Dies kommt, nach Shaw, wahrscheinlich daher, weil fünf von ihnen als ominöse Zahl betrachtet wird. Darum hört man von ihnen auch folgende Beschwörungsformel: „Fünf komme in eure Augen," wenn sie die feindlichen Ränke eines Widersachers hintertreiben wollen.

Auch Daumas spricht in eingehender Weise über die Rolle der offenen Hand als Schutzmittel gegen den bösen Blick in Algier. Sie wird in roter oder gelber Farbe gemalt über dem Hausthor angebracht; den Kindern wird eine goldene oder silberne Hand als Amulet um den Hals gebunden oder an ihrer Mütze befestigt. Die Aermeren pflegen ihren Kindern eine Reihe von fünf Münzen zu demselben Zwecke an die Kopfbedeckung zu knüpfen. Die fünf Finger an dem Hausthor sind auch in Syrien häufig, ebenso gewöhnlich sind sie in Palästina zu sehen; endlich begegnet man ihnen in Aegypten.

Goldziher bemerkt endlich, dass es mit der Bedeutung dieser

Figur im morgenländischen Volksaberglauben zusammenhängt, wenn man auf den alten türkischen Kriegsfahnen in der Regel neben dem Schwerte des Ali, dem „Dul fikar“ mit der Doppelklinge, eine Hand mit ausgebreiteten Fingern in das Zeug hineingestickt sieht; das böse Auge sollte hierdurch von den unter der Fahne kämpfenden rechtgläubigen Kriegern abgewendet werden.

Sechs Hauptartikel umfasst der Glaube; erstens: den Glauben an Gott; zweitens: an seine Engel; drittens: an seine heiligen Schriften; viertens: an seine Propheten; fünftens: an seine Eigenschaften; und sechstens: an den jüngsten Tag.

In der alten von Pythagoras aus dem Morgenlande herübergebrachten Lehre von der Bedeutsamkeit der Zahlen behauptet, wie Hammer sagt, die Sieben, als die auf die Epochen der Natur und die Entscheidung der Begebenheiten einwirkendste, den wichtigsten Platz, und sie ist eine der heiligen Zahlen. Die Kaaba bauten das erste Mal die Engel, nach der Legende des Islams; das zweite Mal baute sie Adam aus Steinen, welche die Engel brachten; nach der Vollendung des Baues gingen die Engel siebenmal um die Kaaba herum, wie im höchsten Himmel um des Ewigen Thronzelt. Abraham erneuerte den Bau und den siebenmaligen Umgang. Der siebente Bau der Kaaba ist endlich der erste geschichtliche.

Die erste türkische Belagerung oder vielmehr Einschliessung Konstantinopels begann, nachdem diese Stadt siebenmal von den Arabern belagert, einmal auch sieben ganze Jahre lang von denselben berannt und ausser den Mauern verheert worden war. Konstantinopel ist die siebenhügelige Hauptstadt, deren schrecklichstes Gefängnis in alter Zeit der Blutbrunnen der sieben Türme war. Die letzten sieben Namen der Liste berühmter Ulema unter Mohammed I. sind — was uns besonders interessant ist — die von eben so vielen Aerzten. Sieben gelehrte Wesire hatte Mohammed II. um sich versammelt. Aus sieben „Odschak“ — Herdschaften — bestanden die besoldeten Truppen des alten osmanischen Heeres, nämlich: aus den Janitscharen, Sipahi, Silihdaren, Topdschi, Toparabadschi, Dschebedschi und Bostandschi. Aus zweimal sieben Waffengattungen aber bestand die gesamte Macht des Heeres.

Sieben war die Zahl der regelmässigen ägyptischen Truppen.

Sieben Stumme waren die fürchterlichen Handlanger des Blutbefehls Suleiman's, welche auf seinen Befehl seinen Grosswesir, Günstling und Freund Ibrahimpascha im Schlafe erwürgten und auch des Sultans Sohn, den Prinzen Mustafa, im Auftrage des Vaters umbrachten. — Sieben ist die Lieblingszahl der Brautgeschenke für sultanische Töchter. So bestand das Brautgeschenk — „das Zeichen" genannt — für Schachsultan, die Schwester Sultan Mustafas III., nach Hammers Schilderung zeremoniellmässig aus zweimal sieben kostbaren Dingen: aus einem diamantenen Ringe; aus grossen smaragdenen Tropfen als Ohrgehänge; einem mit Diamanten, Smaragden und Perlen besetzten Schleier; einem Paar Spangen mit smaragdenen Knöpfen und Perlenquasten; einem Paar diamantener Armbänder; einem mit Diamanten besetzten Gürtel; einem Spiegel; einem mit grossen Perlen und Rubinen besetzten Talar; einem Paare mit Smaragden, Perlen und Rubinen gestickter Pantoffel; einem Paare ebenso besetzter Stelzenschuhe; drei Stücken reichen konstantinopolitanischen Stoffs; und den gewöhnlichen Tassen mit Blumen, Früchten und Zuckerwerk; da findet man zunächst: „die sieben Sphären, in denen sich der Genius der Morgenländerinnen bewegt", nämlich: „Diadem, Ring, Halsband, Ohrgehäng, Armband, Knöchelring und Gürtel." Gürtel, Schleier und Pantoffel sind schon seit der ältesten Zeit im Morgenlande so kostbar, dass persischen und ägyptischen Königinnen ganze Städte als Gürtel-, Schleier- und Pantoffelgeld angewiesen waren. So gesellen sich denn jenen sieben Sphären die anderen sieben kosmetischen Sphären, die Shawle und reichen Stoffe zu Kleidern, die Pantoffel und Stelzschuhe, die Früchte, Blumen und Zuckerwerk; und damit erschöpfen sich die zweimal sieben hergebrachten Geschenke, die der Bräutigam der Braut sendet, wofür sie sich dankbar erweist, indem sie ihm zur Erwiderung ein Bündel in ein Schnupftuch eingewundener Stoffe als Gegengeschenke gibt; daher das Märchen vom geworfenen Schnupftuche.

Des Sultans sieben Rossschweife sind die sichtbaren Zeichen seiner Macht. Sieben Fahnen sandte Sultan Suleiman bei der Bestallung seines Grosswesirs Ibrahim diesem. Diese sieben Fahnen, weiss, grün, gelb, zwei rote und zwei gestreifte, sollten die glücklichen Einfälle der sieben Planeten auf den Feldzug des Heeres verbürgen.

Mohammed IV. bestieg den Thron als siebenjähriger Jüngling, Murad III. kam dagegen als viermal Siebenjähriger zur Herrschaft und galt deshalb als ausgereift und zur Regierung voll befähigt.

Die Sultanin Baffa beherrschte viermal sieben Jahre lang mit dem Gemahle Murad III. und unter dem Sohne Mohammed III. aus dem Harem das Reich; und zweimal sieben Jahre blieb sie, seit des Enkels Achmed Thronbesteigung, ohne Einfluss und Bedeutung, blos in der Erinnerung oder Sehnsucht voriger Herrschaft und Grösse, im alten Sserai eingekerkert. — Im viermal siebenten Jahre seines Alters, nachdem er den im zweimal siebenten Jahre bestiegenen Thron zweimal sieben Jahre gefüllt, starb Sultan Achmed I., der zweimal siebente Sultan der Osmanen, welcher während seiner Regierung sieben Mal die Grosswesire gewechselt, sieben Söhne hinterliess, und als der erste Sultan mit sieben christlichen Mächten Vertrag geschlossen, was osmanische Historiker nicht wenig betrübte.

Von den sieben Söhnen, die Achmed I. hinterliess, bestiegen drei in der Folge den Thron — Osman II., Murad IV. und Ibrahim I. — aber zwei von diesen wurden entthront und ermordet, und die vier anderen — Mohammed, Suleiman, Kasim und Bajesid — fielen als Opfer ihrer regierenden Brüder, nicht gleich beim Regierungsantritte nach dem alten blutigen Kanun als Vorsichtsmassregel zur Sicherung des Thrones, sondern später aus eigenem Blutantriebe von Verdacht und Mordlust. So war in Sultan Achmeds Leben die Siebenzahl von gleich unseliger Bedeutung für den Herrscher wie für den Vater. Denn endlich ward auch sein siebenter Sohn der grausamste Tyrann, welcher den vom Vater her verfallenen Bau des Reiches nur mit Blut zusammenzukitten versuchte. Nur einmal erwähnt die Geschichte in Achmeds Regierungsgeschichte eine erfreuliche Sieben: Zu Konstantinopel vermählte Achmed sieben seiner Tanten an ebensoviele Herren des Steigbügels oder äusserer Hofämter.

Trübe Erinnerungen knüpfen sich mit der Sieben auch an jenen ungeheuerlichen Befehl des Wüterichs Selim, welcher in Asien sowohl als in Europa alle der Lehre des Derwisches Torlak Verdächtigen von sieben Jahren bis Siebzig aufzeichnen und umbringen liess. — Von der Achtzahl ist nur zu sagen, dass

die Professoren an den acht hohen Schulen der Moschee Mohammeds gewöhnlich die Achter hiessen und in den Reichsgeschichten gemeinhin als die acht Paradiese der Gelehrsamkeit paradierten. — Grössere Rolle spielte stets die Neunzahl, besonders bei Tataren und Mongolen. Nach mongolischem Brauche muss man neunmal mit der Stirn die Erde berühren, wenn man sich dem Herrscher naht. Geschenke für osmanische Grosswesire brachten tatarische Botschafter gewöhnlich in der beliebten Neunzahl: neun goldgestickte Tischzeuge, neun Shawle, neun Stücke zottigen Atlas, neun Stücke Sammt, neun Stücke aufgeworfenen Kattun, neun Stücke einfachen Kattun, neun Stücke Atlas von Tebris, neun Miskale reiner Bergmumie, neun Bezoare. Der Fürst von Schirwan brachte dem Welteroberer Timur ebenfalls alle beliebten Geschenke des Morgenlandes in der beliebten tatarischen Neunzahl dar, neun Säbel, neun Bogen, neun Zelte, neun Baldachine, neun Schalen, neun Stücke reicher Stoffe, neun edle Pferde, neun Sklavinnen, aber nur acht Sklaven, der neunte er selbst. „Diese Freimütigkeit" — sind Scherefeddin's Worte — „gefiel dem Herrn, und der Sklave blieb zur Belohnung dafür König von Schirwan."

Timur ist von seinen Eroberungszügen neun Mal in seine Residenz Samarkand zurückgekehrt. Bei den Festen dieses Tatarenkaisers leiteten neun berittene Tschausche die Anordnungen. Timur starb auf dem Marsche zur Eroberung von China nach viermal neunjähriger Regierung, von viermal neun lebenden Prinzen, Söhnen und Enkeln betrauert, nachdem er fast achtmal neun Jahre alt geworden war.

Eine glücklich erachtete Zahl ist die von fünfmal neun Tagen, dem Produkte der pythagoräischen fünf und der tatarischen neun, in welcher Zeit die Festungswerke von Kars, Eriwan und Schamachije erbaut worden sein sollen. Mit dem neunten Jahre endlich beginnt für die moslemischen Mädchen jenes Lebensalter, in welchem das Gesetz des Islams, nach des Propheten Beispiel, die Vollziehung der Hochzeit unter vorausgesetzter Mannbarkeit gestattet.

Von gewaltiger Bedeutung, namentlich im osmanischen Volksglauben, ist die Zehn. Sie gilt, sagt Hammer, noch vor der Vier als die vollkommenste aller Zahlen, weil mit ihr der Cyklus der Zähler geschlossen, wieder von vorne anfängt. Die sinnliche

Bewährung dieser Vollkommenheit finde der Morgenländer in den Fingern und Zehen, in den zehn Sinnen — den fünf äusseren und den fünf inneren — in den zehn Teilen des Korans und den zehn Lesarten desselben, in den zehn Geboten des Pentateuch, in den zehn Jüngern Mohammeds, in der zehnfachen Unterteilung des Heeres, in den Onbaschi, Jusbaschi, Bimbaschi, in den Anführern von zehn, hundert, tausend Soldaten, in den zehn astronomischen Himmeln und in den dieselben nach orientalischen uralten Vorstellungsarten leitenden Vernunftgenien. Der Lauf der orientalischen Studien umfasst zehn Wissenschaften, nämlich: Grammatik, Syntax, Logik, Metaphysik, Philologie, Tropik, Stylistik, Rhetorik, Geometrie und Astronomie. Der Besoldung nach heissen die Professoren die Zwanziger, Dreissiger, Vierziger, Fünfziger, Sechziger.

Hammer verweist an vielen Stellen seiner osmanischen Geschichte auf das geschichtliche Vorurteil der Morgenländer, dass mit dem Eingange jedes Jahrhunderts ein grosser Mann auferstehe, welcher dasselbe ringend bei den Hörnern fasst und siegend seine Zeit sich unterwirft. Es wird hervorgehoben, dass Osman als Reichsgründer mit dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung auftrat. Der grosse Sultan Suleiman dankte dem Umstande, dass er am Eingange des zehnten Jahrhunderts der Hidschret geboren worden, das günstige Vorurteil, womit die Völker seine Thronbesteigung bewillkommneten. Nach den uralten Vorstellungsweisen von der Wichtigkeit und Vollkommenheit der Zehnheit konnten eben das zehnte Jahrhundert der Hidschret, das damals begann, und Suleimann, der zehnte Herrscher der Osmanen, sich in der Morgenländer Augen nicht anders als höchst wichtig und bedeutungsvoll ankündigen.

Die osmanischen Geschichtschreiber legen ferner den höchsten Wert darauf, zu konstatieren, dass Suleiman, der zehnte Sultan der Osmanen, in seiner Regierung alle Vollkommenheiten der Zehnzahl vereinigt, und gleichsam die zehnte Vernunft, nach der Vernunft-Hierarchie der Morgenländer: die menschliche, auf dem ihr angewiesenen Gebiete der Erde persönlich vorstellt.

Die auf die Regierung und Person Suleimans angewandte Zehnzahl hat sich nach den Historikern folgendermassen geschichtlich bewährt: Suleiman im ersten Jahre des zehnten

Jahrhunderts der Hidschret geboren, der zehnte Sultan der Osmanen, Vater von zehn Kindern, war mit zehn Eigenschaften grosser Regenten begabt; zehn Grosswesiren vertraute er die Zügel der Regierung an; zehn ausgezeichnete Staatssekretäre, zehn grosse Gesetzgelehrte, zehn grosse Dichter und zehnmal zehn eroberte Städte und Schlösser haben seine Herrschaft verherrlicht. So ist er der Vollender der vollkommenen Zehnzahl.

Unter den grössten Erwartungen begann auch mit der Tag- und Nachtgleiche des 1592. Jahres nach Christi Geburt das zweite Jahrtausend der Hidschret, weil nach dem erwähnten historischen Aberglauben des Morgenlandes der Beginn jedes Jahrhunderts die Epoche der Erscheinung eines grossen Mannes ist, dessen Geist sein Jahrhundert beherrscht. Diese Erwartungen wurden zwar in Persien einigermassen durch den Regierungsantritt Schach Abbas des Grossen erfüllt, aber im osmanischen Reiche ebenso getäuscht, als die der christlichen Welt bei dem Ausgange des ersten Jahrtausends christlicher Zeitrechnung, wo das Ende der Welt erwartet ward; dagegen war der Beginn des elften Jahrhunderts der Hidschret, wie der des elften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung, eine Epoche voll Verwirrung und Unruhe.

Bei den Südslaven ist die 77 eine bevorzugte Ziffer. Die Südslaven unterscheiden . $77^1/_2$ Krankheiten. Der Bruchteil scheint nichts Wichtiges zu bedeuten. Der Ausdruck 77 aber ist eine häufige Zahlenangabe und findet sich auch bei anderen Völkern zur Bezeichnung ungezählter oder unzählbarer Dinge. In Pommern beispielsweise sagt man: Die 77erlei Geschichten klagen mich, in Schwaben: nimm eins der 77erlei Fieber von mir. — Ueberdies hat das südslavische Volk Vorliebe für gleichziffrige ungrade Zahlen: 33, 77, 777, 55, 555, 99, 999; oder für Zahlen, von drei Ziffern aufwärts, wo die ersten zwei oder letzten zwei Ziffern wenigstens dieselben sind: 550, 500, 3000, 330, 300.

Die Zahl 13 endlich ist überall in der Welt eine unselige. Dschem, dieser unglückliche Prinz und Thronrivale Sultan Bajesids, endete im sechsunddreissigsten Jahre seines Alters, nach dreizehnjähriger Gefangenschaft, durch Vergiftung, als Opfer der Rach- und Mordsucht des Papstes Alexander VI. In Persien sagt man, um die Zahl 13 zu vermeiden, statt derselben: 12 plus.

Man zählt beispielsweise: 12, 12 plus, 14. Beim Totenmahl der Serben dürfen Gäste, Teller, Bestecke nur in ungrader Zahl — die 13 ausgenommen — vorhanden sein und die Teller und Bestecke nicht gewechselt werden. Sonst gibt es Unglück. Nach dalmatinischem Aberglauben muss, wenn 13 Personen bei Tische sitzen, diejenige Person sterben, die sich dem Spiegel gegenüber befindet. In den meisten Hôtels des Orients giebt es keine Zimmer-Nummer 13.

24. Die Tierwelt in der Krankheitsmystik.

Affe. — Katze. — Hund. — Fuchs. — Mäuse. — Hase. — Pferd. — Kuh. — Ziege. — Vogelgeschrei und Vogelflug. — Ein Verbot des Moses. — Der Königsgeier und das Haus Osman. — Geier und Raben. — Krähen. — Dohlen und Cholera. — Uhu und Eulen. — Bachstelze, Turteltaube, Schwalbe. — Kuckucksorakel. — Kuckuckssagen. — Hahn und Henne. — Storch. — Schmetterling. — Bohrwurm. — Fische. — Schlangenkultus im Altertum. — Schlangensalbe. — Marokkanischer Aberglaube. — Albanesische Ansichten. — Schlangenhäute als Mittel gegen Diphterie. — Hausschlangen. — Die Schlange und die Erotik. — Die Schlange und die Menstruation.

Vom Affen bis zum Schmetterling und bis zur Schlange hat fast jedes Tier seine Bedeutung als Orakeltier im Volksgebrauch der Orientalen. Das Erscheinen eines Vogels, das Begegnen mit einem Vierfüssler, das Klopfen des Bohrwurms, alles hat seine mystische Beziehung auf Leben und Gesundheit des Menschen. Aehnliche nicht orientalische Tier-Orakel hat schon Hopf in einer interessanten Arbeit zusammengestellt, welche ich in den nachfolgenden Mitteilungen häufig zu Parallelen heranziehe.

Der Affe gilt fast immer als unheilbringend: Im Talmud schon ist es ein schlimmes Zeichen, wenn man von einem Affen träumt. Als Nero im Traume sein Ross als Affe gesehen hatte, ward er von seinem baldigen Tode überzeugt. Lucian nannte es eine schlimme Vorbedeutung, wenn man am frühen Morgen einem Affen begegnete. Die Spartaner waren derselben Ansicht. Bei den Beduinen ist der Affe ein Unheilbringer; trotzdem nennen sie ihn, um das Böse zu täuschen, euphemistisch: Glücksbringer. Blos die Kohls in Indien sagen dem Affen Gutes nach; sie meinen: wenn man auf der Brautschau einen Affen trifft, so bedeutet dies Reichtum in der zukünftigen Ehe.

Bei den Moslems in Syrien werden die Katzen, wie der christliche Syrer Eijub Abela erzählt, stets gut behandelt, weil man von ihnen glaubt, dass sie über die Menschen wachen. Doch darf man sie nicht streicheln oder liebkosen. Sonst wünschen sie, um der Zärtlichkeit nie wieder verlustig zu gehen, den Menschen Kinderverlust an. Im germanischen Volksglauben gilt bekanntlich die schwarze Katze als Hausgeist, ja Gefolgsgeist des Hausvaters: nach altdeutscher Ansicht stirbt die schwarze Katze dem Hausherrn vor. Träumt man in der Christnacht von einer schwarzen Katze, so erkrankt man nach Neujahr gefährlich. Bürsten sich zwei Katzen unter dem Fenster einer Krankenstube, so sind des Kranken Stunden gezählt. Wenn die Katze traurig miaut, so glaubt man in Schwaben, dass im Hause bald jemand sterbe.

Ein besonderes Kapitel würde der Hund verdienen, so zahlreich sind die abergläubischen Ansichten, die sich mit ihm verknüpfen: Im altgermanischen Glauben war der Hund dem Wotan und den Nornen geweiht, und er zeigte durch sein Heulen dem betreffenden Hause ein bevorstehendes Unglück an. Grimm erwähnt, dass man die Hunde für geistersehend hielt, und dass man von ihnen annahm, sie merkten das Umgehen der Hel, der Pest. Noch heute sagt man, wie Rochholz erzählt, in Schleswig von nächtlich heulenden Hunden: „Die Hel ist bei den Hunden"; man meint damit: die Hunde wittern die umherziehende Pestseuche voraus. Alle Balkanvölker glauben Aehnliches: die Hunde, heisst es bei ihnen, ahnen das Nahen der Todesfrau, sehen dieselbe sogar. Die Hunde sind, nach südslavischer Meinung, die Erzfeinde der Pest; in einer von Krauss mitgeteilten und von mir bereits zitierten Pestsage gibt sich die Pestfrau einem Menschen zu erkennen und verspricht ihm, ihn zu verschonen, wenn er sie ins Dorf trage, damit die Hunde ihr nicht zusetzen könnten. Eine von Lenormant aufgefundene assyrische Tafel besagt: „Speit ein Hund im Hause, so stirbt der Hausherr; verunreinigt ein Hund den königlichen Thron im Palaste, so stirbt der König, und die Feinde werden sein Land nehmen; verunreinigt ein Hund den Tempel, so gibt es Gewitter, Ueberschwemmung, Hunger, grosse Sterblichkeit, Erdbeben; und Nergal, der die Leichen verschlingt, wird die Menschen mit seinem Arme zerfleischen."

Nach Rochholz bedeutet es in Schleswig, nach Wuttke auch in Schlesien, der Mark, Tirol und Oesterreich, wenn ein Hund bei einem Hause heult und dabei die Schnauze zur Erde kehrt, dass jemand sterben werde. Richtet der Hund aber heulend die Schnauze zum Himmel, so deutet dies auf bevorstehende Feuersbrunst. Das Gleiche befürchtet man in Konstantinopel.

Allgemein erwartet man einen Todesfall im Hause, wenn ein fremder Hund ins Haus hineinbellt. In Lauenburg meint man, dass jemand bald sterben werde, wenn der Hund im offenen Fenster mit dem Kopfe nach dem Zimmer zu sitzt; diesen von Wuttke erwähnten deutschen Aberglauben findet man auch bei den Kalmücken und Kamschadalen. Ein Anzeichen des Todes ist es nun bei allen Südslaven, wenn ein Hund vor dem Hause heult und trotz aller Prügel nicht zu heulen aufhört. Aehnlich ist es bei den Albanesen: wenn ein Hund vor dem Hause heult, ohne das Haus anzusehen. Bei den Walachen, Griechen, Armeniern, Juden und Türken, im ganzen osmanischen Reiche, wie in der Hauptstadt, findet man denselben Aberglauben.

Um das vom Hunde angekündigte Uebel zu bannen, stellt man einen Pantoffel vor das Fenster; bei einigen Völkern ist der Pantoffel des linken, bei anderen nur der des rechten Fusses wirksam. Der syrische Christ Eijub Abela berichtet aus seiner Heimat: „Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn der Hund vor dem Hause heult, besonders wenn im Hause sich ein Kranker befindet; um Unheil abzuwenden, muss man im Zimmer des Kranken einen Schuh verkehrt hinlegen und den Hund wegjagen.“ Aber wenn die Hunde vor dem Hause einer Gebärenden heulen, dann glauben die syrischen Juden, dass ein Knabe zur Welt komme. Im babylonischen Talmud heisst es schon: „Die Rabbiner haben gelehrt, dass der Todesengel in die Stadt kommt, wenn die Hunde wimmern; wenn die Hunde freudig bellen, so kommt der Prophet Elias, der die Knaben bringt. Die Ansicht gilt aber nur dort, wo keine Hündin ist.“ Auch in Krain, Dalmatien, Montenegro, Bosnien und Serbien glaubt man, dass jemand im Hause bald sterben müsse, wenn der Haushund nachts winselt und heult.

Wenn ein Hund mit den Hinterfüssen die Erde aus dem Hofe scharrt, so bedeutet das, meint man in Bulgarien, dass

bald für jemanden aus dem Hofe oder dem Hause die Erde aufgescharrt werden würde. Hier sagt man auch: es müsse jemand in der Nachbarschaft sterben, wenn im Hause ein Hund wie ein Wolf heult. Man ruft dem Hunde zornig zu: „Heule nur, heule, sollst dir den Kopf ausheulen, ja wohl!“ Das wolfsartige Heulen des Hundes erwähnt auch schon Plutarch als böse Vorbedeutung. Beim Abschlusse des Bündnisses zwischen Antonius, Lepidus und Cäsar galt es als äusserst unheilvolles Zeichen, dass die Hunde wie die Wölfe heulten. Gubernatis sagt, dass man noch heute in Italien erschrecke und Unglück und Tod befürchte, wenn ein Hund wie ein Wolf heule. Vom Wolfe selbst, der bei anderen Völkern, wie man bei Hopf liest, vielerlei Bedeutung hat, weiss ich nichts den Orient Betreffendes. In Bosnien meinen die Mohammedaner: Wenn eine schwangere Frau einen Fuchs trifft, so wird das Kind im Leben Glück haben.

An die Mäuse heftet sich vielfacher, auf Tod und Krankheitsanzeichen bezüglicher Aberglaube. In der Schweiz sagt man: Wenn eine Maus nachts in das Bett eines Schläfers kommt, wird Letzterer am kommenden Morgen Unglück haben. Zernagt eine Maus einem Kranken das Bettstroh unter dem Hauptkissen oder die Kleidungsstücke, so muss der Patient bald sterben; wenn die Maus vor dem Fenstersims hin- und herläuft, so verkündet dies den Tod, weil man in der Schweiz das Zimmerfenster öffnet, um die Seele des eben Verstorbenen — nach altem Glauben in Gestalt einer Maus gedacht — hinauszulassen. Endlich erwähnt Rochholz noch diese Meinung, die in der Schweiz sich geltend macht: Stösst eine Scheermaus in der Tenne, unter der Dachtraufe, dem Hausofen oder gar unter dem Ehebette ein Loch aus, so stösst sie den Vater zum Hause hinaus; von solchen frischen Löchern sagt man: „sie suecht nach 'ere Seel.“ — Birlinger erzählt von einem ähnlichen Aberglauben in Schwaben: Wenn eine Maus ein Loch im Boden macht, das zugestopfte des andern Tages wieder offen ist, so schiebt die Maus eins von der Familie hinaus. Im ganzen Orient ist die Mäuseplage arg, und allgemein herrschen dort die erwähnten abergläubischen Ansichten.

Der Feldhase ist bei den meisten Völkern ein Tier, das einen bösen Leumund hat. Nur bei den alten Griechen und Römern war ihm eine gute Vorbedeutung zugeschrieben worden.

Die altdeutschen Heiden glaubten: Elfen, Hexen und allerlei Unholde schlüpften in Gestalten von Hasen, meistens in dreibeinige. In Mazedonien gilt das Begegnen mit einem Hasen als Anzeichen, dass man krank werden würde. Wer in Bosnien den Hasen, wenn er durch ein Dorf an einem Hause vorüberläuft, zuerst erblickt, der muss sterben.

In Deutschland ist es ein leichenverkündendes Zeichen, wenn das Pferd des zu einem Kranken gerufenen Geistlichen den Kopf senkt; wenn das Ross, das den Leichenwagen zieht, einen Begleiter desselben besonders ansieht, so wird dieser, nach einem zu Aristan im Freienamte bestehenden Volksglauben, nicht mehr lange zu leben haben. Ferner erwähnt Rochholz, dass es im Frickthaler Dorfe Eicken und in Döttingen an der Aare Todesankündigung sei, wenn am Fenster eines schwer Erkrankten des Abends von der Strasse her ein Ross sichtbar wird. Einen nahen Todesfall deutet man in denselben Gegenden daraus, wenn ein Pferd im Stalle schwitzt; wahrscheinlich meint man, an altheidnischen Glauben anknüpfend, das Ross sei vom unsichtbaren Todesgott geritten. Am Rhein glaubt man, wenn Pferde vor einem Hause nicht vorbei wollen und scheuen, so werde bald jemand in dem betreffenden Hause sterben. Ich erwähne diese abergläubischen deutschen Ansichten, weil man sie fast überall in der Türkei wiederfindet.

Will die rumänische Bauernmaid eine Beantwortung der brennenden Frage, wann sie endlich ihre bändergeschmückten Zöpfe aufstecken und, wie es sich für eine verheiratete Frau schickt, sittig unter einem Tuche verbergen darf, „so muss sie," erzählt uns Flachs nach rumänischen Autoren, „am Neujahrsmorgen in den Kuhstall gehen und, wenn dort zufällig eine Kuh in gemächlicher Ruhe auf dem Stroh liegt, ihr einen Fusstritt mit den Worten ‚Hei — jetzt!' versetzen. Rührt sich die Milchspenderin nicht, so wird das Fusstrittspiel fortgesetzt und weiter gesprochen: ‚Hei — ein andermal, hei — übers Jahr, hei — in zwei Jahren' und so weiter, bis die Kuh sich endlich bemüssigt sieht, sich zu erheben. So viele Stösse die arme Kuh erhalten, so viele Jahre werden noch verstreichen, ehe die Dirne in den heiligen Ehestand treten wird."

In Albanien, das unerschöpflich ist an abergläubischen Sitten, ist selbst die Ziege ein Unglückstier. Verzweifelt ist

namentlich der Albanese, wenn er plötzlich auf eine ganze Ziegenherde stösst.

Eine vielartige Bedeutung wird dem Vogelgeschrei beigelegt. In der ganzen Welt achtet man ängstlich auf Stimmen der Bewohner der Lüfte, auf die Art ihres Fluges, auf ein Zusammentreffen mit den Vögeln zur frühen Morgenstunde oder am Abend.

Bei den heidnischen Arabern, heisst es bei Andree, waren Zeger und Hijavet zwei fast gleich bedeutende Ausdrücke für Vogelflug: Zeger wird gebraucht, wenn man mit einem Stein nach dem Vogel wirft und ihm zuschreit. Fliegt er dann zur rechten Hand, so ist es ein gutes, zur linken Hand, ein böses Zeichen. Hijavet ist allgemeiner die Deutung der Namen aufstossender Vögel, ihres Niederlassens, ihrer Rufe.

Moses III. Buch XIX 26 verbot den Israeliten streng, auf Vogelgeschrei zu achten; das zeigt, wie alt dieser Aberglaube ist, und wie unausrottbar. Wir finden ihn in allen fünf Weltteilen und erfahren häufig, dass die gleiche Sitte bei den zivilisierten Völkern Europas, wie bei den barbarischen Ureinwohnern auf den Philippinen besteht. Auf Luzon beispielsweise wird es niemand wagen, einen Vogel, der sich in das Innere eines Hauses verirrt hat, zu haschen; thut einer es, so muss er in Krankheit verfallen. Aus dem Rufe des Caracara-Habichts entnehmen die indianischen Medizinmänner die Prophezeiung, wer vom Stamme bald sterben werde. — Bei den Alten glaubt man beobachtet zu haben, dass Gegenden, aus denen die Milane weggezogen waren, von der Pest befallen wurden.

Als glückbringende Vorbedeutung des Königtums galt den Osmanen das Schweben des Königsgeiers über dem zu künftiger Herrschaft auserwählten Haupte. Humai — schreibt Hammer — heisst bei den Persern und Türken der Königsgeier, der edelste der Raubvögel, weil er, nach der durch Sage überlieferten Naturgeschichte des Morgenlandes, kein lebendes Tier, sondern nur die Gebeine der von anderen getöteten zur Nahrung nimmt, und seine Jungen mit vorzüglicher mütterlicher Liebe unter seinen weiten Schwingen beschützt, daher derselbe das Sinnbild mütterlicher Liebe und königlicher Milde schon bei den alten Aegyptern, auf deren Hieroglyphen-Gemälden er mit der Feder des Gesetzes in der einen Klaue und mit dem Ringe der Herrschaft in der anderen, über dem Haupte der Könige schwebt.

In dem Schahnameh tragen die Helden die Federn des Simurgh, welcher kein anderer als der dreifache Geier des Zendavesta ist, als Talismane auf dem Haupte, wie in Aegypten die Priester als Lehrer und Ausleger des von Königen gegebenen Gesetzes die Feder des Sperbers. Die grosse Fürstin, die einzige Königin, welche die altpersische Geschichte nach morgenländischen Quellen vor Alexander kennt, und der sie die Erbauung des Palastes, des tausendsäuligen, zu Persepolis zuschreibt, trägt den Namen Humai, des Königsgeiers; das aus Humai gebildete, im ganzen persischen und osmanischen Reiche noch heute allgemein übliche Wort Humajun entspricht dem deutschen kaiserlich-königlich, oder eigentlicher, dem Augustus der Römer. Glücklich also, völkerbeherrschend ist das Haupt, über welches der Königsgeier seine weiten Flügel ausbreitet; der durch ihren Schatten Gesegnete wird als grosser und mächtiger Fürst die Völker beglücken unter dem Schatten seiner Flügel. Was der Adler den Römern, ist der Königsgeier den Morgenländern, und wie dem Tarquinius Priscus noch als Privatmann seine Gemahlin aus dem vom Adler ihm geraubten und wieder aufgesetzten Hute die Grösse künftiger Herrschaft vorhersagte, so Osman, dem Sohne Ertoghrul's, der fromme Derwisch Abdal Kumral: In dem Passe von Ermeni sah der Derwisch, der Tradition zufolge, wie ein Königsgeier mit seinen Flügeln des jugendlichen Osmans Haupt überschattete, und er legte ihm dieses Wahrzeichen als glückliche Vorbedeutung osmanischer Herrschaft aus, deren Flügel bald zwei Meere und zwei Erdteile, das weisse und das schwarze Meer, Asien und Europa, decken würden.

Zudem traf es sich, dass der Name Osman mit dem Geier in inniger Verwandtschaft steht. Osman heisst nämlich nach der Bedeutung arabischer Wurzel der Beinbrecher. Nun heisst aber auch der Königsgeier, welcher nach der zitierten Darstellung Hammers im ganzen Morgenlande das Symbol der Herrschaft und Königsmacht ist, von den alten Aegyptern an bis auf die heutigen Zeiten, vorzugsweise der Beinbrecher unter den Vögeln, weil er, lebendige Beute verschmähend, sich nur von den Beinen der Erschlagenen nährt. Dann hiessen schon in der grauesten Vorzeit türkischer Geschichte die drei Söhne Oghus-Chans, von deren erstem auch Gök-Chan, der Chan des Himmels, der Stammbaum Osmans abgeleitet wird, die Brecher, weil sie einen ge-

fundenen Bogen in drei Stücke zerbrachen. Wie sie den Bogen zerbrachen, brachen ihre Nachkommen Burgen und Festungen; die Herrschergrösse und Siegesmacht des Königsgeiers Humai, des Beinbrechers unter den Vögeln, lebte in „humajun", dem kaiserlich-königlichen, wörtlich: Königsgeierlichen Herrscherhause Osmans, des Beinbrechers fort. Aber diese glückliche Bedeutung hat der Geier nur bei den Osmanen. Sonst erweckte sein Erscheinen seit jeher und überall die Gedanken an Leichen. Es wird berichtet, dass sich Geier auf dem Tempel des Genius des römischen Volkes und der Eintracht niederliessen, als Sulla seine Massenmorde in Rom ausführen liess. Dem Heere des Brutus und Cassius erschienen bei Philippi Geier und Raben als schreckliche Leichenkünder. Augustinus Niphus behauptete: Geier, Raben und Krähen begleiten die Heere, weil sie eine Vorahnung des für sie abfallenden Leichenschmauses haben. Dem Marius und dem M. Tullius Cicero wurde durch Raben der Tod angekündigt, wie Valerius Maximus erzählt. Plutarch beberichtet, dass der Tod Alexanders des Grossen in Babylon durch Raben angezeigt wurde.

Der Glaube an die böse Bedeutung der Raben herrscht in ganz Deutschland. Im Illerthal glaubt man, wenn Raben über einen hinwegfliegen, so muss der Betreffende bald sterben. An anderen Orten fürchtet man den baldigen Tod eines Hausbewohners, wenn die Raben um das Haus fliegen und dabei ihr: Grab! Grab! rufen. — Im Aargau bedeuten Raben, die in einer Reihe auf ein Haus zufliegen, die Reihe der schwarzen Leichengänger. In Böhmen, Südfrankreich, in der Bretagne, bei den Nuba-Negern in Inner-Afrika glaubt man Aehnliches; die Letzteren halten die Raben für böse Geister und Menschenfresser. Unter den heidnischen Arabern vor Mohammed galt der Rabe ebenfalls als Unglücksvogel; ein günstiges Ereignis wurde jedoch geglaubt, wenn ein Rabenpaar, ein Männchen und ein Weibchen, mit einem Wanderer zusammentraf und gleichen Flugs über den Weg flog.

Der Rabe — südslavisch: Karvan, Gavran, Garvan, „Crna Ptiza" oder „Schwarzer Vogel" — gilt bei allen Balkanvölkern als Todesbote. Bei den Juden im Mittelalter und bei den meisten orientalischen und slavischen Völkern wird die Eigenschaft solch

böser Vorbedeutung auch den Hähnen zuteil, welche rabenartig krähen.

Von den Krähen sagt man in Europa in verschiedenen Ländern: Jedes Haus hat zwei Krähen. Wenn das Haupt der Familie stirbt, setzen sich die Vögel auf das Dach und schreien so lange, bis die Leiche hinausgeführt worden ist, dann verschwinden sie auf Nimmerwiederkehr. In ganz Persien ist die Krähe als Unglücksvogel angesehen; ebenso in der Türkei, in Persien, China, Siam, Indien; nach altindischem Glauben erhielt die Krähe von Yama das Recht, die Leichenspeise zu essen. Im indischen Kāmasūtram aber wird „das künftige Glück des Liebhabers als Wohlergehen durch Offenbarung des Vogelfluges“ geschildert, wenn beispielsweise bei ruhigem Himmel eine Krähe krächzt. Auch an einer anderen Stelle, in der Schmidt'schen Uebersetzung Seite 406 und 407, wird im Kapitel von der Hingebung an den Geliebten von der „Verehrung der Krähen“ in freudigem Sinne gesprochen.

In Bulgarien sagt man: Fangen gegen Abend die Garagaschki, die Krähen zu krächzen an, so wird ehestens eine Krankheit oder ein grosses Sterben eintreten.

Hopf erzählt in seiner früher erwähnten Abhandlung: Im August 1885 erschienen in Regensburger und Münchner Zeitungen alarmierende Nachrichten über das plötzliche Abziehen sämtlicher Dohlen; man erinnerte sogleich daran, dass 1873 nach einem ähnlichen Vorkommnisse die Cholera ins Land kam. Man glaubte also, dass die Dohlen die Epidemie vorausfühlten. — Vorahnungs-Möglichkeit nahender Krankheiten wird in vielen Gegenden Deutschlands, in Südfrankreich, in der Bretagne auch den Sperlingen zugeschrieben. Die Sperlinge — in anderen Gegenden auch die Seidenschwänze — zeigen dadurch den baldigen Ausbruch der Pest an, dass sie in eiliger Flucht ihre Nester und Eier verlassen. — Die Elster ist gleichfalls ein Unglücksvogel; fliegt sie in der Bretagne oder in Südfrankreich, auch in einigen Gegenden Deutschlands, quer über ein Dorf oder über ein Haus, so glaubt man an den baldigen Tod eines Dorfbewohners. — Das Erscheinen und Schreien des Uhus verkündet allen Völkern kommendes Unheil: Hungersnot, Krieg, Verderben, Krankheit, Tod. Ein günstiges Uhu-Auspicium — ähnlich dem osmanischen Geier-Auspicium — erzählt Flavius Josephus: als nämlich unter

Tiberius der jüdische König Agrippa gefesselt an einem Baume neben seinem Palaste stand und in dem Baume über ihm ein Uhu erschien, weissagte ihm daraus ein deutscher Augur, dass er, seiner Fesseln ledig, König von Judäa werden und seinen Thron seinen Kindern hinterlassen werde; allerdings fügte der Augur hinzu: wenn aber ein solcher Vogel noch einmal über Agrippas Haupte zu sehen sein würde, so müsste er innerhalb fünf Tagen sterben. — Die Zwergohreule gilt heute in der Schweiz wegen ihres Rufes: Tod! Tod! Tod! als Totenengel; ebenso in Italien: sie schreit, sagt man hier, bei dem Hause eines Kranken drei Tage vor seinem Tode; ist aber kein Kranker im Hause, so kündigt sie wenigstens einem der Hausbewohner die Bräune an. Nicht minder als bei den Schweizern und Italienern ist die Zwergohreule bei den Kalmücken, Javanesen und den Eingeborenen auf Borneo und Sumatra als Unglücksvogel verschrieen. — Von dem Schleierkauz behauptete Plinius, sein lateinischer Name Strix stamme von stringere, weil der unheilvolle Vogel nachts Kinder aus der Wiege raube und ersticke. Ovid leitete strix von stridere, zischen, her. Rochholz zitiert das im Aargau bekannte Sprüchlein vom Steinkauz: „Wenn dir die Wiggli schreit, wirsch balt aussi trait . . .“ Wuttke erwähnt den deutschen Volksglauben, dass der Steinkauz durch sein Schreien in der Nähe eines Hauses einen Todesfall ankündige, besonders wenn er abends nach zehn Uhr und mehrere Abende nach einander vor demselben Hause schreie. In Böhmen ruft der Steinkauz am Fenster eines Kranken durch sein: Poid! Poid! Komm! Komm! — wie Grohmann in seiner Schilderung des Aberglaubens in Böhmen berichtet — den Patienten in den Tod. Die ganze Familie dieses Vogels geniesst in allen Weltteilen den gleichen schlechten Ruf. So erwarten die Westaustralier — wie im 52. Bande des Globus, Seite 383 erzählt wird — den Tod eines Angehörigen, wenn sie den Ruf einer Eule vernommen haben. Bei den Nuforesen von Doreh auf Neuguinea gilt der Schrei der Eule während der Beratung über irgend eine öffentliche Angelegenheit als unheildrohend. Auf Java und den anderen Sunda-Inseln glaubt man: wenn eine Nachteule sich auf den Dachfirst setzt, so wird in einer hinter dem Hause gelegenen Wohnung Feuer ausbrechen; setzt sie sich dagegen auf einen Baum und wendet während des Schreiens den Kopf einem Hause zu, so

wird ein Verwandter dieser Hausbewohner krank; dies berichtete Emil Metzger im 44. Bande des Globus. Aehnliches glauben die Dajaks auf Borneo, die Eingeborenen in Ilocos Norte auf der Philippinen-Insel Luzon, die Chinesen, Siameser und Inder.

In China und Siam nennt man die Eule: Todesvogel. In Indien wird von den Eingeborenen jede Hütte niedergerissen, auf die sich eine Eule gesetzt hat. Diesen Aberglauben findet man schon in den altindischen Schriften: im Rigveda wird der Fromme angewiesen, den Tod und den Gott des Todes durch Beschwörungsmittel zu vertreiben, wenn die Eule ihr hässliches Geschrei ausstösst; im Pañcatantra vergleicht der König der Krähen die feindliche Eule, welche gegen Nacht kommt, mit dem Gotte der Toten; und im Mahabharata wird der Gott des Bösen, welcher hell sieht und im Trüben fischt, ebenfalls mit der Eule verglichen, die jede Gestalt in der Nacht unterscheidet. Wie in Europa, Asien und Australien, ist die Eule auch in Afrika und Amerika Gegenstand der Angst und des Schreckens. In Dahome heisst die Eule: Der Azeche, der Kannibale, welcher die Feinde tötet und verzehrt, also eine Aehnlichkeit mit der Strix, der Kinder fressenden, der alten Römer. — Bei den Nuba-Negern ist es, nach Ignaz Palme, ein sicheres Zeichen des nahen Todes eines Familienmitgliedes, wenn sich nachts eine Eule auf das Dach eines Hauses setzt und ihren Ruf ertönen lässt. Bei allen Indianerstämmen ist die Eule ein unbedingt unheilbringender Vogel.

Spring erzählt im 32. Bande des Globus von den Pima-Indianern in Arizona: sie denken sich den unheimlichen Nachtvogel als Diener des Todes, der die Seelen der Verstorbenen in das Jenseits zu tragen hat, und deuten einen nahen Eulenruf als Zeichen des nahen Todes. Es kann nach alledem nicht Wunder nehmen, dass die Eule auch bei allen Völkern des Orients als ein Unglücksvogel bekannt ist.

Die Albanesen sagen: Wenn die Eule auf dem Dache des Hauses krächzt, zeigt sie den Tod an. Wenn aber im Hause sich eine gesegnete Frau befindet, so bedeutet das Krächzen der Eule blos die Geburt eines Mädchens. Merkwürdig ist, dass der letzterwähnte Aberglaube auch bei den Wenden in der Lausitz anzutreffen ist: krächzt eine Eule auf dem Dache eines Hauses, in dem sich eine gesegnete Frau befindet, so bedeutet

dies eine glückliche Niederkunft. Eulen, Uhu und andere Nachtvögel — südslavisch: Cuk, Sova, Sovul jaga, Lunja, Unjaca, Jejina und Buba — zeigen durch ihre unheimlichen Rufe in der Nähe menschlicher Behausungen nach südslavischem Aberglauben fast immer den Tod an. Setzt sich ein Uhu auf ein Haus und lässt seinen Ruf ertönen, so wird einer von den Bewohnern sterben, „ausser es schiesst jemand mit Eisennägeln, die in der Kirche während des Hochamtes unter dem Altarkissen gelegen, den Vogel sofort herab." Wenn eine Schleiereule vor einem Hause ruft, so muss nach bosnischer Ansicht der Hausherr oder die Hausfrau noch im selben Jahre sterben.

Bei den Rumänen sagt die Eule den Tod an, wenn sie während des Tages in der Nähe eines Hauses ihre widerwärtige Stimme ertönen lässt. In der Gegend von Naszbd in Siebenbürgen heisst die Eule schlechtweg „der Totenvogel". In manchen Volksliedern wird dieser bösen Eigenschaft der Eule gedacht. So wird in einem Totenlied aus der Umgebung von Krasno in der Bukowina das Totenglöcklein ungefähr folgendermassen apostrophiert:

Klinge, klinge, Glocke klein;
Wieder zieht ein Seelchen ein.
Klinge, klinge, trauervoll,
Dass im Thal man's hören soll;
Denn so kam's auch in der That,
Ganz wie es gerufen hat
Eule, die Unglücksprophetin,
Eule, die Unheilverkünderin.

Wenn ein Kamtschadale im Frühjahr die erste Bachstelze sieht, muss er erkranken. Bei den Albanesen findet man Aehnliches: wer die erste Turteltaube, die erste Schwalbe oder den ersten Kuckuck im Frühjahr sieht und dabei noch nüchtern ist, wird krank. Der Kuckuck hat als Orakeltier stets eine bedeutende Rolle im Aberglauben der Völker gespielt. Im indischen Rigveda wird er als ein Vogel genannt, der alles weiss, was geschehen ist und geschehen wird. Das altgermanische Leben zerfiel durch das Kuckucksorakel in Schicksalsjahre, die von der Ankunft des Vogels und dem Beginn des Kuckucksrufes des einen Frühjahrs bis zur Wiederbefragung des Kuckucksorakels im nächsten Frühjahr dauerten. Der Monat des alt-

nordischen Kalenders, welcher die Zeit vom 22. April bis 21. Mai der jetzigen Rechnung einnimmt, hiess Gauksmonadr, Kuckucksmonat. — Im Couronnemens Renart erzählt der Fuchs seinem Weibe, dass ihm der Kuckuck noch 13 Lebensjahre prophezeit habe. In Niedersachsen singen die Kinder: „Kuckuck vam häven! Wie lang scholl ick leven?“ Die schwäbischen Buben fragen, wenn sie im Frühling in den Wald gehen, den Kuckuck: wie alt sie werden. In Haubach singt man: „Kuckuck, Kuckuck! Schrei mir meine Jahre an! Schrei mir sie in Deckelgräba — wieviel Jahre darf ich leba?“ — Dieses Sprüchlein wiederholt man dreimal, dann zählt man die Rufe des Kuckucks; jeder Ruf bedeutet ein Jahr.

Denselben Gebrauch finden wir bei den Völkern des Balkans. Man sagt hier: Wer wissen will, wie lange er zu leben habe, der zähle im Frühling die Rufe nach, die er vom ersten Kuckuck hört. So viele Rufe er nachzählen kann, so viele Jahre wird er leben. Der Kuckuck sagt einem jedoch nicht blos, wie lange er leben werde, sondern verkündet auch Krankheiten, bei den Albanesen sogar den Tod. Wenn die Rumänen den Kuckuck im Frühling zum erstenmal schlagen hören, und zwar rechts oder vor sich, dann hat das weiter keine Bedeutung; aber Böses, ja sogar Tod will es besagen, wenn der Kuckucksruf zur Linken oder von rückwärts her erschallt.

Wenn ein Kuckuck über dem Hause ruft oder den Kamin erklettert, so muss jemand in dem Hause sterben, ist ein allgemeiner Glaube.

Krauss teilt drei serbische Sagen mit, die sich auf den Ursprung dieses Glaubens beziehen: Nach der ersten Sage war einmal ein Weib — Kukavica, der Kuckuck, ist nämlich in der serbischen Sprache weiblich. Diesem Weibe war der einzige Bruder gestorben; darob jammerte es so lange: „Kuku le, Weh geschrien!“ bis es eine Kukuvica geworden war. In der zweiten Fassung verfluchte der Bruder die Schwester, weil sie durch ihre Klagen seine Ruhe gestört. In der dritten Fassung verdammte Gott das Weib, weil es so viel gegen den himmlischen Beschluss geklagt hatte. In Serbien wird vielfach auf das Grab eines Toten, der Schwestern zurückgelassen hat, ein Kuckuck aus Holz zu Häupten des Begrabenen gesetzt.

In Bulgarien erzählen die Bäuerinnen: es war einmal eine

Frau, die hatte einen einzigen Sohn, der hiess Gugo, nämlich Hugo, da in den slavischen Sprachen das H immer mit G übersetzt wird. Als Gugo früh verstorben war, war der Mutter Gram ohne Ende. Morgens und Abends weilte sie am Grabe des Kindes, immer weinend und klagend und rufend: Gugo-Gugo! Darob verwandelte Gott sie in einen Vogel und nannte sie nach ihrem Rufen: Gugutscha oder Gugutka, Kuckuck. Unter den Altgläubigen in Bosnien gilt es als frevelhaft, den Kuckucksruf nachzumachen oder den Vogel zu töten. Wer das thut, dem stirbt der Vater oder die Mutter.

Hahn oder Henne gehören ebenfalls seit Urzeiten zu den Orakeltieren. Bei den alten Persern und den indogermanischen Völkern bedeutete der Hahnenschrei Gutes. In der deutschen Mythologie kann der Hahn wohl die bösen Geister verscheuchen, nicht aber den Tod; und er tritt sogar als Todesbote auf, so, wenn er im Verein mit der Henne Stroh schleppt, oder wenn er in ein Haus hineinkräht. Bei den Südslaven heisst es: wenn der Hahn um halb 12 Uhr nachts kräht, so fährt ein Schütteln durch den Leib der Toten. Kräht der Hahn noch vor Abend, so stirbt, nach einem Aberglauben in Istrien und Kroatien, jemand im Hause. Das Gleiche steht bevor, wenn der Hahn, um zu krähen, auf einen der steinernen oder hölzernen Grundpfeiler des Hauses fliegt. — Die jüdischen Gelehrten des frühen Mittelalters sagten: es gehöre zu den emoritischen, nämlich heidnischen Gebräuchen, wenn jemand spricht: „Schlachtet diesen Hahn, der am Abend gekräht hat; diese Henne, die am Abend gekräht hat; diesen Hahn, der rabenartig kräht; gebt der Henne einen Hahnenkamm zu fressen, da sie kräht, wie ein Hahn." Indessen waren diese auf Hahn und Henne bezüglichen abergläubischen Ansichten bei den Juden nicht auszurotten. Sie bestehen im Orient noch heute bei allen Völkern. Allzufrühes Gackern der Henne im Morgengrauen bedeutet beispielsweise einen bevorstehenden Todesfall im Hause.

Das Krähen der Henne ist in der deutschen Mythologie von trauriger Vorbedeutung. Grimm und Grünbaum, letzterer im 39. Bande der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, führen zahlreiche passende Stellen an. In Italien, sagt Gubernatis, darf ein solch unheilvolles Geschöpf weder verkauft, noch verschenkt, sondern es muss sofort getötet und von

seinen Besitzern gegessen werden. In Russland und Böhmen gilt derselbe Gebrauch. In Böhmen gibt es noch speziellen Aberglauben in Bezug auf eine krähende Henne: kräht eine weisse Henne, so wird jemand im Dorfe sterben; kräht eine rote, so wird es brennen; kräht eine schwarze, so kommen Diebe. In der Slovakei bricht man einer krähenden Henne die Füsse und wirft dann das Tier ins Wasser. In Norddeutschlands Sagen wird als Mittel gegen das Uebel, welches die krähende Henne androht, empfohlen: die unheilkündende Henne in die Tranktonne zu stecken und ihr den Hals umzudrehen; oder sie am Spiess zu braten:

> Wenn die Henne kräht vor dem Hahn,
> Und das Weib redet vor dem Mann,
> Soll man die Henne braten
> Und das Weib mit Prügeln beraten.

In fast allen Ländern erfährt man gleiche Weisheit: von Norwegen bis China, von Italien bis Persien. In China und Persien befürchtet man von dem schrecklichen Krähen der Henne sogar das Aussterben der ganzen Familie. In Kroatien sagt man: fängt eine weisse Henne in einem Gehöft wie ein Hahn zu krähen an, so muss man sie sofort abschlachten, ihr Fleisch aber darf man nicht essen, weil es furchtbar schädlich ist, wie Gift. Das Gleiche gilt in Steiermark und Istrien von der schwarzen Henne. In Bosnien sagt man, wenn eine Henne wie ein Hahn kräht: „Es bedeutet ein grosses Sterben."

In Südbulgarien prophezeit das Krähen der Henne den Tod nur einer einzigen Person im Hause; man verkaufe, um, wenn möglich das Unheil abzuwenden, die Henne schleunigst; oder noch besser: man mache sie einem Kloster zum Geschenk. Wenn in Syrien eine Henne wie ein Hahn zu krähen anfängt, so ist das von schlimmer Vorbedeutung für die Leute des Hauses. Man tötet die Henne sofort und sagt, dass man es deshalb thue, weil sie etwas wagte, was ihr nicht zustand. Wenn in Albanien eine Henne wie ein Hahn kräht, ist das ein Anzeichen des Todes für das Haus, in welchem das Absonderliche geschieht. Wenn die Henne bei ihrem merkwürdigen Krähen aber nach Osten schaut, so hat dies nichts zu bedeuten.

Der Storch tritt, nach Wuttke, in der Altmark als leichenverkündend auf: wenn die Störche über eine Menschengruppe

fliegen, muss einer daraus bald sterben. Das Gleiche glaubt man, wie Gubernatis erzählt, in Italien: die Störche bedecken, wenn sie in Scharen fliegen, den Himmel wie Wolken und bringen die Sonne, die Quelle alles Lebens, zum Verschwinden. In den Balkanländern gibt es, soviel ich weiss, keine ähnliche, mit dem Erscheinen von Störchen verknüpfte Ansicht. Dagegen legt man bei den Gräkowalachen in Mazedonien am 9. März den sogenannten Märzfaden, welcher den Kindern zum Schutz gegen bösen Zauber um Hals und Hände gewickelt wird, auf Weinlaub oder Bäume, damit ihn die Störche holen, wofür sie dann zu Ostern die Geschenke bringen; also Oster-Storch oder Oster-Hase.

Wer früh Morgens einen schwarzfarbigen Schmetterling erschaut, der lebt das Jahr nicht aus, ist ein südslavischer Aberglaube. Der Dämmerungsfalter zog nach Oken zuerst die Aufmerksamkeit während eines allgemeinen Sterbens auf sich. Da er auf dem Halsschild einen Flecken wie einen Totenkopf trägt, ward er zum Todespropheten.

Im klopfenden Bohrwurm hat man von jeher den klopfenden Tod zu hören geglaubt. Sebastian Brandts Spruch besagt: „Deshalb gedenk und setz' Dir für, der Tod klopft all Tag an die Thür.“ In der Türkei entsetzt man sich, wenn man das schreckliche Hämmern des Bohrwurms vernimmt und rückt schleunigst aus der Nähe des Gegenstandes ab, in welchem das unheimliche Geschöpf arbeitet.

Die Fische gelten als Symbol der Fruchtbarkeit. Bei jüdischen Hochzeiten im Orient muss die Braut aus diesem Grunde über eine mit Fischen gefüllte Schüssel springen.

In der ganzen Welt verbreitet ist der Schlangenkultus; man pflegte ihn im alten Indien, in Egypten, bei den Israeliten, in Hellas und Rom. Man findet ihn heute in ganz Europa bei den indogermanischen, den slavischen und romanischen Völkern, in Kleinasien, Persien, Kaschmir, Tibet, Kambodscha, China, Ceylon, bei afrikanischen Stämmen, bei den Indianern, in Mittel- und Südamerika und auf australischem Gebiete. Bei den Alten stand die Schlange mit den Gottheiten des Lichtes und des Lebens in Verbindung. Eine Stelle in Moses IV. Buch, 21. Kapitel, Vers 8 lautet: Da sprach der Herr zu Moses: „Mache Dir eine eherne Schlange und richte sie zum Zeichen auf, und wer sie ansieht,

der soll leben.“ Dies bezieht sich auf die vorhergegangene Stelle in Vers 6: „Da entsandte Jehovah wider das Volk die Brandschlangen, die bissen die Leute, so dass viele von den Israeliten starben.“ Im 1. Buche Moses 49. Kapitel, Vers 17 heisst es: „Eine Schlange wird auf der Strasse sein, eine Hornviper am Wege, die das Ross in die Ferse beisst, so dass der Reiter rückwärts sinkt.“ Aehnlich werden im 5. Buch Moses VIII 15 Brandschlangen neben Skorpionen erwähnt. Küchenmeister meinte, dass es sich nicht um wirkliche Schlangen, sondern um den Medinawurm handelt. Ebstein ist nicht dieser Meinung. Jedenfalls, stellt er fest, waren es diese feurigen Schlangen, welche das Aufrichten der ehernen Schutzschlange veranlassten. — Im antiken Mythus ist der Schlange eine Doppelrolle zugeteilt. Sie ist erstens das Symbol der schaffenden, zweitens der zerstörenden Naturkraft. In der ersteren Eigenschaft liegt die Idee der Erhaltung und der Heilung, und schon daraus würde es, wie Anton Nagele bemerkt, erklärlich sein, dass die Schlange das Attribut des Aeskulap war. Allein man würde irren, wenn man die Fixierung dieser Idee dem griechisch-römischen Mythus zuerkennen wollte, da bereits im indischen Mythus die Schlange, Ananda, mit fünf Köpfen auftritt und schon in der pythagoräischen Zahlenmystik die Fünfzahl als Hygiea sich darstellt. Auch der indische Aeskulap, Dhanvantari, erscheint auf den Bildern von der Schlange Vasuki, die identisch ist mit der Ananda, umwunden.

Ueber die Art, wie Aeskulap zur Schlange kam und mit dieser an den Sternhimmel versetzt wurde, erzählt der Mythus: als Aeskulap den Glaukos, den Sohn des Minos, vom Tode ins Leben zurückrufen sollte, kam — während er mit dem Stabe in der Hand, über seine Aufgabe nachdachte — eine Schlange herbei, die sich an dem Stab emporringelte. Erschreckt hob er den Stab, schleuderte die Schlange zu Boden und erschlug sie, als sie flüchtete. Bald darauf nahte eine zweite Schlange, die ein Kraut im Munde hielt, das sie auf den Kopf der getöteten legte. Die erwachte sofort und beide entflohen. Mit demselben Kraut heilte Aeskulap seinen Schutzbefohlenen, rief er den Glaukos vom Tode ins Leben zurück. Und seitdem blieb die Schlange sein Attribut.

Auf einem Bilde gibt Hygiea der Schlange des Aeskulap aus einer Schale zu trinken. Hygiea ist übrigens an die Stelle der

Athene getreten; die Schlange der Athene Päonia gibt nach Herodot die Heilsaugurin in Kos und besonders in Epidaurus ab, wo die Priester ihre Kranken nach den Weissagungen der Schlange behandeln. Auch im Heiligtum des Heilgottes Trophonios zu Lebadea spielt die Orakelschlange eine grosse Rolle, und noch Pausanias sah des Trophonios Bildsäule mit dem Schlangenstabe. Als in Rom eine furchtbare Seuche wütete, wurde auf den Rat der sybillinischen Bücher die Schlange des Aeskulap aus dem Tempel zu Epidaurus nach Rom gebracht und ihr ein Tempel auf einer Tiberinsel errichtet. — Die Schlange ist das Symbol übernatürlichen Wissens. Die Schlange ahnt Pest, Hunger und Erdbeben voraus. Die alten Araber glaubten, dass man durch das Essen eines Schlangenherzens oder einer Schlangenleber die Sprache der Tiere, namentlich der alles wissenden Vögel erlernen könnte.

Hopf bezeichnet diese Ansicht als Erbgut aller aus Asien stammenden arischen Völker: in der Edda hört Siegfried, nachdem er vom Blute des Drachen gekostet und sein Herz gegessen hat, die Adlerinnen mit einander über sein Schicksal reden. Die Berührung einer Schlange schärft das Gehör. Während Helenus und Cassandra im Tempel des Apollo schliefen, krochen Schlangen in ihre Ohren, worauf sie feinhörig wurden. — Im schwedischen Volksglauben wird die Heilkraft mancher Brunnen weissen Schlangen zugeschrieben, und Saxo erzählt zwei Sagen, wo der Geifer dreier Schlangen, einem Medikamente beigemischt, dieses heilkräftig machte. Man findet hier eine Aehnlichkeit mit dem Anguinum, welches Plinius erwähnt. In einem russischen Volksmärchen wird von einer Stadt der Schlangen erzählt, die von einer im Kreise gewundenen, sich selbst in den Schwanz beissenden Schlange bewacht wird. In dieser Stadt der Schlangen gibt es eine wunderwirkende Schlangensalbe für Augenkrankheiten.

Im südlichen Marokko glaubt man, dass die Schlangen oft in der Nacht zu den Frauen kommen, die ihre Kinder säugen, sich an die Brüste der Ammen legen und den Säuglingen das Ende ihres Schwanzes in den Mund stecken. Solche Kinder erkennt man später an bläulichen Lippen. Wenn man einer Schlange vor Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang begegnet,

so bedeutet dies nach albanesischem Volksglauben den bevorstehenden Tod von Verwandten. Wrede sah einen Haufen Beduinen, die auf einen Raubzug ausgezogen waren, nach einer Viertelstunde zurücklaufen, weil eine Schlange vor ihnen über den Weg gekrochen war.

Aehnliches glauben alle Balkanslaven. In Bosnien aber meinen die Mohammedaner, dass, falls eine schwangere Frau eine Schlange trifft, das Kind im Leben Glück haben wird. — In Serbien legt die Mutter in das Amulet, das sie ihrem Kinde zum Schutze gegen alles Uebel um den Hals hängt, ein Häuptchen Knoblauch, welches auf folgende Weise gezogen werden muss: die erste Schlange, die man im Jahre erblickt, muss man töten, ihren Kopf vom Leibe lostrennen und zerstossen: in diese Stücke thut man den Zechel von einem Häuptchen Knoblauch und pflanzt das Ganze im Garten ein. Das Häuptchen, das dann entsteht, kommt ins Amulet. — Bei den Gewürzkrämern und Bazar-Apothekern in Stambul erhält man Schlangenhäute, die als unfehlbares Mittel gegen Diphtherie gelten. — Nach deutscher Sage lebt in jedem Hause ein Schlangenpaar, mit dessen Leben das des Hausvaters und der Hausmutter zusammenhängt. Im Frickthaler Dorfe Magden vermutet man, nach Rochholz, fast in jedem Hauskeller eine Hausschlange, die sich in aussergewöhnlichen Fällen blicken lasse und schon durch ihr blosses Klappern auf einen Todesfall deute. — Auch bei den Juden im frühen Mittelalter kannte man Hausschlangen. Ein alter hebräischer Schriftsteller zitiert diesen „emoritischen“ Gebrauch. — In Rom war die Schlange das Symbol der Fruchtbarkeit, und in Pompeji wurde sie häufig als genius patris familiae, als die zeugende Kraft der Familie dargestellt. — Nach der arabischen Legende war die Schlange ursprünglich die Königin aller Tiere und tausend Jahre vor dem Menschen geschaffen worden. Sie war die Gespielin der Eva. Die Seelen mohammedanischer Heiligen gehen in Schlangen über. Jedes Quartier in Kairo hat eine Schlange als Schutzgeist. In Bagdad glaubt man, dass der Schutzgesit Imam zuweilen in den Leib einer Schlange kriecht. Es ist deshalb verboten, einer Schlange wehe zu thun. Wer das Verbot missachtet, wird von der Schlange nachts getötet. „Jeder Mensch hat eine Schlange als Schutzgeist“, ist südslavischer Glaube. Gedeihen und glücklicher Fortgang des menschlichen Lebens

sind aufs innigste mit dieser Schlange verknüpft. Stirbt die Schlange, so stirbt auch bald ein Mitglied des Hauses. Diese Hausschlange nennen die Serben: Zmija, die Bulgaren: Zmij, Smok, Domakinja oder Saibije. Ihr Aufenthalt bei den Bulgaren ist der Kuhstall.

Falls in einem Hause oder in einem Baume eine zweiköpfige Schlange — Stupan genannt — haust, so soll man sie in Frieden lassen, heisst es bei den Südslaven; wer sie erschlägt, muss sterben. Wenn aber ein solcher Stupan von selbst verreckt, so reisse man das Haus ein oder fälle den Baum.

Die Montenegriner respektieren ebenfalls die Gegenwart der Hausschlange. Aber sie glauben auch, dass die Vampyre in Gestalt schwarzer Schlangen kommen, um die Menschen zu stechen.

Der Hausgeist der Albanesen heisst Wittore. Man stellt sich ihn vor als eine kleine dicke Schlange mit bunter Haut. Diese Schlange wohnt in der Hausmauer und pfeift, wenn Ereignisse bevorstehen. Stirbt im Hause der Mannesstamm aus, dann verschwindet der Hausgeist. In der Gegend von Elbassan in Albanien ist der Hausgeist Wittore nicht bekannt. Dort nennt man Wittore eine glückliche Frau, die viele Kinder besitzt. In der kleinen Walachei glaubt man seit alten Zeiten an die Serpi de casa, die Hausschlange, den Geist des Herdes. In der Winterszeit richtet man diesem Hausgeist ein Lager in der warmen Asche des Herdes her; morgens und abends stellt man ihm eine Schale Milch zum Trinken hin.

In allen Teilen der Welt, sagt Ellis, sind der Schlange und den ihr verwandten Arten, der Eidechse und dem Krokodil, unheildrohende oder erotische Anschläge auf das Weib zugeschrieben. An verschiedenen Stellen meines Buches habe ich nun Gebräuche und Ansichten mitgeteilt, die geeignet sind, die Meinung von Ellis zu unterstützen. Hier erwähne ich des Zusammenhanges wegen noch folgendes: schon in rabbinischer Ueberlieferung ist die Schlange das Symbol geschlechtlicher Wünsche.

In vielen Weltgegenden werden jungfräuliche Priesterinnen dem Schlangengotte gewidmet und ihm angetraut. Die Basutos in Südafrika lassen ihre jungen Mädchen um eine aus Lehm geformte Schlange tanzen. In Deutschland glaubte man noch

bis ins 18. Jahrhundert, dass sich das Haar einer menstruierenden Frau, wenn man es vergräbt, in eine Schlange verwandle.

Bei den Naturvölkern bringt man die Menstruation häufig mit der Schlange oder anderem kriechendem Getier in Verbindung: Bei den Chiriguanos von Bolivia liefen — wie Frazer bei Ellis erzählt — die alten Weiber beim Eintritt der Menstruation eines Mädchens mit einem Stecken umher und suchten die Schlange, die das Mädchen verletzte .... Frazer wies auch auf die griechische Sage hin, nach der eine Prinzessin in der Pubertätszeit sich nicht von der Sonne bescheinen lassen soll, da sie sonst in eine Eidechse verwandelt werde. In einigen Gegenden Brasiliens darf ein Mädchen beim Herannahen der Menstruation nicht in den Wald gehen aus Furcht vor den verliebten Angriffen der Schlange. Ebenso ist es, nach Schomburg bei Ellis, auch bei den Macusi-Indianern in British-Guiana Brauch.

In den nördlichen Territorien Südaustraliens wird die Menstruation einem Bandikut zugeschrieben, der die Vagina kratze, bis sie blute. Ploss und Bartels zeigen an diesen Beispielen, die auch Ellis übernommen hat, dass in den verschiedensten Teilen der Welt die Menstruation als ursprünglich durch eine Schlange verursacht angesehen wird, und dass diese Auffassung häufig mit einer erotischen oder mystischen Idee verbunden sei. Ploss und Bartels wissen keine Erklärung dafür, wie diese Verbindung entstanden sei. Ellis meint, man könne nur annehmen, dass die Gestalt und das Aussehen der Schlange, sowie auch ihre giftige Natur, zusammen mit dem Geheimnisvollen, das überall mit der Schlange verbunden werde — ein Mysterium, das durch seine von Uranfang der Welt datierende Verbindung mit dem Weibe noch verstärkt wird — dazu beigetragen habe, diesen über die ganze Welt verbreiteten Glauben bezüglich des Ursprungs der Menstruation aufzubauen ... Schliesslich erwähnt Ellis auch die Bemerkungen von Robertson Smith: die Schlangen seien die letzten schädlichen Tiere, die der Mensch am schwersten ausrotten könne, daher auch die letzten, die mit den Dämonen in Verbindung gebracht werden; sie waren die einzigen Tiere, die direkt und fortgesetzt mit dem arabischen Dschin oder Dämon

in Zusammenhang gestellt wurden; auch die Schlange im Paradiese war ein Dämon und nicht eine temporäre Vermummung des Teufels; vielleicht wurde die Schlange zum Teil gerade deshalb, weil sie als letzte Verkörperung der dämonischen Kraft galt, mit dem Weibe in Verbindung gebracht, da ja das Weib stets mit den ältesten religiösen Anschauungen verknüpft wurde.

Ein ausführliches Namen- und Sachregister wird dem zweiten (Schluss-)Bande beigegeben.

werden in einigen Kapiteln die Kirche und das Mönchtum und ihr Einfluss auf die Kultur und Sittlichkeit in Russland behandelt, daran schliesst sich eine Schilderung des Sektenwesens, namentlich jener Sekten, welche unter religiösem Deckmantel erotische Ziele verfolgen; beispielsweise die Sekte der „Lichtauslöscher", die Sekte der „Heilenden", die Sekte der „Erzeuger von Gottesmüttern und Erlösern", auch die Sekte der „Skopzen" wird von neuen Gesichtspunkten betrachtet. Andere Kapitel behandeln das Weib und das Kind, Ehe, Geburts- und Totenbräuche, das intime Geschlechtsleben, sexuelle Entartungen, die Sittlichkeit des Hofes, des Adels und des Volkes, das jus primae noctis der so kurz zurückliegenden Epoche der Leibeigenschaft, Liebe und Liebeszauber, Prostitution, Verbrechen, Laster, Trunksucht, Badewesen etc. Mit alledem ist der Inhalt des so gross angelegten und in ernster Arbeit durchgeführten Buches nicht erschöpft. Der Verfasser konnte aus dem Vollen schöpfen, denn er begiebt sich mit dieser Arbeit wieder einmal zurück auf seinen heimatlichen Boden und ist daher in der Lage gewesen, das Werk vorwiegend auf russischem, wenig oder gar nicht beachtetem, den Nichtrussen überhaupt schon aus Unkenntnis der russischen Sprache ganz unzugänglichem Quellenmaterial aufzubauen. Grösstenteils aber bringt er ein von ihm selbst zusammengetragenes, neues Material, das auf Grund seiner Ermittelungen, Nachfragen und Studien entstanden ist und demnach hier zum ersten Male nach sorgfältiger Sichtung veröffentlicht wird. Doch hat er auch alles verwendbare Material anderer, nicht russischer Autoren gewissenhaft zu Rate gezogen und dies durch Fussnoten Seite um Seite kenntlich gemacht. Ausser in diesen Fussnoten hat er die benützten Quellen sämtlich in einem systematischen Verzeichnis zusammengestellt, so dass schon diese Beigabe für jeden, der sich für das Reich des Zaren interessiert, ein vortrefflicher Führer durch die Litteratur über Russland sein wird. Schliesslich enthält auch dieses Werk, gleich dem Werke über die Türkei, ein genaues Namen- und Sachregister von mehreren Bogen Umfang.





